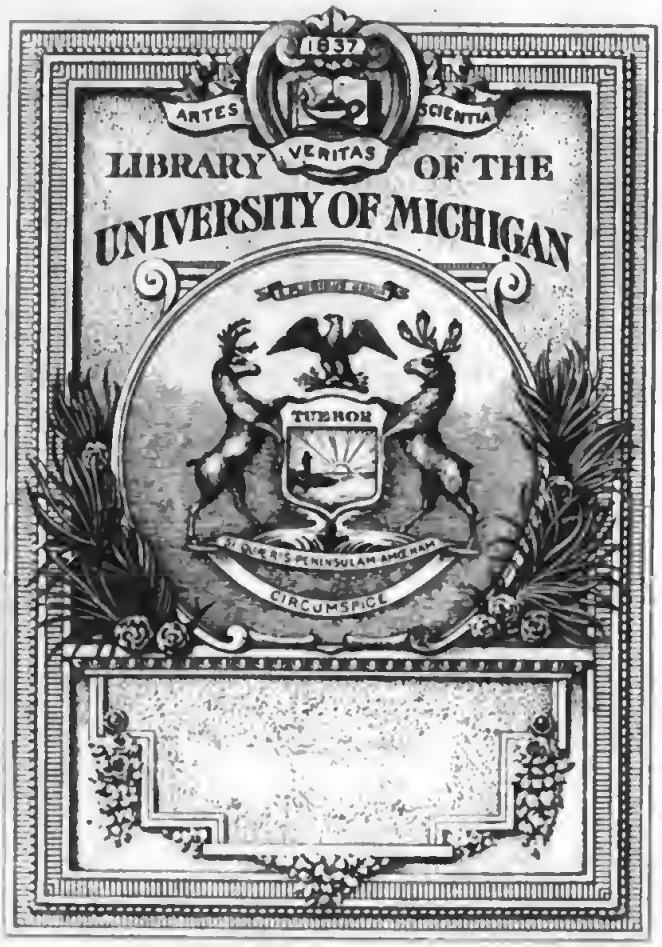
1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

PN
6401
.W97

PN
6401
.W972

222

Hiſtoriſche Wörter,

Sprichwörter und Redensarten

in

Erläuterungen.

A·25

Historische Wörter,

Sprichwörter und Redensarten

in

Erläuterungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. C. von Wurzbach,

Prag.
Verlag von J. L. Kober
1863.

Druck von Ant. Renn, Kolowratſtraſſe „bei drei Linden.“

Proverbs
Lochler
9-23-16
13423

Vorwort.

Statt eines großen abgeschlossenen, vollendeten Werkes, welches den Titel: „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ trägt, liegt nun den Lesern eine Sammlung kulturhistorischer Nippsachen unter dem nämlichen Titel vor, dem großen Werke entnommen und nur ein unvollkommener Auszug desselben. Es würde eine kleine Leidensgeschichte werden, wollte ich die Geschichte dieses Buches schreiben, eine Leidensgeschichte, an deren schmerzlichem Theil weder Verleger noch Autor Schuld tragen. Also wer trägt sie dann? wird man neugierig fragen: die Verhältnisse, oder noch präciser gesagt, die Zeitverhältnisse. Als im J. 1859 der Verfasser sein umfangreiches Werk — über 1500 Sprichwörter-Ueberschriften in 14 Abtheilungen — der Verlagshandlung überreichte, so war diese wohl von solcher Fülle kulturgeschichtlichen und sprachlichen Materiales überrascht; aber die damaligen politischen Zeitverhältnisse machten es nicht rathsam, sich auf den ganzen, in den größeren Partien rein wissenschaftlichen Umfang des

Werkes einzulaſſen. Um nun die Sache nicht ganz fallen zu laſſen, entſchloß ſich der Verfaſſer zur Zurücknahme des Manuſkriptes und entſprach dem Wunſche des Verlegers, aus demſelben eine Auswahl für das große Publikum zu treffen. Den Verfaſſer trieb dazu überdies die Sorge, um das Ergebniß einer vieljährigen Sammlermühe mit einem Male zu kommen, weil eben damals in ſchleſiſchen Blättern von einer koloſſalen Sprichwörterſammlung viel geſchrieben wurde, deren Verfaſſer einen Verleger ſuchte.

Bei dieſem Auszuge nun ward mit Beſeitigung der urprünglichen höheren Tendenz, eine mit Belehrung verbundene Unterhaltung als Hauptzweck angeſtrebt. Die frühere Eintheilung in 14 Gruppen, die von ſehr verſchiedenem Umfange waren, mußte damit fallen gelaſſen und nach Ausſcheidung desjenigen, was der Verleger wollte, ſich für die alphabetiſche Ordnung entſchieden werden. Auch mußte ich den reichen Quellenapparat, der bei einem jeden einzelnen Sprichworte angegeben und oft von anſehnlichem Umfange war, weglaſſen und mich begnügen, dieſem Vorworte eine Reihe der benützten Werke im Allgemeinen anzuſchließen.

Nun ein paar Worte über den Inhalt des Gebotenen:

Es wird kaum nöthig ſein, über den Werth uud das Moment des Intereſſanten einer ſolchen Sammlung viel zu ſagen. Die „Hiſtoriſchen Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ ſind dem Kulturleben der Völker

entnommen und ein Stück Fleisch und Blut derselben. Was der häusliche und öffentliche Verkehr, Anschauungen und Meinungen, Scherz und Ernst, Witz und Aberwitz an die Oberfläche getrieben, findet sich hier in einzelnen Wörtern, in tiefsinnigen Aussprüchen, keck hingeworfenen Gedanken festgehalten und überbracht. In Haus und Hof, in Hütten und Palästen, in den Irrgängen der Geschichte, wie auf mondbeglänzten Gefilden der Sage, bei Schimpf und Ernst, in Streit und Spiel sind sie aufgetaucht, diese Kinder des Volksgeistes, bald angethan mit der Narrenkappe des ausgelassensten Witzes, bald die Geißel des Spottes und einer blutigen Kritik schwingend. Wo uns ein Begriff fehlt, da stellt sich gewiß zu rechter Zeit ein solches Wort des Volkes ein.

Längst schon hat man den Werth solcher Mittheilungen erkannt; aber so reich auch die Sprichwörter-Literatur bereits ist, so interessante Sammlungen darüber bestehen und durch neue, mitunter gediegene Arbeiten immer wieder vermehrt werden, eine Sammlung der historischen Sprichwörter besteht noch nicht. In dürftigen Feuilleton-Artikeln nur stoßen wir hie und da auf einen solchen historisch-sprichwörtlichen Lückenbüßer; ein Ganzes oder wenigstens eine Sammlung derselben, so erwünscht sie auch wäre, fehlt bis heute.

Diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist der Hauptzweck dieser Sammlung, an welche der Verfasser jahrelangen ausdauernden Fleiß verwendet, wie ihm auch ein rei-

ches, längſtverlorenes und vergeſſenes Materiale zu Gebote ſtand. Und um dieſen Zweck einer volksthümlichen Gabe ganz beſonders zu fördern, hat es ſich derſelbe angelegen ſein laſſen, in Form und Styliſirung dieſes Theiles des großen Ganzen eine mehr populäre Färbung anzubringen.

Der Herausgeber bittet um Nachſicht bei Beurtheilung ſeines Werkchens, die man ihm nicht vorenthalten dürfte, wenn man den Eingang dieſes Vorwortes geleſen hat; aber er glaubt noch immer einen nicht ganz unintereſſanten und unwillkommenen Beitrag zur Kulturgeſchichte, ſelbſt mit dieſem Bruchſtücke, geliefert zu haben.

Wien, am 1. Auguſt 1862.

Inhalt

	Seite
1. Den Abt reiten lassen	1
2. Accise	3
3. Acht und aber Acht sind Sechzehn	5
4. Das Ding hat Adlersfedern	5
5. Payer en monnais de singes	6
6. Einen Affen haben	6
7. Der Anfang vom Ende	7
8. Angebinde	7
9. April-Schicken	8
10. Einem ein Bad bereiten	11
11. Einem einen Bären aufbinden	12
12. Einen Ball geben	13
13. Verballhornt	14
14. Bank, Bankerott	19
15. Baron	20
16. Sich den Bart um etwas wachsen lassen	21
17. Um des Kaisers Bart streiten	23
18. Damit kannst du dich begraben lassen	25
19. Berserkerwuth	26
20. Die Zeit ist hin, wo Bertha spann	27
21. Bigott	30
22. Bischof oder Bader	30
23. Kalt und warm aus einem Loche blasen	32
24 Blau-Feuer, In's Blaue reden, Einen blau anlaufen lassen	33
25. Blauer Montag	35
26. Blaustrumpf	37
27. Blechen müssen	38
28. Bock, Bockbier	39
29. Bocksbeutelei	43
30. Einen Bock schießen	44
31. In's Bockshorn jagen	45
32. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus	47
33. Bretze	49
34 Das Buch der Könige aufschlagen	50
35. Dazu hat Buchholz kein Geld	51
36. Budget	51
37. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht	52
38. In die Büchse gefallen	52

	Seite
39. Bureau	54
40. Burſche	54
41. Cabale	55
42. Calembourgs	56
43. Camarilla	58
44. Die Carmagnole ſingen	58
45. Charivari	60
46 Charlatan	65
47. Chouans	66
48 Dr. Luther's Siegelſpruch	67
49. Cicisbeo	67
50. Contredanse	70
51. Dachteln	70
25. Iſt kein Dalberg da	71
53. Zankt Euch nicht, ſonſt kommt der Datte	72
54. Ad usum Delphini	73
55. Le diable á quatre	74
56. Divan	74
57. Die Dragonade	76
58. Draiſinen reiten	77
59. Durchlaucht	79
60. Alles verloren nur die Ehre nicht	79
61. Eiſele und Beiſele	82
62. Enten, Zeitungs-Enten	83
63. Epaulette	85
64. A quatre epingles	86
65. Eſel	87
66. Frankenſteiner Eſelslehen	95
67 Étape	97
68. Etiquette	98
69. Die Extreme berühren ſich (Les extrèmes se touchent)	98
70. Aus dem FF	99
71. Jemanden die Feige weiſen	101
72. Ferſengeld geben, Ferſengeld nehmen	105
73 Fiaker	106
74. Fidibus	108
75. Es geht ſo blutig her, wie im Fladenkrieg	109
76. Feiſte Fliegen ſtechen minder	110
77. Fliegen fangen, Fliegen todtſchlagen	110
78. Frauenzimmer	111
79. Vornehme Frauen gebären in drei Monaten	112
80. Friedel mit der leeren Taſche	113
81. Der Fröſche Lied iſt himmliſch, der Lerchen Geſang hölliſch	114
82. Fuchs, Schulfuchs	114
83. Mit dem Fuchsſchwanze läuten	115

		Seite
84.	Auf dem großen Fuße leben	117
85.	Gott nur keine Gabelstecher, Dreimal gibt neun Löcher	119
86.	Er hält's mit den kurzen Gänse-Federn	119
87.	Es ist nicht der Gänse wegen	119
88.	Die Geisböcke und die Schneider	120
89.	Gallimathias	121
90.	Gang und gäbe	123
91.	Gauch, Geck	124
92.	Gazette	127
93	Geibschnabel	129
94.	Generalstaaten in Frankreich (Etats généraux)	130
95.	Zur Genesung	131
96.	Geruhen	139
97.	Kleine Geschenke halten die Freundschaft aufrecht	140
98.	Den langen Glauben mit Einem beten	142
99.	Von Gottes Gnaden	143
100.	Wer baut auf Gott, sieht keinen Tod	144
101.	Graf	144
102.	In's Gras beißen	146
103.	Grog	148
104.	Groschen, Thaler	148
105.	Großherzog	150
106.	Gulden	151
107.	Sich einen Haarbeutel trinken	151
108.	Es lebe Hänschen im Keller	153
109.	Einen hänseln	154
110.	Hagestolz	156
111.	Er geht wie der Hahn über die Kohlen.	158
112.	Nach Dreikönig wächst der Tag um einen Hahnenschritt	160
113.	Hahnrei	161
114.	Das Halb ist mehr denn gar (ganz)	163
115.	Auf besagten Hammel kommen	163
116.	Unter den Hammer kommen	165
117.	Die Mücke gewöhnt den Hammerschlag	167
118.	Sich die Hand in Unschuld waschen. Eine Hand wäscht die andere	167
119.	Der Has über den Adel springt	169
120.	Da liegt der Has im Pfeffer	169
121.	Hasen-Ritter	170
122	Unter die Haube kommen	172
123.	Einem heiß machen	173
124.	Herr	174
125.	Herzog	179
126.	Himmel	180

	Seite
127. Republikanische Hochzeiten, Republikanische Taufen	183
128. Hörner aufsetzen, Hörner tragen	184
129. Hört! Hört!	186
130. Hofweihwasser	187
131. Auf dem Holzwege sein	188
132. Houny soit, qui mal y pense	189
133. Da liegt der Hund begraben	191
134. Auf den Hund kommen	192
135. Einem den Hund vor die Füße werfen	196
136. Den Hund aus dem Ofen locken	197
137. Es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm	198
138. Er macht's wie Fugger's Hund	199
139. Komm' ich über den Hund, so komm' ich auch über den Schwanz	200
140. Todte Hunde beißen nicht	200
141. Hundsfott	201
142. Am Hungertuche nagen	201
143. Hus — Luther	202
144. Hurrah	203
145. Hußar	203
146. Der Punkt auf dem J.	204
147. Jekel und Grikel	207
148. Jezern	208
149. Die Incroyables	209
150. Infanterie	210
151. Sind wir gleich im Joche, Illuminiren wir doche	211
152. Die Jungfrau im Sprichwort	211
153. Eine Jungfrau, so ein Eisen abgeworfen	215
154. Ihr habt mir all mein Käs abgeraten	215
155. Der Kalender	216
156. Kannegießern	220
157. Hundert und ein Kanonenschuß	221
158. Mit dem eilften Finger ein Loch durch die Kanzel bohren	221
159. Jemand karniffeln	222
160. Die Katz' im Sack kaufen	222
161. In der Luft kaufen	227
162. Theuer kaufen und wohlfeil verkaufen	227
163. Kikel-Kakel	228
164 Kipfel	229
165. Kleiner Leute halben ist nie eine Schlacht verloren gegangen	230
166 König	230
167. Königliche Hoheit	235
168. Einen Korb geben	236
169. Krieg ist leichter angefangen, denn beendet	239

	Seite
170. Krippenreiter	241
171. Hol dich der Kukuk — Des Kukuks werden — Das weiß der Kukuk	242
172. Den Kuppelpelz verdienen oder kriegen	244
173. Lateiniſche Küche	246
174. Die Leviten leſen	247
175. Hätte Lyra nicht gefeiert, hätte Luther nicht getanzt	248
176. Im Mai ſoll man nicht heiraten	249
177. Wenn mancher Mann wüßte, Wer mancher Mann wäre, Gäbe mancher Mann manchem Mann, Manchmal mehr Ehre	256
178. Zum Kloſter Maulbrunn ſtiften	257
179. Mephiſtopheles	257
180. Morganatiſche Ehe	258
181. Bis auf den Nagel brennen laſſen	258
182. Sich einen Nagel zum Sarge ſchmieden	261
183. Die Nagelprobe	262
184. In Schulden ſtecken bis über die Ohren	264
185. Die neun P	264
186. Pantalon	265
187. Page	267
188. Unter dem Pantoffel ſtehen	269
189. Auch ich war zwei Jahre in Paris	271
190. Paſcha	273
191. Pech haben	273
192. Waſch mir den Pelz und mach ihn nicht naß	274
193. Penzen	275
194. Der Petersgroſchen	276
195. In die Pfanne hauen	278
196. Die Pferde laufen um Pfründen, Indeß ſie die Eſel finden	279
197. Schäbiger, dich hüte vor dem Pocher, ſonſt henkt er dich an den Schnellgalgen	279
198. Popel, Popelmann	280
199. Einen Prozeß anhängen	280
200. Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich	281
201. Pasquill, Pasquino — Marforio	282
202. Perrücke	283
203. Petitsmaitres	285
204. Philiſter	286
205. Policinell	287
206. Poltron	290
207. In die Prädull kommen	292
208. Punſch	293
209. Rädelsführer	293
210. Ratafia	295

	Seite
211. Rathen und Reiten thut's	295
212. Ringlich, dinglich	296
213. Er iſt rips	298
214. Rococo	299
215. Sub rosa	301
216. Es geht ein rother Faden hindurch	304
217. Den Rummel verſtehen	305
218. Er hat Rudolph's Redlichkeit	306
219. Einen in den Sack ſtecken	306
220. Das „Saint“ vor franzöſiſchen Namen	307
221. Salbaderei	309
222. Die Chamade blaſen	310
223. Etwas im Schilde führen	310
224. Schlampampen, pampen	311
225. Schmarotzer	313
226. Neun Schneider machen einen Mann	315
227. Einen ſchnüren	316
228. Es geht wie am Schnürchen	316
229. Er zehrt oder er lebt von der Schnur	317
230. Nach der Schnur leben und über die Schnur hauen	318
231. Schuft	319
232. Schulfuchs	319
233. Die böſe Sieben	320
234. Silhouette	322
235. Steckbrief	324
236. Aus dem Stegreif reden	325
237. Stein und Bein ſchwören	326
238. Sterben wie Roland	327
239. Einen Stiefel reden	327
240. Er kann noch einen Stiefel vertragen	329
241. Strapazze	336
242. Auf den Strauch ſchlagen	337
243. Streit vom Zaune brechen	338
244. Strohwitwe	339
245. Das iſt ſtarker Tabak	339
246. Tanzen wie der Wolf, den Schweif zwiſchen den Füſſen	340
247. Teufel	342
248. Tod	353
249. Tory und Whig	356
250. Er liegt wie der Türke vor Neuhäuſel	358
251. Travailler pour le roi de Prusse, Arbeiten für den König von Preußen	359
252. Das koſtet ein Viehgeld	360
253. Jemand nicht das Waſſer reichen	360

Seite
254. Einem etwas weis machen 361
255. Ein X für ein U machen 363
256. Einem die Zähne weiſen 363
257. Zapfenſtreich 364
258. Zettergeſchrei 366
259. Zuwage 366

Ueberſicht der wichtigeren zu dieſem Werke benutzten Quellen.

Baumgarten: Amand. Das Jahr und ſeine Tage in Meinung und Brauch der Heimath. (Linz, 1860. 4°).
Blotter für literariſche Unterhaltung.
Brinckmeier, Ed. Dr.: Glossarium diplomaticum.
Bullet: Dissertations sur la Mythologie française et sur plusieurs points curieux de l'histoire de France. (Paris, 1775. 12°.)
Conſtitutionnel, 1854.
Erſch u. Gruber: Real-Encyklopädie.
Eiſelein: Die Sprichwörter und Sinnreden des deutſchen Volkes. (Freiburg, 1840.)
Fleury de Bellingen: L'Étymologie ou explication des proverbes français (à la Haye 1656. 12°).
Florileggio Scientifico storico lettarario del Tirolo italiano (Padua, 1856).
Gaignières: Recueil des proverbes français historiques ou moraux. 3 Bde
Germania von Dr. Franz Pfeiffer.
Gräffer: Clio's Curioſitäten-Cabinet. (Wien 1814.)
Gräffer: Hiſtoriſche Raritäten.
Grimm's Mythologie.
Körte: Sprichwörter. (1. Aufl.)
Lehmann: Florilegium politicum (1643).
Lemesangère: Dictionaire des Proverbes français. (Paris, 1821. 8°. 2. edition.)
Le Roux de Lincy: Le livre des proverbes français. (Paris 1842. Panlin 2 Bde. 8°.)
Leſefrüchte von Dr. Pappe.
Mery (M. C. de): Histoire générale des Proverbes, Adages, Sentences, Apophtegmes derivés des moeurs, des usages etc., des peuples anciens et modernes etc. (Paris, 1823. 3 Bde. 8°.)
Mitterutzner, Dr.: Abſtammung und Verwandtſchaft der italieniſchen Sprache.

Les oeuvres d'Estienne Pasquier (Amsterdam 1723. 2 Bde. Fol.) in den Recherches de la France, livre VIII.

Philipp's vermiſchte Schriften 1—3 Bd.

Pluquet, Fréd: Contes populaires, Préjugés, Patois, Proverbes, Noms de lieux de l'arrondissement de Bayeux. (Rouen 1834. 8°.)

Les illustres proverbes nouveaux et historiques expliqués par diverses questions curieuses et morales en forme de dialogues etc. (Paris 1665, René Guiguard. 2 Bde. 12°.)

Reglemens sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII. Siècle etc. publiés par M. Depping. (Paris 1837, 8°.)

Schimpf und Ernſt.

Sprichwörter, ſchöne, weiſe Klugreden ꝛc. (Frankfurt bei Chr. Egen Erben.)

Tuet, abbé; Les matinées sénonaises ou proverbes français avec leur origine, leur explication, leur rapport avec ceux des langues anciennes et modernes etc. etc. (Paris, 1789, 8°.)

Sprichwörter der Polen. Von Dr. Wurzbach. (Wien 1852.)

Zincgref, Jul. Wilh.: Der Teutſchen ſcharpfſinnige Sprüch= apophthegmata genannt. (Straßburg, 1628.)

Zeitungen (alle Jahrgänge):

Abendblatt v. Th. Hell — Geſellſchafter v. Gubitz — Komet v. Herlosſohn — Phönix v. Duller — Zeitung f. d. elegante Welt — Morgenblatt (Cotta) — Didaskalia — Frankfurter Converſationsbl. — Leipziger Illuſtr. — Kölniſche Zeitung — Berliner Figaro — Hamburger Börſenhalle — Hamburger Jahreszeiten — Europa von Kühne — Zeitung a. d. Vorwelt u. ſ. w. u. ſ. w.

324

1. Den Abt reiten lassen

d. h. unbeaufsichtigt sich gehen lassen.

Wer kennt das nicht unter dem mehr populären: „Wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag?“ Hier muß der Abt sich die Rolle der Katze gefallen lassen, und jedenfalls haben wir hier das historische Moment in der Thatsache der großen Macht und Gewalt mittelalterlicher Äbte. Ein solcher Abt war es ja auch, dessen Bäuchlein im Bürger'schen Gedichte: „Der Abt von St. Gallen“ den großen Kaiser genirte. Wie mußten erst die armen, solch' Mächtigem untergebenen Mönche sich dann und wann als Mäuse glücklich fühlen! „Wenn der Abt ausgeritten ist, so machen sich die Mönche zu Haus lustig,“ so lautet verständlich der erklärende Text des obigen Spruches. Der Franzose sagt: „Quand l'abbé danse à la court, les moines sont en rut aux forêts.“ Deutsch etwa:

Wenn die Aebte bei Hofe walzen,
Dann die Mönche im Walde balzen.

Der Grundgedanke ist übrigens alt, und schon bei Terentius finden wir den Satz: Perstrepunt, domini ubi absunt; wie auch die Franzosen sich vernehmen lassen: „Voyage du maître, noce de valet.“ Es geht immer auf die Katze hinaus.

Es gibt aber auch im Gegensatze zu obigen, wo die Abwesenheit des Abtes die Lustigkeit der Mönche zur

Folge hat, mehrere Redensarten, als: „Wenn der Abt die Würfel dreht, da dobeln die Mönche," oder: „Wenn der Abt die Würfel gibt, da spielen die Brüder." Der Franzose wieder sagt: „Quand l'abbé tient taverne, le moines peuvent aller au vin", deutsch etwa:

Wenn der Abt hält offnen Tisch,
Dann füllen die Mönche ihr Näglein frisch; —

oder in anderer Form:

le moine repond comme l'abbé chante,

deutsch etwa:

Der Mönch so die Antwort gibt,
Wie's dem Abt zu singen beliebt.

Ueberhaupt leben die Mönche und Aebte ganz lustig im Sprichworte; so sagt der Franzose: „Attendre quelqu'un comme les moines attendent l'abbé." Jemanden erwarten, wie die Mönche den Abt, d. h. pünktlich zu Tisch kommen, weil die Mittagszeit in den Klöstern so fest geregelt ist, daß wenn die Glocke schlägt, man sich zu Tische setzt, ohne eben erst den Abt oder Prior zu erwarten; eine Sitte, die noch in allen, auch in den deutschen Klöstern fortbesteht.

Ein Abt insbesondere und zwar jener von Fulda, lebt als Warnungstafel gegen die Neugierde im sprichwörtlichen Gedächtnisse; es heißt nämlich: Nimm dich in Acht, daß dir's nicht geht wie dem Abt von Fulda," welcher vorwitzig und aus unzeitigem Glaubenseifer der Lützner Schlacht, in welcher Gustav Adolph fiel, zusah und durch einen Schuß getödtet wurde.

2. Accise.

Dieses verhängnißvolle, aus gewissen Gründen vielverkezerte Wort hat zu den mannigfaltigsten Hypothesen Veranlassung gegeben; sowol die tiefernste Gelehrsamkeit als auch der Humor haben dazu ihr Contingent gestellt; aber die vielleicht naheliegende Erklärung scheint sich hartnäckig zu verbergen. Es bestehen bis jezt 4 Hypothesen, von denen wol nur die drei ersten ernst gemeint sind, nämlich die Herleitung des Wortes von dem lateinischen accidere (cadere), den Begriff der indirekten Steuern als etwas zufällig Eingenommenes repräsentirend; dann die Ableitung aus dem altdeutschen Ziese oder Zise, mit Steuer gleichbedeutend, daher z. B. Bierzise in den Chroniken des 14. Jahrh.; und die Meinung, das Wort komme von caedere her. Diese etwas gesuchte Erklärung wird so motivirt: Die Alten, in der Art der Aufzeichnung und Rechnungscontrolle noch nicht so weit wie wir, hätten die erhobene Steuer durch Schnitte in Kerbholz ersichtlich gemacht, daher sie ein incisum genannt worden sei. Später wären außerordentliche Steuern durch die Umänderung der Silbe in in ac bezeichnet worden. Einer humoristischen Auffassung wie ein Ei dem andern sieht aber die vierte Hypothese gleich, nach welcher Accise, freilich ziemlich bequem und schnurgerade von dem griechisch-lateinischen accisare, d. h. sich stellen, als nähme man etwas nicht gerne, da man es doch sehr wünscht. Zunächst soll es von der Koketterie eines griechischen Weibes hergenommen sein, welche Acce hieß, und lateinische Autoren sprechen stehend von einem Accismus, gleichbedeutend mit systematischer Koketterie. Wir hätten

also nach dieser Erklärung an unsern Accisebeamten einen Zuwachs von ganz niedlichen Koketten. „Si non e vero, e ben trovato," kann man da sagen.

Es läßt sich aber Accise auch von accipere, in Empfang nehmen, herleiten; es bliebe dann noch immer aufrecht, was im Volksmunde lebt: „Wer sich Accisoren laßt setzen, darf keiner Blutegel," ähnlich dem Horazischen: „Non missura cutem, nisi plena cruoris hirudo."

Keine Hypothese und allem Anscheine nach die richtigste Erklärung dürfte aber die Herleitung des Wortes von Assisa, den Assisen sein. Ursprünglich bezeichnete man damit jede feierliche Sitzung, in welcher endgiltige Aussprüche gethan wurden; später die auf solchen Assisen erlassenen Verordnungen selbst; näherkommend endlich die Steuern, welche darauf bewilligt wurden, und „levare assisiam" war in vielen Urkunden des Mittelalters gleichbedeutend mit: „Die Steuern erheben." Im 14. Jahrh. findet sich assisia für pensio annualis; im 15. Jahrh. ausdrücklich für den Begriff der städtischen Consumtionssteuer, so ziemlich die Bedeutung der heutigen Accise. Um aber diesen philologischen Excurs mit einer Redensart des Volkswitzes aus dem praktischen Leben zu schließen, bemerken wir noch, daß der gemeine Mann von lüderlichen Weibsbildern zu sagen pflegt: „Abgegriffen wie eine Accise-Klinke."

3. Acht und aber Acht sind Sechszehn.

Ein Fürstenspott aus mittelalterlicher Zeit. Der Spott galt der Kaiserlichen und Reichsacht. Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, als man ihn anläßlich einer Fehde, auf die er auszog, warnte, der Kaiser werde ihn in die Acht und Aberacht erklären, erwiderte lächelnd: „Sorgt Euch nicht, Acht und aber Acht sind sechszehn, mit denen will ich schon fertig werden.“ Die Acht (bannum), (daher auch Bann,) war, wie bekannt, die anläßlich eines Vergehens gegen das Gesetz, über welches man sich auf geschehene Vorladung zu rechtfertigen unterlassen hatte, vom Könige ausgesprochene Fried-, Ehr-, Rechtlos- und Vogelfreierklärung, welche, wenn sie wiederholt wurde, Aberacht (bannum reiteratum, rebannum) hieß.

4. Das Ding hat Adlersfedern.

Beruht auf dem Aberglauben des Volkes, daß derlei Federn, irgendwohin gelegt, wieder wegfliegen, oder auch, daß sie andere Federn, mit denen sie in Berührung kommen, aufzehren. Deutet also auf ein Ding, das nirgend Ruhe hat und dessen Besitz nicht sicher ist. Anklingt hier der Spruch: „Das Ding hat Flügel,“ oder „es hat Füße,“ wie man z. B. häufig vom Gelde sagt; man kann's nicht halten, es liegt in seiner magischen, dämonischen Natur, selbst zu fliegen und Anderes zum Fliegen hinzureißen.

Denselben Sinn hat: „Es sind Wolfshaare d'rin,“ von denen die Sage geht, daß sie andere, mit denen sie in Berührung kommen, aufzehren.

5. Payer en monnais de singes.

(Mit Affenmünze bezahlen.)

Soviel als nicht bezahlen dürfen, oder sich der Zahlungsverpflichtung durch Affensprünge, Narretheien entziehen. Der Hintergrund dieses in Frankreich bekannten Sprichwortes ist die Thatsache, daß Ludwig der Heilige von Frankreich allen Affen den Eingang in Paris ohne Zollgeldentrichtung gestattet hat.

6. Einen Affen haben,

so viel als ein Glas zu viel getrunken haben.

Über die Entstehung dieser Redensart gibt eine historische Notiz eine, jedoch wenig beglaubigte Nachricht; nach dieser rühre sie von einer Compagnie Arquebusiere her, welche die Garnison der kleinen Stadt Chauny in Frankreich bildeten und als Abzeichen auf ihren Hüten das Bild eines Affen trugen. Da diese Stadtguardia als wahre Soldaten des Friedens die Zeit fleißig in Schenken zubrachten, so geschah es nicht selten, daß sie dann nicht nur den Affen, dessen Bild sie auf ihren Hüten trugen, sondern auch jenen Affen heimtrugen, der aus diesem Anlaß zur Redensart geworden. Die Wahrheit dieser Erklärung muß dahin gestellt bleiben. Wir möchten es eher von den Trinkgeschirren ableiten, welche in früheren Zeiten unter andern Formen auch jene von Affen hatten. (Mehr darüber in der Redensart: „Er kann einen Stiefel vertragen.“)

7. Der Anfang vom Ende.

Ein echt hiſtoriſches Wort Talleyrand's von demſelben geſprochen in dem Augenblicke, als in Paris die Nachricht von der Kataſtrophe des ruſſiſchen Feldzuges eintraf.

Der Volkswitz blieb dieſer Zuſammenſtellung zweier ſcheinbar ganz auseinander liegenden Begriffe auch nicht fremd, und obwohl es einerſeits bei Geiler heißt:

„Wie reimt ſich das zuſammen?
Wie kann der Anfang und das Ende ein Ding ſein?"

ſo ließen ſich doch auch folgende Sprüche vernehmen:

„Es hat geweret lang, und iſt erſt im Anefang." oder:
„Es iſt ſchon im Backoffen oder auff der Mühl, was geſchehen ſoll,"

deſſen Sinn mit dem des obigen ſtaatsmänniſchen Wortes zuſammenläuft.

8. Angebinde.

Der Ausdruck: „Jemanden ein Angebinde geben," ſtammt aus dem 16. Jahrh. Man band damals den Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern u. ſ. w. das Geſchenk an den Arm.

Grillparzer in ſeinem „Ein treuer Diener ſeines Herrn" läßt Otto von Meran zur Königin (II. Aufz.) ſagen:

„Du weißt, wir feiern heute
Das Wiegenfeſt des Kleinen, deines Sohn's.
Die Herren ſind, die Frau'n bei ihm verſammelt,
Und binden ihn mit kleinen Gaben an."

Es kömmt auch in der Form von Eingebinde vor, weil die Geſchenke hie und da — namentlich für Wöchnerinnen — in ein Tuch gebunden und ihnen ſo übergeben werden.

9. April-Schicken.

Ob dieſer vom Volkswitze ausgebeutete Gebrauch, am erſten April Jemands Leichtgläubigkeit zu einer lächerlichen Bethörung desſelben zu benützen, ſich an die meteorologiſche Thatſache von der Unbeſtändigkeit des Monats April und den Täuſchungen, welche die ſeinem Wetter Vertrauenden erfahren, ſich anlehne, oder ein hiſtoriſches Ereigniß zum Grunde habe, iſt wohl nicht zu ermitteln. Alt iſt dieſe Sitte, ſo viel iſt gewiß, und man findet ähnliche Narren-Tage bei den älteſten Völkern. Die Hindus hatten einen ſolchen im Hulî-Tage, am 31. März, deſſen Späſſe ſo ziemlich mit denen unſeres Aprilſpielens übereinſtimmen. Man ließ einander gegenſeitig Aufträge ausrichten und zu Handlungen verleiten, welche auf eine Täuſchung hinausliefen und den Gefoppten dem Gelächter preisgaben. Die Römer feierten ein festum stultorum, das aber auf den 17. Februar fiel. Die Franzoſen nennen dieſen Spaß poissons d'Avril und die Engländer haben ihren fool's day, Narrentag. Die Bezeichnung poissons d'Avril ſoll von der Fiſcherei hergenommen ſein, deren lebhafter Betrieb um dieſe Zeit wieder begonnen wird. Täuſchte nun der Erfolg die Erwartung eines guten Fanges, ſo ſagte man: Es wären April-, d. h. nur ſehr wenige Fiſche. Daran knüpft ſich auch eine hiſtoriſche Reminiſcenz. Franz, Herzog von Lothringen, wurde nebſt ſeiner Gemalin, Claudia, von Ludwig XIII. von Frankreich in Nancy als Gefangener behandelt. Sie machten nun Befreiungsverſuche und wählten dazu den 1. April. In Bauernkleidern und mit

Körben auf dem Rücken verließen sie mit Anbruch des Tages die Stadt. Eine Frau erkannte sie aber und benachrichtigte eiligst die Schildwache am Thore von der Flucht. Dieser und den übrigen Wachsoldaten kam aber diese Nachricht so unglaublich vor, daß sie lachend erwiderten: „Poissons d'Avril!“ wir lassen uns nicht Aprilschicken. Die Lothringer pflegten dann immer zu sagen: „Das war ein Aprilfisch für die Franzosen.“

Ein anderer köstlicher Beitrag findet sich zur Geschichte des englischen Narrentages. Ein junger Chirurg, der eben aus der Schule im Bartholomäusspital gekommen war, wurde am 1. April von seiner Wohnung auf dem Strand zu einem Patienten in der Newgate-street zu einem sehr reichen Manne Namens Dobbs gerufen. Es war sein erster Patient, und der junge Chirurg versäumte nicht, sich eiligst einzufinden. Er ward vorgelassen. M. Dobbs war eben in seinem Comptoir beschäftigt. Als er von dem Chirurgen den Zweck seines Kommens vernahm, verstand er gleich, um was es sich hier handle. Er ging auf den Scherz ein und sagte: „Wohl, Sir, mein Name ist Dobbs; aber ich bin, Gott sei Dank, frisch und gesund. Es ist ein Mißverständniß, und ohne Zweifel ist es mein Bruder, der Zuckerbäcker auf Fish-street-hill, der nach Ihnen gesandt hat; er ist häufig Unpäßlichkeiten unterworfen, ich will Ihnen eine Zeile an ihn geben.“ Der junge Aeskulap entschuldigt sich, dankt, nimmt das Billet und eilt nach Fish-street-hill, das $^3/_4$ Meilen weiter liegt. Er tritt in den Laden, findet aber Mr. Dobbs Bruder eben

so wohlauf als den von Newgate-street. Der Zuckermann liest das Billet und sagt: „Da die Adresse an J. Dobbs gerichtet sei, müsse nicht Jeffrey, sondern John Dobbs gemeint sein, ein dritter Bruder, der zu Limehouse wohne.“ Abermalige artige Einhändigung einer Adresse, abermaliges Danken, abermalige Jagd auf Mr. John Dobbs zu Limehouse und abermalige Täuschung, wornach aber der Gefoppte die Geduld verliert und heimwärts steuert.

Auch im Munde des deutschen Volks geht seit Langem der Reim:

„Am ersten und letzten April,
Schickt man die Narren wo man will.“

Wie sehr übrigens die Ungunst des Aprilwetters einen ernsten, wirklichen Einfluß auf die Entstehung des Sprichwortes geübt habe, erweisen die folgenden alttentschen Verse:

„Weibergmüt, Herrengunst, Aprillenwetter und Federspil
Verkeren sich oft, wie' mer eben will;“

und es wäre somit als Grund der Täuschung, die nun einmal den Kern der Sache unwiderruflich ausmacht, nicht ein beliebiger Scherz, sondern die bekannte, immer wieder beobachtete Wandelbarkeit der Weiber- und großer Herren-Gunst anzunehmen.

Um eines historischen ersten Aprils zu gedenken, entnehmen wir der Biographie des berühmten französischen Chemikers Vauquelin folgende Thatsache: Napoleon hatte einst ein Paket von verschiedenen fremdartigen Substanzen erhalten und, da eine beabsichtigte Vergiftung vermuthet wurde, an Vauquelin zur Analyse zugeschickt. Die Analyse ergab nichts. Vauquelin eilte zu Napoleon mit

dieſer Meldung. Napoleon war, wie es ſchien, übel aufgelegt und mit dieſer Nachricht übel zufrieden. Endlich rief Vauquelin aus: War nicht geſtern der 31. März? Allerdings, antwortete Napoleon. „Nun Sire, dann hat man Sie in den April ſchicken wollen.“ Die Umſtehenden waren wie vom Donner gerührt. Napoleon, der mit großen Schritten auf- und abging, blieb auf einmal ſtehen und ſagte: „Wahrhaftig Vauquelin, dieſe Antwort ſieht Ihnen ganz ähnlich,“ fing an zu lachen und Vauquelin entfernte ſich, ohne daran zu denken, wie er in ſeiner naiven Freimüthigkeit die Etiquette ſchwer verletzt hatte.

10. Einem ein Bad bereiten.

Ob darunter das Bad zu verſtehen iſt, welches die tugendhafte Frau Baumgartens dem Wolfenſchießen in der Schweiz bereitet hat, oder das von den älteſten ſlaviſchen Völkern gekannte Schwizbad, iſt wohl einerlei; denn der Sinn des Sprichwortes läßt ſich beiden Erklärungen gegenüber retten. Jedenfalls handelt es ſich um eine unangenehme, peinliche Situation, in die Einer geführt werden ſoll; er wird gleichſam in Empfang genommen und gehörig traktirt. Unter uns nennt man das: „Einem etwas einbrocken;“ — „Einem die Suppe verſalzen;“ — „Einem einen Tanz aufführen;“ „Ihn Mores lehren.“

Als polniſches Sprichwort: „sprawić komuś łaźnię“ lehnt es ſich an eine Sitte des Königs Boleslaus Chrabrý (971—1025), der ſehr häufig Bäder gebrauchte und in dieſelben gern junge Leute mitnahm, denen er einer Verirrung, eines Fehltrittes wegen Ermah-

nungen geben, die er „Mores lehren“ wollte. In einem ſolchen Bade belehrte ſie der König, ſchlug ſie eigenhändig mit einer Ruthe und entließ ſie dann mit neuen Kleidern beſchenkt wieder nach Hauſe.

Was die Gewohnheit des Badens betrifft, ſo iſt wohl bekannt, daß ſie früher mehr verbreitet war, als heute und mit zu den täglichen Verrichtungen des Lebens gehörte. Erſt jetzt tritt der Gebrauch der ſlaviſchen Schwizbäder wieder lebhafter auf.

11. Einem einen Bären aufbinden.

Durchaus nicht zu verwechſeln mit der Redensart: „Einen Bären anbinden“, die ſich in dem Sprichworte: „Es iſt beſſer, einen Bären loslaſſen, als einen anbinden“ findet, und wo das Wort Bär gleichbedeutend mit Schuld, und daher der Sinn dieſer Rede iſt: „Es iſt beſſer Schulden bezahlen, als ſolche machen.“ Der Volkswitz bringt das mit einem Bärenführer in Verbindung, der dem Wirthe, ſtatt ihm die Zeche zu bezahlen, ſeine alten Bären an die Thürpfoſte band und davon ging. „Einem einen Bären anbinden oder aufbinden“, heißt: Einem eine derbe, handgreifliche Lüge für Wahrheit bieten. Offenbar kommt Meiſter Petz zu der Ehre, auch hier herhalten zu müſſen, nur durch das Plumpe ſeiner äußern Erſcheinung, an welche ſo vortrefflich die Brutalität einer handgreiflichen, ſtarken Lüge mahnt.

12. Einen Ball geben.

Unseren Schönen macht diese vielbedeutende, brillante, oft so folgenreiche Phrase wohl noch einmal so rasch und heiß das Blut nach den Wangen strömen, und wochenlange, bevor sie in Scene gesetzt wird, machen sie die umfassendsten Toilettstudien. Da wir nun überzeugt sind, daß unsere Damen nicht mit dem gleichen Eifer in philologischen und culturhistorischen Studien sich ergehen, so wollen wir die Mühe für sie übernehmen und sie mit einer Untersuchung über das obige Thema überraschen. Sie haben sich wohl mit uns und einer Heerschaar von Gelehrten schon daran gewöhnt, an den italienischen oder französischen Ursprung des Wortes **Ball** zu glauben; und in der That heißt tanzen auf gut italienisch **ballare**. Auch was man uns von der Ballade, **Ballata** erzählt hat, mahnt daran. Und dennoch können wir uns die Freude nicht versagen, die Bedeutung dieser Redensart „in des Wortes lustigster Bedeutung" auf deutschen Boden zurückzuführen. Mögen die Wälschen und die tanzenden Franzmänner ihrerseits den Beweis führen, daß das Wort dennoch ihnen gehört.

Einer altdeutschen Sitte gemäß, die sich im nördlichen Deutschland erhalten hat, wird am 2. oder 3. Ostertage jungen Frauen von erwachsenen Mädchen des Dorfes ein **Ball** überreicht. Dieser ist mit Wolle oder Federn ausgefüllt und mit seidenen Bändern geschmückt, wird an einer Stange in Procession durch das Dorf getragen und vor dem Hause der jungen Frau aufgepflanzt. Nachdem man sich lustig um ihn herumgetrieben hat, nimmt man ihn, trägt ihn in's Haus hinein und

gibt ihn förmlich der Neuvermählten, welche dafür ihrerseits Tanzmusik aufspielen läßt. So fällt, wie man sieht, die eigentliche Bedeutung jenes Spielzeuges Ball genannt, mit seiner figürlichen zusammen, und wir brauchen die Italiener und Franzosen gar nicht mehr.

Aber schon in Homer's Odyssee finden wir Tanz mit Ballspiel vereinigt, und zwar an zwei Stellen, nämlich im 6. Gesange und im 8., zwischen Nausikaa, der Königstochter und ihren Mädchen, dann beim Tanze des schönen Laodamas mit Halios.

Als Spielzeug und mit witzigen Beziehungen erscheint der Ball auch in alten Volksbüchern, u. zw. bei Brand:

„Sie slahen einander den Ball zu" —

bei Tristan:

„In Ballenwis umtriben und tragen."

Der Brand'sche Spruch hat den Sinn: Sich gegenseitig loben, um wieder dafür gelobt zu werden, was der Lateiner nennt: „Honore invicem praevenire." Aehnlich klingt auch das volksthümliche: „Einander das Hölzel werfen," d. h. Anlaß zu gewünschter Aeußerung geben.

Das vom Ball herkommende französische Ballet wird in der Berliner Gesellschaft hie und da als Bezeichnung von etwas Langweiligem gebraucht. Man sagt davon: „Das ist Ballet."

18. Verballhornt.

Johann Ballhorn war ein Buchdrucker in Lübeck, der im 16. Jahrhunderte lebte. Sein Geschäft setzte sein Sohn fort und im Jahre 1531 erschien in seiner Druckerei: „Die neue lübeckische Kirchen-Ordnung" und

viel später, 1599 ein „Passional“. In beiden Büchern ist nichts von jenen verunglückten Verbesserungen zu finden, die nach ihm den Namen „Verballhornt“ erhielten, der noch heute stark im Gebrauche ist.

Eine — und die häufigst vorkommende Deutung über den Ursprung dieser Redensart ist die, daß Ballhorn in der in seiner Offizin gedruckten Kinderfibel dem Hahn einen Korb mit Eiern beigelegt. Nun ist aber die Erfindung dieses Fibelhahns viel jüngeren Datums (18. Jahrh.) und von einer solchen Ballhorn'schen Fibel Niemand etwas bekannt. Dieser Ursprung des Sprichworts, so boshaft endlich auch seine Entstehung ist, muß also als unrichtig bezeichnet werden.

Joh. Balthasar Schupp, gewöhnlich Schuppius, ein deutscher Gelehrter (geb. 1610, gest. 26. October 1661), suchte den Ursprung dieser Redensart in der von Ballhorn versuchten Vermehrung des Alphabets, da er die Doppelbuchstaben ff, ll, tt, ss demselben hinzugefügt haben soll. Nun wäre dieß eine annehmbare Ursache, wenn sich die Thatsache bestätigte; aber es findet sich kein von Ballhorn gedrucktes ABC-Buch überhaupt, und keines mit diesen Doppelbuchstaben insbesondere. Demnach fällt auch diese Deutung des Sprichwortes von hinnen.

Prof. Christ. Aug. Heumann, (geb. 1681, gest. 1763) in seinem „Poecile“ behauptet nun seinerseits, daß einige Lückenbüßer-Stellen aus Cicero und Quinctilian, mit denen Ballhorn eine leere Seite in „J. Rivii **epitome in verborum et rerum copiam**“ ausgefüllt habe, die Veranlassung gewesen, seinen Namen für alle Zukunft zu verunglimpfen. Diese Ansicht be-

ſtreitet ein Anonymus in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde" folgender Maßen: „Solche Zuſätze „oder Anhängſel waren im 15. u. 16. Jahrhunderte ſo „allgemein und gewöhnlich, daß ſie gar nicht auffallen „konnten, und überdem iſt Rivii epitome ein höchſt „unbedeutendes Buch, das niemals geeignet geweſen, un„ſeres Ballhorn Namen zu verewigen."

Der „Braunſchweigiſche Anzeiger," Jahrgang 1764, Stück 73 enthält einen Aufſatz, den auch Siebenkees in ſeinem „Juriſtiſchen Magazin" I. 528 u. folg. wieder abgedruckt, der eine neue Erklärung der Redensart: „Verballhornt" verſucht, die aber unſerem erwähnten Anonymus zufolge, Wahres mit Falſchem vermenge. Nach dieſer Quelle habe das im J. 1586 erſchienene „Lübekiſche Stadtrecht" den Zuſatz getragen: „Vermehrt und verbeſſert durch Johann Ballhorn" wie ſolches Bahring in ſeinem Clave diplomat. S. 19 behauptet und Siebenkees in ſeinem Magazin zur Entſchuldigung hinzufügt. Doch dieß Alles iſt irrig, der vollſtändige, wörtliche Titel des in Frage ſtehenden Buches heißt: „Der Kayſerlichen freyen und „der heiligen Reichs-Stadt Lübeck Statuta und Stadt„Recht. Auf's Newe überſehen, Corrigiret und aus alter „Sechſiſcher Sprach in Hochteudſch gebracht. Gedruckt „zu Lübeck durch Johann Ballhorn 1586."

Nun denn iſt beſagter Anonymus doch zunächſt geneigt, in dieſem revidirten Lübeck'ſchen Stadtrecht, das Ballhorn zuerſt gedruckt, den Urſprung des in Rede ſtehenden Ausdruckes zu ſuchen. Seine Auslegung iſt folgende:

„Obgleich man freilich, namentlich von dem angren-
„zenden Mecklenburg und Holstein aus auf eine endliche
„Revision und den Abdruck des Lübeck'schen Rechtes
„angetragen, ja wie sehr sich Mancher in Lübeck selbst
„darnach gesehnt hatte, so war man doch nirgends mit
„der Revision zufrieden und schalt auf sie unverholen
„als eine durchaus verfehlte Arbeit. Die Holsteiner und
„Mecklenburger hätten nun eigentlich ihren Vorwurf,
„wenn er anders gegründet war, auf den Senator von
„Stieten schleudern sollen, denn dieser machte den Ent-
„wurf zur ganzen Arbeit und hielt so eigensinnig an
„denselben, daß er nur mit Mühe noch zu einzelnen
„Abänderungen sich verstand; allein wie wenige wußten
„außer und vielleicht in Lübeck, welchen Herrn des Rathes
„jene Revision zunächst übertragen worden war. Sie
„ließen ihrem Unmuthe freien Lauf und wälzten alle Schuld
„auf den Unschuldigsten, auf den Buchdrucker Johann
„Ballhorn, weil dessen Name allein auf dem Titel-
„blatte genannt war, oder auch weil es vielen Rechts-
„gelehrten schon unwillkommen war, daß überhaupt das
„Rechtsbuch nur gedruckt ward, und sie nun so ihren
„Ärger über den Abdruck auf den Drucker übertrugen
„Das ist die nächste und wahrscheinlichste Erklärung des
„Sprichwortes." Es bleibt jedem unbenommen, sie gel-
ten zu lassen. Wir theilen, bemüht das Materiale zu
erschöpfen und nicht geneigt zu Vermuthungen noch ei-
gene Vermuthungen hinzuzufügen, eine noch neuere oder
doch andere Ansicht mit, welche wir dem Werke: „Lü-
bische Geschichten und Sagen", gesammelt von Prof.
Dr. Ernst Deecke. Lübeck bei Carl Boldemann 1852
entnehmen. Dieses für Lübeck zunächst, aber auch für

weitere Kreiſe recht intereſſante Buch enthält mancherlei Sagen, Märchen, die ſich an Lübeck und ſeine Umgebung knüpfen. Beſonders gewähren eine belehrende und zugleich unterhaltende Lektüre die mancherlei Abenteuerlichkeiten von dem Leben und den Thaten einzelner Lübecker daheim und zur See; ferner die Schilderungen alter Bräuche und Einrichtungen, wie überhaupt die Züge, welche in das Treiben und die Charaktere der hanſiſchen Altvordern einen überraſchenden Einblick geſtatten.

Unter Anderm bringt dieſes Buch auch über die Redensart „Verbeſſert durch Hanns Ballhorn,“ folgenden Aufſchluß:

„Johann Ballhorn war ein Buchdrucker aus Soeſt in Weſtphalen gebürtig, der 1528 in Lübeck ein neues Fibelbuch herausgab und zuerſt den lutheriſchen Glauben, das Vaterunſer und den Hausſpiegel hinzufügte, zum Ärgerniß der Geiſtlichkeit. Andere Kränkungen verurſachte Ballhorn der Cleriſei durch die Veröffentlichung der neuen Ordnung des lübeck'ſchen Gottesdienſtes. So wurde er denn von ſeinen Feinden ſprichwörtlich gemacht in dem Sinne, als ob er ſich wie ein rechter Thor mit ungelegten Eiern abgegeben, wozu auch das Sinnbild ſeiner Fibel den Anlaß lieh. Von Ballhorn nämlich rührt der krähende Hahn her, der ſeitdem auf dem Tittelblatte keines ABC-Buches fehlen durfte. Es ſollte damit ausgedrückt ſein, daß die Chriſtenheit wachſam ſein müßte, oder es würden ihr fremde Eier in's Neſt gelegt. Iſt doch der Hahn überhaupt ein vom Volksglauben bevorzugtes Thier, deſſen Krähen die Geſpenſter der Nacht verſcheucht, und den Dunkelmännern ſchon durch die Aufgabe verhaßt, daß er den

Anbruch des Tages zu verkünden hat. Trotz der Anfechtungen und Gegenversuche des Domcapitels blieb Hanns Ballhorn der deutsche Fibellieferant und die Verfolgungen blieben fruchtlos. Dafür rächten sich die Gegner, indem sie den Buchdrucker verriefen und boshaft verspotteten, so daß man noch heut zu Tage die ungeschickte Veränderung eines Buchs oder Kunstwerkes als eine „Verballhornung" zu bezeichnen pflegt."

So wären denn genug Vermuthungen über diese Redensart und nur das Eine ist gewiß, daß im Namen des lübeck'schen Buchdruckers ihr Entstehungsgrund zu suchen; alles Übrige aber ist doch nur mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothese.

In ähnlicher Weise wie Verballhornen, um eine Veränderung zum Schlechten zu bezeichnen, bediente man sich der Redensart „Verkuhbachen". welche wahrscheinlich von dem badenschen Orte Kuhbach ihren Ursprung ableitet. Die nächste Veranlassung dieses Schimpfes ist mir unbekannt.

14. Bank. Bankerott.

Der Ursprung dieses heute so vielfach gebrauchten Wortes ist folgender: Die Kaufleute nannten einst den festen Tisch, worauf sie ihre Waaren auslegten und Geldgeschäfte machten, Bank.

Im 11. und 12. Jahrh. geschah dieß Alles, namentlich bei den Venetianern, auf öffentlichen Märkten, wobei ein hoher Tisch, von den Italienern Banca, auch Banco genannt, die Bank repräsentirte.

Daher schreibt sich auch das Wort Bankerott. Wenn ein Kaufmann zahlungsunfähig wurde, zerschlug man

auf Befehl der Behörde seine Bank, zum Zeichen, daß er als Wortbrüchiger das öffentliche Vertrauen verwirkt habe. Das hieß **Banco rotto**, französisch **Banqueroute**.

So erklärt es sich, daß man noch heute ein öffentliches Gebäude, in welchem mit Geldern in großem Maßstabe und kaufmannsmäßig verkehrt wird, **Bank** nennt.

15. Baron.

Dieser Titel, anfänglich Varo, später Baro geschrieben, stammt aus dem Romanischen und bedeutet einen **Mann** überhaupt, daher im Lateinischen dem Worte stets das **liber** vorgesetzt wurde, **liber baro**, d. i. Freier Mann, Freier Herr, Freiherr.

Die ältesten **Barone** waren die englischen, und dort ist auch die Abstammung des Wortes zu suchen. Der den König umgebende Adel war nämlich vorzüglich zu Kriegsdiensten verpflichtet, wie auch in der Geschichte der Vasallen aller Länder die gleiche Bedeutung festgehalten ist. Der Krieg heißt aber im Englischen **war**, daher das anfängliche Varo und das nachfolgende **Baro**, auf gut deutsch ein Wehrmann, Kriegsmann, selbstverständlich ein Edelmann, freier Mann.

Wie sehr die Barone seit je von der Erhabenheit ihrer Würde durchdrungen waren, dafür finden sich zwei allerliebste Belegstellen. Der ausgezeichnete aber eitle Künstler **Baron** behauptete einst in allem Ernste: „**Es erscheine alle hundert Jahre ein Cäsar, aber nur alle tausend Jahre ein Baron.**“ Ist wohl etwas stark, aber immerhin nur ein gutes Wortspiel, zu

dem eben der Name verleitete und beiläufig in demſelben Sinne, in dem ein großer deutſcher Mime ſeinem Fürſten, der von den hohen Bezügen der Schauſpieler gegenüber denen der Hofräthe ſprach, antwortete: „Gnädigſter Herr, Hofräthe können Sie haben ſo viel Sie wollen, aber nicht ſolche Künſtler wie ich bin.“ Dieſer Calembourg iſt alſo ziemlich harmlos.

Nicht dasſelbe kann man von der, ſeither ſprichwörtlich curſirenden Rede eines bekannten öſterreichiſchen Hochtory ſagen, der gleichfalls in allem Ernſte den Ausſpruch that: „Der Menſch fange erſt beim Baron an.“ Was läßt doch Schiller ſeinen Carlos II. Act 1. Auftritt ſagen? Ja richtig: — der

In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehen ſich verdammt, ...

16. Sich den Bart um etwas wachſen laſſen.

Es beſtand in früheren Zeiten die Sitte, ſich, wenn man trauerte, in ernſter, kritiſcher Lage war oder etwas großes vorbereitete, den Bart wachſen zu laſſen. Man erzählt von vielen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, daß ſie um dieß oder jenes hoch und theuer ſchwuren, ſich nicht eher den Bart ſcheeren zu laſſen, als bis etwas, das ſie erfüllt ſehen wollten, geſchehen wäre; oder ſie verewigten ſich auch mit langem Barte zur Erinnerung an ein ſchmerzliches, trauriges Ereigniß. Als z. B. Papſt Clemens VII. im J. 1525 in ſeiner Engelsburg von dem Cardinal Colonna belagert wurde, ließ er ſich den Bart wachſen und in dieſer Geſtalt auf ſeiner Münze abbilden, deren Rückſeite den Apoſtel Petrus darſtellt, wie er von dem Engel aus dem Kerker

geführt wird, mit der Umschrift: **Dominus misit angelum suum et eripuit me de manu Herodis.** Die Bedeutung dieser Sitte ist nun sprichwörtlich geworden, und man bedient sich dieser Worte um anzuzeigen, daß man Ursache habe, über etwas in Sorge und Trauer zu sein.

Gleichbedeutend damit ist: „Sich ein graues Haar wachsen zu lassen.“ Bei Reinecke Fuchs liest man:

„Das sind noch eben keine Sachen,
Die mir graue Haare machen.

Die Entstehung grauer Haare, namentlich die vorzeitige, plötzliche, weist deutlich auf Sorge und Bekümmerniß, da es physiologisch richtig ist, daß diese das Ergrauen der Haare beschleunigen.

Aber auch auf Weisheit und männliche Haltung deutet der lange und ergraute Bart, wie uns dessen die Antwort des Basler Professors Hieron. Rhetus belehrt, der einen sehr langen Bart trug und um die Ursache befragt, erwiederte er: „So oft ich meinen Bart beschaue, mag ich gedenken, daß ich nicht ein Weib, sondern ein Mann und zwar ein so alter Mann bin, daß Weibisches und Kindisches nun auf immer von mir ferne ist.“ Dem gleich heißt es auch: „Wo kein Bart, da ist auch kein Verstand.“ Endlich soll es auch Schlauheit und witzigen Hinterhalt anzeigen, denn ein altdeutscher Spruch besagt: „Wer einen Bart laßt wachsen, der hat ein schalckheyt gethan, oder hat einer willen.“

17. Um des Kaisers Bart streiten

Oder auch: „Um des Kaisers Bart spielen;“ oder: „Es geht um des Kaisers Bart.“ Eine Redensart im Spiele, und bedeutet so viel als: Um Nichts spielen. Zu Grunde liegt hier eine zweifache Anschauung. Entweder man stellt sich den Bart des Kaisers wie einen andern vor, der an und für sich nichts Werthvolles sei; oder dem entgegen bezeichnet man den Bart des Kaisers als etwas so Hohes, Unerreichbares, daß es lächerlich wäre, auf seine Gewinnung hin zu spielen.

Das Ding hat aber auch einen geschichtlichen Hintergrund. Es soll sich nämlich um den Bart eines wirklich lebenden Kaisers, Karl des Großen, gehandelt haben. Es entstand unter Numismatikern ein gelehrter Streit. Die Numismatiker unterscheiden Münzen, die bärtige Köpfe zeigen, von solchen, worauf unbärtige ausgeprägt sind. Jene heißen numi barbati, Bartmünzen, und gehören mehrere römische Kaisermünzen, z. B. die des Trajan, Aurelian, Justinian u. a. dazu. Nun entspann sich, wie behauptet wird, ein gelehrter Streit unter Münzkundigen, ob die echten Münzen von Kaiser Karl dem Großen einen Bart zeigen müssen oder nicht. Die Sache hatte historische Wichtigkeit, denn auf einigen Siegeln stand das Bildniß des Kaisers mit, auf andern ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche Verdacht, daß entweder diese oder jene untergeschoben sein müßten, und es ward die wichtige Frage aufgeworfen: welche von beiden ächt wären. Die Frage konnte aber nicht entschieden werden als dadurch, daß man auszumitteln suchte: ob der Kaiser überhaupt

einen Bart getragen habe oder nicht. Dieſe Unterſuchung verfiel, — jedoch mit Unrecht, dem Witze der Spötter und gab der obigen Redensart den Urſprung. Nach Andern ſoll das Sprichwort auf die Sage von dem Kyfhäuſer-Schläfer, dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, ſich beziehen, von dem viele noch immer nicht glauben wollen, daß er in ſeiner unterirdiſchen Kaiſerwohnung des Thüringer Berges ſeinen Bart in's Unendliche fortwachſen laſſe, vielleicht bis Deutſchland einig ſein werde. Da wäre alſo ein Streit, und zwar ein ſehr brennender, allerdings noch in der Schwebe.

So viel iſt indeß gewiß, daß die hiſtoriſche Deutung den urſprünglichen Sinn der Redensart nur beſtätige, nämlich die Charakteriſirung eines Streites um Dinge von untergeordnetem Intereſſe.

Die alten Griechen ſagten: „Um des Eſels Schatten ſtreiten", welche Redensart daraus entſprang: Ein junger Athenienſer hatte zu einer Reiſe einen Eſel gemiethet. Eines Mittags auf der Reiſe brannte die Sonne ſehr heiß, und er ſah ſich vergeblich nach einem Schatten um. Da fiel ihm ein, ſich in des Eſels Schatten zu erfriſchen. Er ſtieg ab und wollte dieß eben thun, als der ihn begleitende Eſelstreiber behauptete, der Platz gehöre ihm zu, denn er habe zwar den Eſel, keineswegs aber des Eſels Schatten vermiethet. Es kam darüber zu heftigen Worten, von dieſen zu Schlägen und, da durch dieſe auch nichts entſchieden wurde, zu einem Prozeß, der obigem Sprichworte ſeinen Urſprung gab und den Wieland in ſeinen „Abderiten" mit unverwüſtlichem Humor dargeſtellt hat.

Analog dieſen Redensarten iſt die franzöſiſche: Se

battre de la chappe à l'évêque, „ſich um den Mantel des Biſchofs raufen", für die man neben andern Erklärungen auch die hiſtoriſche hat, daß wenn der Erzbiſchof von Bourges nach der Einkleidung den Fuß zum erſten Male über die Schwelle ſeiner Kathedrale ſetzte, das abergläubige Volk ſich ſeines Chor-Mantels bemächtigte und denſelben in Stücke zerriß, welche als erbeutetes Heiligthum von den Einzelnen ſorgfältig aufbewahrt wurden. Man erzählt auch von dem römiſchen Volke, daß es das Meßgewand eines verſtorbenen Papſtes in ebenſo fanatiſcher Weiſe zu theilen pflegte. Man pflegt das franzöſiſche Sprichwort anzuwenden, wenn man um Sachen ſtreitet, die weder dem Einem, noch dem Andern der Streitenden angehören.

18. Damit kannſt du dich begraben laſſen.

In einigen Gegenden Deutſchlands angewendet, wenn Einer mehr verlangt, als ihm nach den Umſtänden zugeſtanden werden kann, oder wenn er unausführbare, lächerliche Vorſchläge macht. Es will alſo damit ſo viel geſagt werden, als: Nimm deine Forderung oder deinen Vorſchlag dorthin mit, wo es unmöglich iſt, an eine Verwirklichung zu denken; gleichſam alſo den Mann mit ſeiner Idee, und dieſe mit dem Manne aus dem Leben verweiſen, und zwar an jenen Ort, von dem ſie lebendig nicht wieder zurückzukehren vermögen.

Einen anderen Aufſchluß gibt die Beobachtung folgender Thatſache: In mehreren Armenhäuſern und Hoſpitien beſteht der Gebrauch, daß ein Mitglied, wenn es austreten will, vorher eine Taxe zu entrichten hat für den Beerdigungsfond der Anſtalt. Von einem ſolchen

Mitgliede hieß es nun, daß es sich früher begraben lassen, d. h. das bezahlen müsse, was es jedenfalls, wenn es im Vereine gestorben wäre, aus seinem Nachlasse hätte entrichten müssen.

Ganz dasselbe will die Redensart: „damit kannst du dich heimgeigen lassen“ sagen. Auf den Kirchtagen einiger deutschen Dörfer besteht nämlich, wenigstens bei den wohlhabenden Bauern die Sitte, am Schlusse der Unterhaltung einen oder mehre Musikanten des Orchesters mitzunehmen und sich von ihnen unter Spiel nach Hause heimgeleiten, „heimgeigen“ zu lassen. Wenn man also Einem diesen Spruch zuruft, so soll es offenbar heißen: Du kannst ein Ende machen mit deiner Idee oder deinem Vorhaben, und so wie jener Akt beim Kirchweihfeste der Schluß ist, so sollst du hier dich trollen!

19. Berserkerwut.

Man hört oft von der „Berserkerwut der Kritiker“ sprechen und versteht darunter einen Ingrimm, der den gewöhnlichen Zorn weit übertrifft. „Berserkerwut“ an und für sich ist die ungestüme, blinde Kampfwut wilder, ungeschlachter, roher Menschen, und zwar sowohl im physischen, als psychischen Sinne. Der Ausdruck stammt aus der nordischen Mythologie. Nach einer skandinavischen Sage war Arngrim ein gefürchteter Kriegsheld, der gegen die Sitte der Zeit, in welcher er lebte, Panzer und Helm, kurz jedes Rüstzeug verwarf und stets ungeharnischt sich zum Kampfe stellte. Ob dieser Eigenschaft erhielt er den Beinamen Berserker, das im Skandinavischen Barpanzer, panzerlos von saerk (Hemd) und bar (ohne) bedeutet. Die

Wut, von der er im Kampfe beseelt war, ersetzte das Rüstzeug, und er glich dann einem Rasenden. Seine zwölf Söhne, gleich ihm wild und mutdurchglüht, erbten seinen Namen und seine Kampfeswut, die mit der Zeit sprichwörtlich geworden.

20. Die Zeit ist hin, wo Bertha spann.

Die noch bis heute beliebteste Deutung dieses Sprichwortes, nämlich eine Zeit zu charakterisiren, welche sich als vorzugsweise gute Zeit zu erkennen gab, und wo redliche Arbeit auch redlichen Lohn gefunden hat, stimmt nicht mit allen geschichtlichen Erklärungen überein. Einige geben der Sache folgenden Hintergrund: Bertha, die Gemalin Königs Rudolph von Klein-Burgund, spann, u. z. nach der damaligen Sitte (Bertha starb 970) so fleißig, daß sie auf ihren Reisen im Lande, wenn sie zu Pferde saß, unterwegs nicht müssig war und dem Volke überall mit dem guten Beispiele voranging. Der Wirt in Payerne, wo 1818 Bertha's Grab in der alten Abtei wieder aufgefunden und ihre Gebeine auf Befehl des Staatsrathes des Waadtlandes in einem neuen steinernen Sarkophag beigesetzt wurden, zeigt den Reisenden noch immer den Sattel der Königin, in welchem man die Öffnung für ihren Rocken sieht.

So wurde Bertha auch mit den Merkmalen dieser Beschäftigung in Denkmälern verewigt. Nach Andern wieder sei Bertha erste Gemalin des Königs Robert und Witwe des Grafen von Blois gemeint, welche in Folge der ihr von Papst Gregor V. auferlegten Kirchenstrafe ihren zweiten Gemal habe verlassen müssen, und diese Bertha wäre es auch, deren Bild man an

den Portalen mehrerer französischen Kirchen mit einem Gänsefuß erblicke. Es wäre damit nur der graue Nebel einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit bezeichnet, und die Thatsache des Spinnens, das damals eben allgemeine Frauensitte war, nicht speciell hervorgehoben.

Im Sinne der obigen Deutung tritt nun eine zweite Darstellung auf. Eine aus Montagna gebürtige italienische Bäuerin zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit im Spinnen so sehr aus, daß ihr in Padua, wohin sie ihr Gespinst brachte, die Anerkennung der Gemalin Kaiser Heinrichs IV. zu Theil ward. Der Kaiser selbst belohnte die Jungfrau auf eigenthümliche Weise. Er erlaubte ihr nämlich mit ihrem Gespinste so viel Land zu umspinnen, als der Faden eben dazu ausreiche, und dieses Land als ihr Eigenthum zu behalten.

Ganz von dieser Auffassung abseits geht aber eine dritte Version und zwar, wie es scheint, die historisch richtigste. Dieses Sprichwort ist nämlich auch in Frankreich und Italien zu Hause. Der gelehrte Franzose Haudinus, der dem Ursprunge nachforschte, fand in Toulouse als Volksredensart den Schwur: „Par la quenouille de la reine Pédauque“ zu deutsch: „Bei dem Spinnrocken der Königin Gänsefuß“, und kam dadurch auf jene Bertha und den Spruch vom Spinnen. Die Königin „Gänsefuß“ in Kirchenstatuen vielfach verewigt, geht stark durch die Sagen des französischen Volkes. Sie war niemand geringerer, als die schöne und fromme Mutter Carls des Großen, welche Bertha hieß und die Tochter eines armen Grafen von Laon oder wie Einige wollen, des fabelhaften Königs

Florian von Ungarn gewesen sein soll. Da ihr die Natur etwas lange Füße gegeben hatte, so legte man ihr den Namen Gänsefuß bei und bildete sie auch so ab. Der Spinnrocken aber deutet offenbar nur auf das Festhalten an dem, was man damals als ein Merkmal häuslicher Zucht und hausfraulicher Thätigkeit ansah. Noch bleibt uns einer mythologischen Deutung zu gedenken übrig; es sei nämlich hier die alte deutsche Göttin Berhta, Perahta die Glänzende, welche dem Ackerbau und dem Spinnen vorsteht, gemeint. Sie hat sich bis auf den heutigen Tag in der Nikolofrau, welche besonders die Mädchen zur fleißigen Handarbeit ermahnt, erhalten. So hieß auch das Fest der Erscheinung des Herrn lange noch in Oberösterreich der Perch- oder Prehentag. In diesem Falle wäre unter „hin ist die Zeit, da Bertha spann" jene mythische goldene Zeit gemeint, als die Götter noch auf Erden wandelten und die Menschen in den verschiedenen Verrichtungen unterwiesen. Das wäre freilich eine goldene Zeit gewesen.

Uebrigens kommt es bei der Erklärung dieses Sprichwortes unseres Bedenkens noch darauf an, ob man die Betonung auf das Wort Bertha oder auf spann lege, in welch' letzterem Falle jedenfalls das Preiswürdige des Arbeitens hervorgehoben sein will und bedauert wird, daß unsere Berthen nicht mehr so wie die historische, zumal wenn sie eine Königin gewesen, spinnen und arbeiten.

21 Bigott.

Dieſes Wort, womit wir übertriebene Frömmigkeit, namentlich in ihren äußerlichen Kundgebungen bezeichnen, iſt ſprachlich aus bei Gott zuſammengeſetzt und hat entweder, wie gewöhnlich angenommen wird, den Sinn des vielen bei Gott Seins oder einer immer wieder unter dieſer Form vorkommenden frommen Betheuerung.

Geſchichtlich bewundernswerth iſt, daß Bigothi, ebenfalls aus dieſer Zuſammenſetzung entſtanden, ein Beiname der Normannen war. Wie ſie dazu gekommen ſind, geht aus einer alten Chronik hervor, in der von dem erſten Normannenherzoge Rollo erzählt wird. „Hic non est dignatus pedem Caroli osculari, nisi ad os suum levaret. Cumque sui comites illum ammonerent, ut pedem Regis in acceptione tanti muneris (Neustriae provinciae) oscularetur, lingua Anglica respondit: Ne se bigot, quod interpretatur: Ne per Deum. Rex vero et sui illum deridentes et sermonem ejus corrupte referentes illum vocaverunt Bigoth, unde Normanni adhuc Bigothi vocantur.“

22. Biſchof oder Bader.

Als Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1522 aus ſeinem Lande vertrieben wurde, ſprach er: „Wir wollten Biſchof werden, ſo ſind wir Bader worden.“

Die Andeutung des ſchreienden Auseinanderliegens dieſer zwei Würden läßt über den eigentlichen Sinn

der Redensart keinen Zweifel übrig. Da heißt es: Alles oder Nichts; aut Caesar, aut nihil; Seß oder Aeß!

Der Biſchof iſt im deutſchen Sprichwort und in der alten deutſchen Dichtung ſtark vertreten, aber nicht immer mit Glimpf. Interreſſant erſcheint uns der Unterſchied in einem deutſchen und franzöſiſchen Sprichwort, die beide offenbar dasſelbe ſagen wollen. Im Deutſchen heißt es: „Mir iſt ein hülzin Biſchof lieber, denn ein ſtummer Herre;“ im Franzöſiſchen lautet es:

Crosse de bois, évesque d'or
Évesque d'bois crosse d'or. Deutſch:
Hölzerner Stab und goldener Biſchof;
Hölzerner Biſchof und goldener Stab.

Fleury de Bellingen, dieſer liebenswürdige Commentator alter Sprichwörter, führt den Urſprung dieſer treffenden Redensart auf die erſten Zeiten des Chriſtenthums zurück, in welchen nach jenen, denen man die biſchöfliche Würde übertragen wollte, ſorgfältige Nachforſchung gehalten und nur Tugend und wahres Verdienſt dabei berückſichtigt wurden. Die Einfachheit der Sitten war damals noch ſo groß, daß man, wenn man Biſchöfe weihete, ihnen einen Holzſtab ſtatt des Biſchofsſtabes in die Hand gab. Als ſpäter die Fürſten die chriſtliche Religion annahmen, und der überall zunehmende religiöſe Eifer die Zahl der Prieſter und Prälaten vermehrte, ſo geſchah es, daß man nicht mehr, wie bis dahin, auf die Tugend und das wahre Verdienſt Bedacht nahm, und als gar die weltliche Macht die Biſchöfe und Prälaten mit Gütern und andern Reichthümern ausſtattete, verminderte ſich die alte Einfachheit

und Reinheit der Geiſtlichkeit in demſelben Verhältniſſe, als die Reichthümer derſelben zunahmen. Das ſchlichte Volk bezeichnete dieſe Umwandlung treffend mit: „hölzerner Stab, goldener Biſchof, goldener Stab hölzerner Biſchof," deren Nutzanwendung wir unſeren Leſern um ſo lieber überlaſſen, als ſie ſich jeder nach dem Reichthum ſeiner Fantaſie nach Belieben paraphraſiren kann. Die Redensart „ſich um des Biſchofs Mantel raufen" iſt ſchon beim „Streit um des Kaiſers Bart" (17) erörtert worden.

Im Deutſchen heißt es noch: „Jeder Biſchof iſt Papſt in ſeinem Sprengel, und jeder Pfaf iſt Biſchof in ſeiner Parochei" und auch: „Der Biſchof nit allwegen weihet," welche Redensarten ſich von ſelbſt leicht verſtehen. Einen derben Witz haben, die Franzoſen in die Redensart gefaßt: Évêque des champs qui donne la bénédiction avec les pièds d. i. der Feldbiſchof der mit den Füſſen den Segen gibt, worunter ſie einen „Gehängten" verſtehen, den man etwa in einem deutſchen Witzſpiele ein „Windſpiel" nennen könnte, weil der Wind mit ihm ſpielt.

23. Kalt und warm aus Einem Loche blaſen.

Dieſe Redensart — an Perſonen von zweideutigem Charakter oder noch beſſer an Charakterloſen angewendet — iſt ſehr alt. Die deutſche Sprache hat auch das noch derbere „Vorne lecken hinten kratzen", welches man dann mit dem Reimvers: „Das iſt Sitte aller Katzen" ergänzte. Es iſt mit obigem gleichbedeutend und wird gewöhnlich von ſolchen Leuten gebraucht, die uns

ins Gesicht loben, hinterm Rücken aber herabsetzen. Das „Kalt und warm aus Einem Loche blasen“ stammt wie es scheint aus einer alten Fabel, die schon Fleury von Bellingen 1656 erzählt. Ein Satyr unterhielt sich eines Tages mit einem Hirten. Dieser blies mit einem Male in die Hände, und als ihn der Satyr fragte, warum er dieß thue, erwiederte der Hirt: „um mich zu erwärmen.“ Ein anderes Mal sah der Satyr den nämlichen Hirten, als er in seine heiße Suppe blies, und als er ihn fragte, warum er dieß thue, meinte dieser, um sie abzukühlen. Der Satyr, der nicht wußte, woran er sei, als er so verschiedene Wirkungen einer und derselben Ursache gewahr wurde, zog sich unwillig zurück und verließ den Hirten mit der Rede: „Ich will mit dir weiter keine Gemeinschaft haben, denn du blasest kalt und warm aus Einem Loche.“

21. Blau-Feuer.

Blau hat hier die Bedeutung von Heilig. Heiliges Feuer, Fest-Feuer, Freuden-Feuer. Daher Blauer Montag, d. h. Montag, der durch Nichtsthun gefeiert, geheiligt wird. Im Zusammenhange mit dieser Redensart stehen: „Blau anlaufen lassen, Blauer Montag, ins Blaue reden,“ deren Erklärung auf den folgenden Blättern versucht wird.

Hier ist nur die Bemerkung noch hinzuzufügen, daß das Publikum der höheren Galerien in unseren Theatern das am Schlusse von Feenstücken sich ergießende griechische Feuer ebenfalls blaues Feuer nennt.

In's Blaue reden.

So viel als: In den Tag hinein, in die Luft, nämlich gegen den blauen Himmel reden, der uns ganz besonders das Unermeßliche, Boden- und Endlose charakterisirt; also reden ohne Ziel und Bedenken, daher es auch so verloren gehen mag, wie das in Luft sich Auflösende.

Bei dieser Auffassung ist man nicht mehr weit von den Begriffen: Dunst, Rauch, und zwar kömmt uns hier eine innere und eine äußere Ähnlichkeit zu Statten. Rauch geht in die Luft und dort spurlos verloren; Rauch ist in seiner Vertheilung blau; daher

Einen blau anlaufen lassen

oder Einem blauen Dunst vormachen, d. h. ihn betrügen, belügen, zum Besten haben; ihn mit Rauch umgeben, wobei gewiß der Begriff der Nebelhaftigkeit, des Rauches, der sich mit eigenthümlicher bläulicher Farbe charakterisirt, die Hauptrolle spielt. Ganz dem entsprechend sagt der Lateiner auch: Rauchwolken verkaufen, fumos vendere.

Die Ansicht, es rühre diese Redensart von der Vergleichung mit dem bläulichen Ansehen ferner (gewissermaßen durch die Entstellung unserer Auffassung fernegerückter) Gegenstände her, kann wohl nicht leicht stichhältig befunden werden.

Von Lügnern sagt man auch: „Der kann Ballen machen" — nach Luther ist die Lüge ein Schneeball, je länger man sie fortwältzt, um so größer wird sie.

25. Blauer Montag.

Wir haben ſchon bei dem Worte Blau-Feuer im Vorbeigehen des Blauen Montags Erwähnung gethan und nach der dortigen Erklärung des Wortes Blau mit heilig folgerichtig den Blauen Montag jenen Tag genannt, dem das Merkmal der Heiligung, der Feier anklebt und an welchem, chriſtlichem Gebrauche nach, das Arbeiten eingeſtellt wird. Wir können von dieſer Erklärung nicht wegkommen, obwohl gar viele andere theils nahegehende, theils davon ganz abſeits liegende Deutungen gegeben werden.

Einmal wird behauptet, der Ausdruck ſei im ſüdlichen Deutſchland entſtanden, wo man mitunter das blau für „toll und voll“ gebraucht; z. B. „blau angetrunken ſein,“ „im Gehirn blau ſein“. In Verbindung damit bringt man den „Blauen Zwirn“ wie der Branntwein (Schnaps) hie und da genannt wird. Bei allen dieſem kömmt man aber erſt auf logiſchen Umwegen zu Sinn und Inhalt des blauen Montags, wie er unter uns verſtanden wird, und was den Branntwein betrifft, ſo dürfte uns wohl die Bezeichnung mit „ungebleichtem Zwirn“ geläufiger ſein.“

Nach anderer Auslegung käme die Redensart von den unmittelbaren Folgen der Tollheit und Ausgelaſſenheit dieſes Tages und von dem liebenswürdigen Gebrauche, ſich „braun und blau zu prügeln,“ „abzubläuen.“

Wieder andere wollen es auf's Blau des Himmels beziehen und die Luſtbarkeit des blauen Montags mit der Heiterkeit eines blauen Himmels vergleichen.

Auch solle das Wort „bläuen“ irgend einmal den Sinn von „das Arbeiten sein lassen“ gehabt haben.

Als einzige historische Erklärung endlich, die sich am meisten festgesetzt hat, ist die Mittheilung anzusehen, daß vor Jahrhunderten an jenen Tagen, an welchen alle Handarbeit ruhte, die Kirchen blau behängt worden seien.

Mag das immerhin der Fall sein, historisch richtig ist nur die Thatsache des blauen Montags und all' das, was dieser Tag mit sich brachte. Ursprünglich aus dem 16. Jahrhunderte stammend gewann diese Sitte bald einen ungeheueren Umfang, und es wurde so hartnäckig daran festgehalten, daß es bis auf den heutigen Tag nicht gelang, sie gänzlich abzuschaffen. Vergebens erließen schon Kaiser Maximilian II. (1571), und später Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg (1637) eindringliche Verordnungen gegen die „Unsitte“ des blauen Montags; so auch 1731, 1764, 1771; es ward fort tumultirt, geprügelt, ja todtgeschlagen, und den „blauen Freßmontag,“ wie die Gesellen, leider früher schon die Meister ihn nannten, ließ man sich nicht nehmen.

Die Erklärung des blauen Montags von den blauen Prügelflecken, welche dabei aufkommen, rührt von dem letzten Hofnarren und lustigen Rathe deutscher Kaiser, dem Baron Johann Klein unter Karl VI. her, welcher sich äußerte, das Beiwort blau habe seine völlige Berechtigung „in den durch die kräftigen Fäuste und derben Stöcke hervorgebrachten Farben auf dem Rücken und in den Gesichtern der lüderlichen Handwerker.“

Da, kurz zusammengefaßt, der Inhalt dieses Tages Müßiggang, allerlei dummes Zeugs war, so ließe sich

auch wohl von dem „blauen Dunste“ reden, den man bei den Phrasen „in's Blaue reden“, „blau anlaufen lassen“ vor Augen hat.

Wie wir gesehen, spielt die blaue Farbe im Sprichworte eine große Rolle. Zum Beschluß sei nur noch einer jüdischen Redensart gedacht, worin „blau“ das Charakteristische ist; die Juden sagen nämlich von Jemanden, der durchtrieben, mit allen Wässern gewaschen ist: „Der hat schon unter dem blauen König gedient;“ unter dem blauen König aber ist Friedrich der Große gemeint, dessen Soldaten blaue Montur hatten.

26. Blaustrumpf.

Wer ahnt wohl heutzutage, da man dieses Wort als Schild über dem „schreibenden Hauptquartier“ der Frauen angebracht findet, daß der erste Blaustrumpf nicht dem schönen Geschlechte angehörte, das ausnahmsweise seine Federn so zu verwerthen versteht, sondern einem Manne? Die Geschichte ist wohl werth erzählt zu werden, denn sie ist ergötzlich und bietet eine stehende historische Erklärung.

Eine Mistreß Vesey, eine große Dame der englischen Gesellschaft im 18. Jahrhunderte, hielt in Bath einen eleganten Hof. Nur Fashionables fand Zutritt. Eines Tages nun ward ihr von einem durchreisenden Herrn Stillingfleet aufgewartet. Die Dame ladet ihn ein, des Abends sich in ihrem Cercle einzufinden. Der Lord aber entschuldigt sich und bringt vor, daß er es, in Ermangelung anständiger Toilette, nicht wagen könne, in die Gesellschaft zu kommen und derselben sein Reisecostüm zu octroyiren. Aber Mistr. Vesey läßt

das nicht gelten und fordert ihn auf, immerhin in seinen blauen Strümpfen zu erscheinen. Die Aufforderung wird dem galanten Herrn Befehl, und er sagt zu. Wer beschreibt das Erstaunen der Gesellschaft, als sich wirklich des Abends, im strahlendsten Kranze der Damen ein Herr in blauen Strümpfen sehen läßt. Witzig genug entschuldigt der Cavalier sich damit, daß er vorgibt, seine liebenswürdige Wirthin habe ihm dieses Costüm als allein entsprechend vorgeschrieben. Man lachte; trug es aber Tags darauf herum, daß Mistreß Vesey von nun an blaue Strümpfe als Toilette verlange. Bald war die Gesellschaft unter dem Namen der Bas- bleu-Coterie bekannt, und die Dichterin Hanna Moor besang sie in dem Gedichte: „The bas-bleu and Floris."

Mit obiger Bedeutung in keinem Zusammenhange und seinem Ursprunge noch unbekannt ist der Nürnberger Ausdruck „Blaustrumpf", womit diese einen Verräther bezeichnen.

27. Blechen müssen.

Geld hergeben, zahlen müssen, mit dem Nebenbegriffe der Zähigkeit von Seite dessen, der es thun muß, daher der satyrische Anklang. Nur in dieser Färbung findet man es gebraucht. „Der muß blechen", heißt es mit schadenfrohem Accente; oder „Endlich hat er einmal blechen müssen der alte Filz;" wohl auch: „Ich bin unwirsch, hab' gestern Abend blechen müssen," d. h. entweder eine Zeche gezahlt oder im Spiele verloren. Im Altdeutschen hieß es: „Er muß blechen;" und:

„Wer nit kann blechen,
Der lasse das Zechen."

Was nun die ſprachliche Bedeutung des Wortes ſelbſt betrifft, ſo will man es aus dem altd. Verb. „plehhan“, d. i. öffnen, den Beutel öffnen, erklären. Möchte es aber nicht von der Bezeichnung des Geldes als Blech, das auf Metall, mit einem ſpöttiſchen Nebenbegriffe, hinausgeht, ſich ableiten laſſen? Wenigſtens iſt die Redensart: „Ich habe kein Blech,“ d. h. ich bin nicht bei Gelde, überall verbreitet. Daß aber das Geld von je Gegenſtand des Volkshumors in allen ſeinen Beziehungen zum ſocialen Leben war, findet man in tauſend Belegſtellen. Bald wird es Batzen, übergegangen in die Terminologie der Werthbezeichnungen; bald Knöpfe, darunter man Geld gemeinen Metalls verſteht, genannt. Die Dukaten ſind Füchſe, und von dem Beſitzer vielen Geldes pflegt man auch zu ſagen: „Er hat Späne.“ Köſtlich iſt der Witz, der aus der Randſchrift von Silberthalern: „Ein Reichsthaler“ herauslas: Ein Reich stal er.

Sollte aber die Bedeutung des altd. plehhan, wie es über bleken hinweg zu Blitz, d. h. öffnen des Himmels, geleitet wird, einen anderen Weg vorzeigen, und müßte man etwa auch an das Aufgehen des dem Gelde eigenen Glanzes denken?

28. Bock. Bockbier.

Über den Urſprung dieſes Wortes beſtehen mehrere Erklärungen, unter denen einige wohl ſo weit hergeleitet ſind, andere ſo ſehr den reinen Charakter des Anekdotiſchen an ſich tragen, daß ſie nicht befriedigen können. Am unglücklichſten dürfte der Verſuch ſein, die Bezeichnung Bockbier von Porterbier abzuleiten. Man ſa-

belte von einer Empfehlung des Porterbiers durch einen engliſchen Arzt für die Gemalin des Kurfürſten Maximilian I. von Baiern, Eliſabeth und gab an, daß im J. 1623 das erſte Porterbier im kurfürſtlichen Bräuhauſe zu München gebraut, und dann das Porter in Bock umgewandelt worden ſei.

J. G. Eſtor hingegen in ſeinem Werke: „bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit der Teutſchen“ §. 1494. ſchreibt: „Zu München brauet man im frühlinge und bis zum „anfange des Junius ein doppeltes weiſes bier am“ „bock genannt, das ſehr ſtark iſt und dem engli„ſchen öle gleich kommt.“

Die wahre urkundlich zu erweiſende Geſchichte der Einführung des Bocks iſt folgende:

Der Bock, eine Art braunen Doppelbieres, hat ſeine Benennung von der braunſchweigiſchen Stadt Einbecke (Siehe: L. V. Weſtenrieder Gloſſarium T. I. p. 122.), wo ſeit mehreren Jahrhunderten ſolches gebraut wird. Es wurde nicht nur vormals ſeiner vorzüglichen Güte wegen ſo hoch geſchätzt, daß man es nach Rom, Amſterdam, ja ſelbſt nach Jeruſalem verführte (Siehe: Krünitz ökonom. Encyclop. Theil V. S. 13 u. d. f. und von Moshamm über das Bierbaurecht in Baiern S. 12. §. 12.), ſondern es wird noch heut zu Tage weit und breit verführt.

Bekanntlich gewährte einmal eine Flaſche „Einbeckerbier“ dem Dr. Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms, welche ihm der Herzog Erich von Braunſchweig reichen ließ, große Erquickung (Siehe auch: Zach. „Werner's Weihe der Kraft“ 4. Act 1. Szene Berliner Ausg. p. 232.).

Die Güte und der Ruf des Einbecker-Biers mag vielleicht schon zu jener Zeit, wo Herzog Albrecht III. von Baiern die Prinzessin Anna, Herzogs Erichs I. zu Braunschweig Tochter zur Gemalin hatte, in Baiern bekannt geworden sein. Allein mit Gewißheit weiß man, daß Herzog Albrecht V. von Baiern im J. 1553 zwei Wagen voll zu seiner Hofhaltung nach München oder Landshut herausführen ließ; den Transport dahin hatte ein Erfurter Bürger, Namens Cornelius Gottwald übernommen. Es ward ihm darüber unter dem 2. März 1553 eine herzogliche Vollmacht oder Paß ausgefertigt, welcher noch heut zu Tage in einem von dem Rathe der Stadt Erfurt ausgestellten und mit dem anhängenden Siegel desselben versehenen Vidimus auf Pergament (1553) im königl. allgemeinen Reichsarchiv verwahrt wird und wörtlich also lautet:

„Wir Rathsmeyster und Rathe der Stadt Erfurt bekennen, vnd thun kundt offentlich mit diesem briefe vor allermänniglichen, die ine sehen, hören oder lesen, dass heut Dato vor uns erschienen ist, unser Rathsfreund und burger Cornelius Gotwalts und hat doselbst uns ein Passport auf Papier geschrieben, mit einem zurück aufgetruckten Secret befestigt, und von dem durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Albert Phallenzgrafen bey Rhein, herzogen in Obern und Niderbayern etc. unserm gnaedigen Herrn ausgangen, überantwortet. Mit fleissiger Bitte, Jme desselben ein glaubwirdig Vidimus oder transsumpt unter unserm anhangenden Stadt-Secret zu geben und mitzutheillen, welches Passports Inhalt von Wort zu Wortten hiernach folget:

„Von Gottes Gnaden Albrecht Phallenzgrafe bei Rhein etc. thun all und jeden, so mit diesem

unseren offnen brief ersucht und angelangt werden, hiemitt zu wissen, dass wir uns zwo Wagen schwer Ainpeckhisch Bier bestellen, und verordnen thun lassen, solich bier von Ainbeck aus, wie es sich am fugsamsten schicken würdet, uns zu unserer hofhaltung auf München oder Landhut zu führen. etc. etc. etc.

Aus der Bezeichnung Ainpeckh, auch geschrieben Ainpöckh, entwickelte sich wohl, unschwer zu begreifen, das spätere ein Bock.

Der Versuch den Namen des bekannten Teufelsthieres für das Getränk zu vindiciren, hat zu den abenteuerlichsten Märchen und Anekdoten geführt. Die verfehlteste Deutung ist wohl folgende: In der Mythenzeit (!) soll eine Prinzessin gelebt haben, welche an der Brust (!) litt und auf ärztliches Anrathen starkes Bier trank. Zugleich sollte ihr ein Ziegenbock seiner stärkenden Ausdünstung wegen Gesellschaft leisten. Einmal nun, während der Collation soll dieser Bock die Prinzessin so gestoßen haben, daß sie todt blieb; und daher der Name Bock für das stärkste Bier.

Ergötzlicher und viel weniger auf den blinden Glauben berechnet, wenn auch nicht wahrscheinlicher, ist die Geschichte von dem Wetttrunke zwischen einem baierischen und braunschweigischen Ritter. Am Hofe eines baierischen Herzogs rühmte ein braunschweiger Ritter, dem baierisches Bier credenzt ward, die stärkere Kraft seines heimischen Bieres, der braunschweiger Mume. Es kam darüber zwischen ihm und des Herzogs Mundschenk zu einer Wette, nach welcher der Braunschweiger drei Humpen baierischen Bieres, der Baier den größten Humpen am Hofe seines Herrn auf

Einen Zug zu leeren hatten. Wer von beiden eine halbe Stunde darnach auf einem Fuße ſtehend, eine feine Nähnadel einzufädeln vermöge, ſolle der Sieger ſein. So geſchah es. Der Mundſchenk trank ſeinen Humpen auf Einen Zug. Der Braunſchweiger leerte ſeine drei Becher, mußte aber, noch ehe die halbe Stunde um war, das Freie ſuchen, wo er betäubt niederſtürzte, während der Baier vor ihm die Nadel einfädelte. Auf die Frage des Herzogs, der dem trunkenen Ritter nachgeeilt war, was ihn denn niedergeworfen, entgegnete dieſer ſtammelnd: Ein Bock! Ein Bock? Gut, ſo ſoll dein Gebräu fortan heißen, ſagte lachend der Baier-Herzog zu ſeinem Mundſchenke. Und ſo blieb es.

30. Bocksbeutelei.

In der ſchwäbiſchen Mundart (ſiehe: Schmids ſchwäbiſches Wörterbuch S. 41) bedeutet das Wort Bock einen Fehler. Vergleiche das Nähere in der daraus entſprungenen Redensart „in's Bockshorn jagen.“

Im Niederſächſiſchen aber hat Bock die Bedeutung Buch (Book) und Bocksbeutel, iſt ſo viel als „Buchbeutel“. In ſolchen ſchönen Beuteln trugen vormals, wie Zimmermann in ſeiner Chronik Hamburgs S. 384 berichtet, die Hamburger Frauen, wenn ſie zur Kirche gingen, ihr Geſangbuch; aber auch die Hamburger Rathsherrn ihre Stadtgeſetze oder Statuten, wenn ſie ſich auf das Rathhaus begaben. Weil nun im Laufe der Zeiten manches Einzelne dieſer im Buchbeutel (Bookbüdel) getragenen Statuten dem fortgeſchrittenen Geiſte der Zeit nicht mehr angemeſſen, alſo pure eitle Book-Budelei

Buchbeutelei i. e. zweckwidrig lächerlich, läſtig und verächtlich war, gleichwohl aber doch, als altherkömmlich beibehalten ward, ſo nannte ein Witzbold dieſes Beibehalten eines Veralteten, Unbrauchbaren (halb nieder-, halb oberſächſiſch) treffend eine: „Bocksbeutelei.“

31. Einen Bock ſchießen.

So ſagen wir, wenn Jemand einen Fehler oder Irrthum begeht. Wir haben alſo hier, auf dem Wege zur richtigen Erklärung, wie bei dem „In's Bockshorn jagen“ das ſchwäbiſche: Bock, d. i. Fehler, vor uns und können es nicht wohl aufgeben. Das „ſchießen“ dürfte wohl von „treffen“, im Hinblicke auf den gemachten Fehler mit der Nebenbedeutung: ſchlecht getroffen, herkommen. Heißt es ja auch z. B.: Trotz aller Mühe hat er das nicht getroffen, es iſt ihm nicht geglückt, es recht zu machen. Jedenfalls lehnt es ſich an das Bild eines Schuſſes in's Centrum, aus dem Schützenleben an.

Ganz unbefriedigend iſt wohl die nachſtehende anekdotiſche Erklärung dieſer Redensart: In einem Städtchen Norddeutſchlands herrſchte im vorigen Jahrhundert die Sitte, am Wahltage des Bürgermeiſters ein Feſtſchießen zu veranſtalten, zu dem der gewählte ein „Beſt“ zu geben hatte. Lange Zeit war die Wahl auf Fleiſchhauer gefallen, und dieſe ſännten nicht gemäſtete Ochſen zu ſpenden. Einmal aber kam ein Schneiderlein zu dieſer Würde. Nun hätte er ſich wohl das Bürgermeiſterthum, aber nicht die Ochſen gefallen laſſen. Er erſuchte den hochweiſen Rath, man möge dießmal mit „kleinerem“

Vieh zufrieden sein; und so ward beschlossen, dem guten Schneider, freilich zu großem Abbruch seiner Popularität, nur ein Ziegenböcklein aufzubürden.

Steht dieser Schwank nicht eher in Verbindung mit der Sitte oder vielmehr Unsitte, die Schneider, Böcke zu schelten und sie auf solchen reitend abzubilden?

32. In's Bockshorn jagen.

Die so mannigfachen Deutungen dieses Sprichwortes müssen die Frage anregen, ob denn auch wirklich der bärtige Vertreter so vieler Untugenden seinen Namen und seine Hörner dazu hergegeben, oder ob nicht die beiden Theile des Wortes sprachlich eine ganz andere Erklärung fordern. Gewiß sehr viel hat die Annahme für sich, daß die Zusammensetzung der schwäbischen Mundart angehöre, in welcher Bock einen Fehler und Horn so viel als Winkel bedeutet, und also „in's Bockshorn jagen" so viel bedeutet als „in den Fehler-Winkel jagen." In Ulm sagt man „in's Bockshorn sperren." Es wäre somit zunächst auf Kinder angewendet worden, denen man, wenn sie etwas verbrochen, mit dem Winkel drohte. Ganz gut stimmt damit der dem Sprichworte innewohnende Sinn des Ängstigen, Respekteinflössens überein. Sehr unterstützt wird diese Erklärung durch die Phrase: „Einen Bock schießen," die man ja geradezu auf Einen anwendet, der einen Fehler, eine Dummheit begangen hat.

Andererseits liegen Deutungen vor, welche die Etymologie des Wortes gar nicht berühren und rein geschichtlich, ja auch rechtsgeschichtlich sind; freilich sieht es dabei mit den Beweisen oft mißlich aus. Am wenig-

ſten ſtichhältig dürfte wohl die Behauptung ſein, daß die Redensart von dem Gebrauche der jüdiſchen Synagogen herrühre, nach welchem über Ausgeſtoßene der Fluch unter dem Schalle von Widderhörnern ausgeſprochen worden ſein ſoll.

Jedenfalls gewichtiger iſt die Deutung des gelehrten Sprachforſchers Dr. Rumy, welcher mittheilt, daß Bockshorn jenes fürchterliche Torturwerkzeug geweſen ſei, durch welches nicht nur die kreuzweiſe geſtrekten Daumen des bis zu dem Boden herabgebückten, zur Tortur verurtheilten Unglücklichen, ſondern auch die kreuzweiſe geſteckten beiden großen Zehen, während man noch Stäbe durch die Arme eines ſolchen Gemarterten ſchob, zu gleicher Zeit zuſammengeſchraubt wurden. Ferner hieß Bock die ehemals in Zuchthäuſern angewendete Strafmaſchine, durch die ein Menſch, welcher Prügel zu bekommen hatte, in die dazu geeignete Lage gebracht ward. Daher man ſagte: „In den Bock ſpannen.“ Der Sinn der Ängſtigung liegt auch hier auf der flachen Hand.

Es iſt nicht zu läugnen, daß für dieſe Erklärung des Wortes Bock Vieles ſpricht; wir erinnern nur an jenes Geräth der Wagner, welches beſtimmt iſt, Holzblöcke, die zurecht geſchnitzt werden ſollen, mit Gewalt einzuklemmen, einzuſpannen und feſtzuhalten. Auch die Tiſchler kennen ihren Bock, in den ſie geleimte Gegenſtände einſpannen. Aber wie ſteht es mit dem verhängnißvollen Horn, das zum Bocke in der That beſſer und gefügiger als „Die Fauſt auf's Auge“ paßt? Das Horn mahnt an's Blaſen, und es beſteht in der That auch die Redensart: „In's Bockshorn

blaſen", d. h. blinden Lärm machen. Auch die Wiſſenſchaft der Heraldik legt ihr Körnlein dazu und belehrt uns, daß Bockshorn jene Zierde auf den ritterlichen Wappen bedeute, welche den Helmen aufgeſetzt ward. Wir aber kennen dieſe Hörner nur unter der Benennung Büffelshörner und überhaupt proteſtiren wir gegen jede Reminiſcenz an ein „Aufſetzen" von Hörnern, da man dabei leicht noch auf andere Thiergattungen z. B. Hirſche kommen könnte, was die Frage nur verwickelter machen würde.

Gewiß iſt nur der Sinn, den man damit verbindet, nämlich der des Furchteinjagens, und am beſten dürften wir mit der einfachſten Erklärung gehen, welche kurz und gut ſagt: „Einen in's Bockshorn jagen": Schüchtern machen; „ihn gegen des Bockes Hörner jagen," was jedenfalls zuweilen nicht ungefährlich und angſterregend iſt.

33. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus.

Als Veranlaſſung zu dieſem Sprichworte wird ein geſchichtlicher Vorfall erzählt. Der deutſche König Ludwig, Karls des Großen Nachfolger, lag mit den widerſpenſtigen Böhmen im Streite. Die unter dem Biſchof Arno von Würzburg und anderen Herren gegen ſie entſendeten Schaaren (871) ſtießen auf ihrem Zuge auf eine Truppe Mährer, welche eben im Begriffe waren, die Tochter des Herzogs von Böhmen ihrem Bräutigam, dem Herzoge von Mähren, zuzuführen. Ludwigs Leute griffen ſie an und jagten ihnen nebſt anderer Beute auch die Braut ab, die nun des Biſchofs gute Priſe ward.

Aber dieſer Erklärung entgegen ſteht die bekannte lateiniſche Faſſung des Spruches, nämlich das: „Cui fortuna favet, sponsa petita manet.“ Das Beiwort „petita“ deutet offenbar auf eine von beſtimmtem Werber begehrte Braut, während in der obigen Geſchichte das Ueberkommen derſelben reiner Zufall iſt. Es muß ſich auf die Anſchauung gründen, daß überhaupt die Erwerbung und der Beſitz einer Braut comme il faut ein Glück genannt zu werden verdiene, das entweder nicht Jedem zu Theil wird oder nicht immer gerade dem, der ſchon im Zuge war, dasſelbe zu erreichen. Es ſchwebt uns zu deutlich der Begriff eines Wettkampfes vor, in welchem ſich das Glück, dem Objekte gegenüber, nur für Einen entſcheidet, und es ließe ſich hier ebenſo ſehr das Moment des Glückes betonen, das Einem, wie man ſagt, oft im Schlafe, unverhofft kömmt, als die Errungenſchaft einer Braut.

Daher finden wir auch die Redensart: „Glückt es einem, ſo glückt es hunderten nicht.“ Lateiniſch: „Non semper felix temeritas.“ Oder: „Das Glück iſt nicht derer, die es verdienen, ſondern denen es beſchert iſt.“ — „Das Glück iſt rund, wer's kriegt, dem iſt's Geſundt.“ — „Wer eines Dings nicht werth iſt, dem gönt und gibt es das Glück.“ — „Ein fauler Hund find offt ein gut ſtück Fleiſch.“

So dürfte auch in unſerem Spruche das Heimführen der Braut nur als Charakteriſtik guten Glückes, in untergeordnetem Zuſammenhange, gemeint ſein.

Uebrigens findet ſich wohl auch eine Stimme, die ſelbſt dieſes Glück in Frage ſtellt, inſofern es nämlich

vom Heimführen abhängen soll; denn es sagt der Volksmund: „Die Bräute sind nit deren, so sie heimfüren, sunder deren, so sie beschlafen.“

34. Bretze.

Während die seltsam verschlungene Figur dieses Gebäckes von Sprachforschern dahin erklärt wird, daß es von dem lateinischen brachium, bracellus d. i. Arm herkommt und zwei in einander verschlungene Arme darstellt, haben wir auch eine historische Deutung vor uns. Im Mittelalter pflegten nämlich die Geistlichen den Kindern für gut gesagte Gebete ein Zuckerwerk zu schenken, das die Form eines Kreuzes in einem Ringe hatte und daher Gebetkuchen, preciuncula, verdeutscht Prezel genannt wurde. Dieses Gebäck soll anfänglich nur in der Zeit von Advent bis Ostern gebacken worden sein.

Die kirchengeschichtliche Bedeutung ward später zu einer culturhistorischen; große und kleine Kinder griffen nach Salz- und Zuckerbretzeln, und ein ordentlicher Wiener will im Verzeichnisse seiner Gasthausschilder die verschiedenen rothen und goldenen Bretzen nicht vermissen.

Bemerkenswerth dürfte hier sein, daß es noch ein anderes diesem Gebäcke ähnliches gibt, das in Niederösterreich Beugel genannt wird. Es unterscheidet sich von der Bretze durch den Mangel der Verschlingung oder des Kreuzes innerhalb der Rundnng; aber was das Moment der Erscheinung zu gewisser Zeit betrifft, hält es das fest, was wir beim Bretzel längst nicht mehr beobachten; das Beugel nämlich läßt sich zu Ostern

ſehen, genau zu jener Zeit, da die Herrſchaft der Bretzen zu Ende gegangen ſein ſoll.

Offenbar iſt der Urſprung des Namens Beugel auch ſprachlich nach beugen, biegen zu erklären, denn die beiden Enden dieſes Gebäckes finden ſich in Ringform zuſammen; indem ein gerades Teigſtänglein gebogen ward, entſtand das Beugel.

35. Das Buch der Könige aufſchlagen.

Das „Buch der Könige“ bildet bekanntlich einen Theil der heiligen Schrift. Es handelt ſich aber in dieſem Spruche keineswegs darum, einen frommen Act zu kennzeichnen, ſondern man hat es mit einem witzigen Vergleiche zwiſchen den Königen der Schrift und den Königen — im Kartenſpiele zu thun, und die Redensart bedeutet: Die Karten herbeibringen und ſich zum Spiele niederſetzen. Der Humor liegt eben in dieſer Anwendung des Heiligen auf Profanes, Unheiliges.

Es gibt noch mehrere dieſem anklingende Redensarten; z. B.: „Zu den vier Säulen tanzen gehen,“ d. i. ſich zu Bette begeben, dorthin, wo eben nicht getanzt werden kann. Die „vier Säulen“ kennzeichnen das Bett mit ſeinen vier Füßen. Oder: „In die jüdiſche Meſſe gehen,“ d. h. nicht in die Meſſe gehen, da die Juden eine Meſſe nach chriſtlicher Anſchauung nicht haben u. ſ. w.

36. Dazu hat Buchholz kein Geld.

Der Urſprung dieſes Sprichwortes fällt in die Zeiten zunächſt nach dem ſiebenjährigen Kriege. Buchholz hieß der Schatzmeiſter des Königs Friedrich des Großen. Dieſer nun pflegte, wenn es einen Vorſchlag galt, der nicht, oder noch nicht berückſichtigt werden konnte, den Beſcheid zu ertheilen: „Dazu hat Buchholz kein Geld“ oder, wie der große Fritz eigenhändig mehrere Eingaben reſolvirte: „Dazu hat Buchholz kein Geld nicht.“ In der oben erwähnten Zeitperiode wiederholte ſich dieſer Beſcheid ſo oft, daß er zur ſprichwörtlichen Redensart wurde.

Andere mehr culturgeſchichtliche Phraſen ähnlichen Sinnes gehen im Volksmunde. So lautet eine auf die Zumuthung, irgend eine Auslage zu machen: „Es iſt der Bauer mit dem Gelde noch nicht gekommen;“ d. h. es hat mir dazu noch niemand, wer es auch ſei, Geld gebracht. Der Bauer hält hier wohl nur darum her, weil wir gewohnt ſind, ihn als den Approviſioneur unſerer Märkte vor Allem zu betrachten. Ähnlich klingt: „Der Herr Schenk oder der Herr von Gebenhauſen iſt geſtorben,“ ſo viel als: Ich bin nicht aufgelegt, etwas zu geben und zu verſchenken.

37. Budget.

Die Bedeutung dieſes Wortes, ſelbſt im modernſten Sinne, weiſt auf eine deutſche Wurzel zurück. Im Althochdeutſchen findet ſich nämlich das Wort bulga, abgeleitet von belgan, ſchwellen, daher das neudeutſche Balg. Bulga nannten die Römer den galliſchen Ranzen, den Soldaten-Sack, Brotſack. Daraus ward im Burgun-

diſchen bonge, bougette mit der Uebertragung der Bedeutung auf Form und Zweck einer Taſche überhaupt. Die Engländer machten daraus budget, das Manchen franzöſiſch zu ſein ſcheint, aber nur von den Franzoſen mit dem engliſchen Gewande zurückgenommen worden iſt. Zunächſt verſtanden unſere Inſulaner jene Taſche (Portefeuille) darunter, in welche die Miniſter die den Kammern vorzulegenden Geſchäftsſtücke legten. Heutzutage meint man damit nur mehr den Geldbeutel oder die Taſche, aus welcher die Geldfragen, wie die gewiſſen Gaben aus einer gewiſſen Büchſe fliegen.

38. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

Der geſchichtliche Urſprung dieſer Redensart iſt folgender: Als die erſte Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806) nach Berlin kam, ließ der Miniſter Graf Schulenburg an die Straßenecken der Stadt rothe Zettel ſchlagen, auf welchen ſtand: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt iſt Ruhe die erſte Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg.“

Ein Roman von W. Alexis unter dem Titel: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht,“ ſchildert eben jene Zeit.

39. In die Büchſe gefallen.

Ein aus kleinem Freundeskreiſe herausgewachſenes Wort Chamiſſo's, eine geiſtreiche Anſpielung auf das Leben und Sterben eines alten Sonderlings in Berlin. Dieſer war der Hauptmann P., der ſich zu Hauſe damit beſchäftigte, jedesmal, wenn unter ſeinem Fenſter ein Lei-

chenzug vorüberging, eine Kugel (sogenannte Berliner „Murmelkugel“ zum Spiele) in eine blecherne Büchse zu werfen, und am Ende des Jahres die Statistik der Todten zusammenzustellen. Man war gewohnt ihn stets am Fenster zu sehen. Als eines Tages einige seiner Freunde, darunter Chamisso, vorübergingen und den alten Sonderling vermißten, meinte Chamisso mit dem ihm eigenthümlichen, wehmüthigen Lächeln: „Er wird in seine Büchse gefallen sein.“ Natürlich ging dieser treffende Ausspruch in den Mund der Freunde über, und man wendete ihn an, so oft ein Bekannter heimgegangen war.

Das Wort „Büchse“ gab noch zu anderer Redensart Veranlassung: „In die Büchse blasen,“ so viel als „eine Geldstrafe zahlen“ Der Sinn muß aber weit hergeholt werden, und die Richtigkeit der Erklärung mag dahingestellt bleiben. Im 16. Jahrhunderte wird der Weiber in einem Werke, dem „Gynaeceum Victorii“ als „Mulieres cerussatae“ Erwähnung gethan. Verdeutscht soll nun dieses heißen: „Weiber, die in's Büchslein geblasen.“ Büchslein ist hier die Schminkdose mit dem feinen Staube der Schminke, welcher am besten der Wange sich mittheilt. Später nannte man „Geldstrafe zahlen“ scherzweise „in die Büchse blasen“ d. i. wegen Entrichtung des Geldes in die Strafbüchse erröthen.

40. Bureau.

Französischer Abstammung und in seiner Bedeutung aus der dortigen Industrie genommen. „Bure" hieße nämlich in Frankreich grobes Tuch, Zeug, festgehalten im Deutschen Bühre, Büre, wie man den Ueberzug der Bettkissen, die Zieche nannte. Da nun Schreibtische vornehmlich in Amtslokalen zu finden, ursprünglich mit solchem Stoffe überzogen wurden, ward ihnen der Name des Zeuges selbst gegeben, und zuletzt auch die Uebertragung desselben auf das ganze Lokale vorgenommen.

41. Bursche.

Kaum hat ein Wort, das ausländischen Ursprungs ist, ein mehr echt deutsches Aussehen, als „Bursche." Wohl mag dieser Umstand wesentlich dazu beigetragen haben und noch beitragen, daß es sich trotz aller Verfolgungen und Verwünschungen unangefochten erhalten hat. Der alte Campe hat ja an dem Worte „Student" Anstoß genommen und es durch das Wort „Hochschüler" zu ersetzen versucht; aber der Versuch wollte nicht gelingen. Hat nun er das Wort „Bursche" nicht angefochten, so fehlte es nicht an Andern, die seine mit dem „Student" vorgenommenen Vernichtungsversuche an diesem Worte — doch aber auch ohne Erfolg, vorgenommen haben. Das Wort „Bursche" ist französischen Ursprungs. Es hat sich aus dem barbarisch-lateinischen Worte des Mittelalters: **bursa** gebildet, woraus Einige auch das französische **bourse** und unser „Börse" ableiten, welch' letzteres aber auch seine eigene Entstehungsgeschichte hat. Bursa bedeutete erst eine

Kaſſe, ſpäter eine Geſellſchaft, die auf gemeinſchaftliche Koſten ſich verſammelte. Auf der Univerſität zu Paris hießen nur jene Stipendiaten, welche aus der Kaſſe, bursa des Königs unterhalten wurden, **bursarii**. Nach dem Muſter der Pariſer Univerſität wurden in der Folge die deutſchen, italieniſchen, die Univerſität zu Krakau eingerichtet, und das Wort **Bursarius** pflanzte ſich auch auf ſie über, woraus dann von den Akademikern ganz natürlich das jetzige „Burſche“ gebildet wurde.

„Burſchiren“ hieß ehemals ſoviel als tapfer zechen, luſtig, flott leben; und jetzt noch bedeutet **bourse** eine Freiſtelle am College de france zu Paris.

In der Schweiz, wo ſich die alten Bedeutungen der Wörter größtentheils erhalten haben, heißt „Burſche“ eine Verſammlung junger Leute, und „burſchen“ ſich verſammeln, ſich geſellen. Vormals nannte man auch die gemeinen Soldaten „Burſchgeſellen,“ weil ſie aus Einer Kaſſe unterhalten wurden, und „Burſche“ hieß eine Rotte oder ein Zelt von zehn Kriegsleuten.

42. Cabale.

Dieſes Wort ſoll engliſchen Urſprungs und entſtanden ſein durch die Zuſammenſetzung der Anfangsbuchſtaben folgender Namen: **Clifford, Aſſley, Buckingham, Arlington, Lauderdale.** Dieſe Engländer verſammelten ſich heimlich im J. 1670 bei dem Letztern dem Herzog von Lauderdale, in deſſen Schloſſe Ham Caſtle und bildeten den geheimen Rath, welchen König Carl II. von England zur Förderung ſeiner politiſchen Pläne zuſammengeſetzt hat.

Gegenüber dieſer hiſtoriſchen will man die ſprachliche Erklärung, daß Cabal oder ſpäter Cabale aus dem franzöſiſchen und mittelbar aus dem Hebräiſchen Worte Kabala, Geheimlehre ſich herleite, zur Geltung bringen. Das Wort Cabal, welches ein Witzbold wohl durch Zufall aus den Anfangsbuchſtaben jener 5 Lords herausgebracht, iſt ſowohl ſeinem Sinne, als ſeiner Schreibart nach von Kabala unterſchieden. Unter Cabal, Cabale verſteht man eine verſteckte Intrigue, ein Complott, unter Kabala eine Geheimlehre, ein Syſtem myſteriöſer Lehren, das mit einem Complotte nichts gemein hat. Zudem muß hier das Auslaufen beider Wörter, bei Cabale in der Selbſtlaut E und bei Kabala in den Selbſtlaut A, welcher Umſtand hier weſentlich in's Gewicht fällt, auch in Betracht gezogen werden, wie denn auch die Anfangsbuchſtaben C und das vornehmlich arabiſche K nicht gleichgiltig erſcheinen.

43. Calembourgs.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſoll in Paris ein Apotheker, Namens Calembourg, gelebt haben, deſſen Witze und Späſſe allgemein durchdrangen, und deren Genre durch ſeinen Namen verewigt wurde.

Nach einer anderen Deutung ſprach ein deutſcher Edelmann von Calemburg (?) am Hofe des Königs Stanislaus Leſczynſki von Polen zu Luneville ſo ſchlecht franzöſiſch, daß er allerlei Lächerlichkeiten veranlaßte. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Boufflers, ſäumte nicht, dieſe Späſſe in Paris und Verſailles zu verbreiten, und von da ab nannte man Ähnliches fort und fort Calembourgs. Eine andere für den Witz der

Philologen zeugende, aber deßhalb nichts weniger als ſtichhältige Anſicht iſt, das Wort ſei aus dem Italieniſchen **calamo burlare**, mit der Kielfeder ſpaßen, entſtanden.

Als Curioſum und mehr als intereſſante Reminiſcenz an unſeres gefeierten A. Grün Gedicht: „Der Pfaff vom Kahlenberg“ dürfte die Erklärung des Wortes Calembourg von dem Kalenberge angeſehen werden, jenem herrlichen Ausläufer der Alpen an der Donau, in gemüthlicher Unbefangenheit vor den Thoren der Reſidenz liegend. Der „Pfaff“ nun, Weigand von Dewin (Dewen Theben bei Wien), der auf ihm lebte und eulenſpiegelte, deſſen Name und Abenteuer allerdings ſprichwörtlich geworden waren, und deſſen Leben in Reimen von einem ſonſt unbekannten Philipp Frankfurter zu Ende des 14. Jahrhunderts in Wien gedichtet und ſeit dem 15. Jahrhundert in mehreren heut ſchon äußerſt ſeltenen Ausgaben gedruckt erſchienen iſt, ſoll den franzöſiſchen Calembourg gezeugt haben. Wenn des Pfaffen von Kalenberg Schwänke auch allgemein verbreitet, ja ſprichwörtlich geworden waren, und ſchon Bebelius von ihm ſchreibt: „**Sacerdos caeci montis in Austria, de cujus facete urbaneque dictis integri libri perscripti sunt,**“ ſo erſcheint uns doch die Ableitung des franzöſiſchen Calembourg von dieſem Pfaffen durch nichts gerechtfertigt und nur mehr ein nicht ganz verunglücktes — Bonmot.

44. Camarilla.

Ein echt spanisches Wort und heißt zu deutsch: Kämmerlein. In die politische Terminologie gelangte dieses Wort durch die Regierungsorgane und den Hof in Spanien unter Ferdinand VII., dem von Napoleon I. vertriebenen und wieder zurückgekehrten Bourbon. Dieser schwache Souverän hatte sich mit Höflingen umgeben, welche ihn stets zu Rückschrittsmaßregeln drängten; denen es in der That gelang, daß das Thronfolgegesetz geändert wurde, und Ferdinands Bruder, Don Carlos, auf seine Rechte verzichten mußte; die ihn endlich auch verleiteten, die Verfassung von 1812 aufzuheben und die Männer des Fortschrittes auf die grausamste Weise zu verfolgen. Diese Leute nun hielten, den König an der Spitze, ihre Berathungen in einem an die königlichen Säle stoßenden Kämmerlein (camarilla); und mit „Camarilla" bezeichnet man seitdem die, selbst dem gemäßigten Fortschritte feindliche Partei, oder deren Umtriebe in einem Staate. Eine solche Camarilla war es auch, die dem Könige Carl X. von Frankreich, der sie noch unter seinem Bruder Ludwig XVIII. so zu sagen ausgebrütet und großgezogen hatte, glücklich von seinem Throne half.

45. Die Carmagnole singen.

Noch lange vor der französischen Revolution gab es ein Soldatenlied mit dem Refrain: „**Dansons la carmagnole, vive le son du canon.**" Wenn dieses Lied vor Schweizersoldaten gesungen ward, setzte es immer blutige Händel; denn diese hielten es für die größte Beschimpfung. Und sie hatten wohl Ursache dazu. Der

Name Carmagnole ſtammt von dem ſeiner fabelhaften Tapferkeit wegen bekannten Soldaten Franz Buſſone aus Carmagnole im Piemonteſiſchen, 1390 geboren und von ſeinem Geburtsorte Carmagnole genannt. Ohne weitere Bildung zeichnete er ſich einzig durch ſeinen Mut aus; er wurde nach und nach General und Chef aller Truppen des Herzogs von Mailand; ſpäter diente er der Republik Venedig, die ihn aber 1432 als politiſch verdächtig hinrichten ließ. Während ſeiner kriegeriſchen Züge ſtieß er eines Tages mit 6000 Pferden auf eine Maſſe von 18000 Schweizern. Er griff ſie an. Als er aber bemerkte, daß die Pferde im Kampfe mit den lanzenbewaffneten Feinden nur hinderlich ſeien, ließ er den größten Theil ſeiner Leute abſitzen und den Schweizern mit dem Degen in der Hand zu Leibe gehen. Er jagte ſie in die Flucht und richtete ein ſolches Blutbad unter ihnen an, daß ſie entſetzt die Waffen von ſich warfen und um Pardon ſchrieen.

Das Singen der Carmagnole deutet daher immer auf ſtarken kriegeriſchen Geiſt der Soldaten und enthält die Anſpielung oder den Wunſch auf ein ähnliches Gemetzel.

Solcher Lieder, zu denen große Perſönlichkeiten den Namen und Nimbus leihen, fanden ſich noch mehr zuſammen. So entſtand ein „Marlborough- und ein La Palice-Lied, und das Intereſſanteſte dabei iſt, daß dieſe Lieder nur in den Lagern und im Munde der Soldaten ſelbſt ihren Urſprung genommen haben; daher ihr volksthümlicher Ton. — Welcher Deutſche kennt nicht das: „Prinz Eugen, der edle Ritter.“

46. Charivari.

Die sprachliche Herleitung dieses mit dem deutschen Katzenmusik identischen Wortes ist noch immer nicht sichergestellt. Desto reichere Ausbeute geben die culturgeschichtlichen Forschungen. Diese haben bis zur Evidenz dargethan, daß Ursprung und Kern der Charivaris gewisse im Alterthume, wie im Mittelalter abgehaltene Volksfeste waren, die den Charakter der Öffentlichkeit, der Mummerei und der lärmendsten Ausgelassenheit vor Allem an sich trugen.

Unter jenen Feierlichkeiten, welche von jeher zunächst dem Cultus der lauten Freude angehörten und zu phantastischen Aufzügen Veranlassung gaben, stand obenan die hochzeitliche. Denkt man sich nun damit irgend eine, Unwillen, Mißbilligung, Spott und Hohn des Volkes aussprechende Demonstration verbunden; so stehen wir vor der ursprünglichen Bedeutung der Charivaris. Sie galten nämlich, wie aus vielen interessanten Urkunden des französischen Mittelalters hervorgeht, jenen Personen, Männern und Frauen, welche aus dem Witwenstande zu einer zweiten Ehe geschritten waren. Da versammelten sich die Charivaristen vermummt unter den Fenstern der Vermählten, erhoben einen gewaltigen Lärm, gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen, recitirten Spottlieder und obscöne Gesänge und ließen nicht eher ab, als bis die „Angesungenen" sich förmlich losgekauft hatten. Dabei fehlte es nicht an allen Arten von Uebermut und Unfug, und es kamen Scenen vor, deren Schändlichkeit und Unehrbar-

keit Entsetzen und Aergerniß verbreiteten, Streit, Verwundungen, ja Tödtungen nicht ausgeschlossen.

Die geistlichen und weltlichen Behörden traten mit der äußersten Strenge dagegen auf. Es finden sich kirchliche Verbote, Synodalaussprüche, Excommunicationssentenzen aus dem 14. u. 15. Jahrhunderte in Menge gegen derlei Mummereien, („Larvaria," heißt es in den lateinischen Urkunden „gallice Charivari") gegen das Charivarit-Treiben, gegen das „Chalvaricum," welche letztere Bezeichnung als eine „für ehrbare Lippen mißfällige" hingestellt wird.

So das französische Charivari.

Anderwärts war die Sitte der Katzenmusiken wohl auch bekannt und ebenso auch gegen die Ehe gerichtet, aber theilweise trat sie mit anderem Charakter und unter anderen Motiven aus dem häuslichen und socialen Leben auf. Nur in Spanien, wo die Katzenmusik **cencerrada** genannt wird, kommt sie in demselben Falle wie in Frankreich vor. In England, unter dem Namen **Marrowbones and cleavers**, d. i. Knochen und Beile, vorkommend, in Italien — **scampanata** genannt — und in einigen Gegenden Deutschlands trägt der Unfug nicht den Charakter des übermüthigen Lärmmachens, der „Polterabende" an sich, obwohl er häufig auch Eheleute angreift, besonders wenn sie dem Unwillen oder Spotte des Volkes eine Seite boten oder in notorischen Unfrieden lebten. Bei all' diesen Aufzügen spielten die uns bekannten Orchesterstücke, als Kessel, Pfanne, Eisenstücke u. s. w. ihre gräuliche Rolle.

Interessant ist wie und unter welcher Bezeichnung diese Unsitte in Baiern, noch bis in die neueste Zeit (1832) aufrecht erhalten, besteht. Wie im französischen von Charivarit-Treiben die Rede ist, heißt es hier: Haberfeld-Treiben. Es wird über Personen verhängt, welche in irgend einer Hinsicht die „Censur" die Volksmeinung sich zugezogen haben, meist über weibliche Personen, die sich im ledigen Stande allzu sichtbar der Vorrechte Verheirateter angemaßt. Die Voranstalten des „Haberfeldtreibens" stehen da gewissermaßen auf der Höhe eines vom Volke selbst geheiligten Vehmrichterthums, als solches vornehmlich dadurch charakterisirt, daß es den Behörden nie gelang, die Fäden der Verbindung in die Hand zu bekommen und die Theilnehmer kennen zu lernen, sowie auch dadurch, daß die unbetheiligte Menge dem Treiben jener Rotten stille und ruhig zusah.

Aktenmäßige Darstellungen geben genauen Einblick in die Scenerie dieses Spuks. Nächtlicher Weile versammelte sich plötzlich vor irgend einem Hause eine Gruppe von unbekannten Männern, die durch Schießen, Klappern, Schlagen mit Dreschflegeln auf Bretter, Läuten mit Viehglocken, Knallen mit Peitschen und Pfeifen mit Schwegelpfeifen unter wildem Jauchzen und Ausstreuung von Schimpfungen einen fürchterlichen Lärm anstellten; dabei wußten sie durch die getroffenen Vorkehrungen jeden Widerstand, jede Annäherung zu verhindern; denn sie waren stets bewaffnet, stellten Vorposten aus und drohten im Falle eines Angriffes mit Gewalt. Dagegen verübten sie, außer dem entsetzlichen Spektakel, keinen wirklichen Schaden, und es gab Fälle, wo sie,

wenn ein ſolcher mit unterlief, ihn erſetzten. Um irre zu führen, wurden die Verſammelten unter Namen von ſolchen Männern verleſen, von denen man wußte, daß ſie nicht anweſend ſein konnten; und nach dieſer Ceremonie wendeten ſie ſich gegen die ihnen verfallene Perſon. Man recitirte die Beſchuldigungen gegen ſie mit lauter Stimme her, gab ſittliche Ermahnungen und Warnungen und jedem Abſatze durch Wiederholung des gräulichſten Lärmes den gehörigen Nachdruck. Wenn dieß ein bis zwei Stunden gedauert, zerſtreuten ſich die „Haberfeldtreiber“ wie ſie zuſammen gekommen waren und verſchwanden ſpurlos. Das Volk ſagte daher auch, „ſie ſeien zum Kaiſer Karl in den Untersberg gefahren.“

Die Redensart: „Haberfeldtreiben“ kommt auch in der Form: „In's Haberfeld treiben“ vor. Woher das Bild entlehnt, iſt noch zweifelhaft, Eine Erklärung ſagt: „Es war an vielen Orten Baierns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zum Falle kam, es des Abends von den jungen Burſchen des Dorfes unter unzähligen Geiſelhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Haus getrieben wurde.“ Wahrſcheinlicher iſt die Deutung hergenommen aus der Landwirthſchaft, „vom Treiben oder Schlagen des Viehes auf die ſpäteſte und troſtloſeſte Weide, die in den Stoppeln des Haberfeldes;“ daher denn auch in der Form „auf die Haberwaid ſchlagen“ vorkommend; und reproducirt in dem bairiſchen Sprichworte: „Auf die Haberhälm kommen“ d. h. in verzweifelte Lage gerathen.

Die ſprachlichen Forſchungen über das Wort Cha-

rivari sind, wie gesagt, noch zu keinem Abschluße gelangt. Es finden sich nicht weniger denen 30 Formen desselben, die der Curiosität wegen hier angeführt werden: 1. Charivari, Charivarium (gewöhnlich); 2. Carivarium; 3. Charavaria; 4. Caribary; 5. Charevary; 6. Carivaritum; 7. Charavaritum; 8. Charavallium; 9. Charivalli; 10. Charivalit; 11. Caravil; 12. Carimarium; 13. Chervaly; 14. Chermaly; 15. Chalivary; 16. Calivary; 17. Chalivaly; 18. Chaillibary; 19. Chalvaritum; 20 Chalvaricum; 21. Chelevalet; 22. Chalmary; 23. Chavarium; 24. Chavaricum; 25. Capramaritum; 26. Zabramari; 27. Sabramari; 28. Queriboiry; 29. Chanavari; 30. Taribari.

Interessant ist die naheliegende Ableitung, mit dem Begriffe des Wortes so sehr zusammenfallend, von Crawall aus der Form „Charavall." Uebrigens sind die Hauptvorfragen zur sprachlichen Erklärung des Wortes — ob germanisch, ob romanisch? ob einfach ob zusammengesetzt? — noch nicht gelöst. Die competentesten Sprachforscher haben sich darüber in den geistreichsten Vermutungen ergangen, und wir verweisen die Freunde der Linguistik, welche die bezüglichen Deutungsversuche und Hypothesen alle kennen lernen wollen, auf die am Schluße dieses Werkes angeführte Quelle.

47. Charlatan.

Man leitet das Wort von dem Namen eines Arztes Latan ab, der in Paris seine Praxis ausübte. Auf einem kleinen, von einem Pferdchen gezogenen Wagen (char), worauf sich seine Medicamente befanden, machte er seine Krankenbesuche. Wenn nun das Volk den fahrenden Doctor in den Straßen von Paris erblikte, so rief man — da er überdies seiner Menschenfreundlichkeit und oft geleisteter Hilfe wegen allgemein beliebt war — jubelnd: „Voilà le char de Latan!“ woraus sich alsbald das abgekürzte Charlatan bildete, welches man dann auf jeden fahrenden Doctor, nur eben nicht im freundlichen Sinne, anwandte. Diese Erläuterung ist wenigstens sinnreich.

Die folgende auf das Zeugniß eines alten glaubwürdigen Schriftstellers Constantinus: „De ceremoniis Aulae Byzantinae“ gestützt, scheint der Wahrheit näher zu stehen. Taschenspieler und Gaukler durchzogen häufig die Straßen der Hauptstadt des christlich byzantinischen Reiches. Ihre kurzweiligen Vorstellungen, gewürzt durch pantomimische Intermezzo's, erfreuten sich bald der Theilnahme der vornehmen Welt, die an gedankenlosen Schauspielen seit jeher sich zu erlustigen liebte. Daß dergleichen Gaukeleien bald zu den beliebtesten Ergötzlichkeiten des kaiserlichen Hofes gehörten, begreift sich leicht, wenn der hohe Adel daran solches Wohlgefallen fand. Diese Gaukler nun, stolz auf diese Ehre, suchten auch durch ihre äußere Erscheinung sich bemerkbar zu machen und zogen daher in imposanter Scharlachtracht auf, weßhalb sie Scarlatani auch Scarla-

lati genannt wurden. Mit dieſer Erklärung ſtimmt der an das Wort Charlatan geknüpfte Nebenbegriff vollkommen überein; während der Uebergang des Namens eines geliebten Menſchenfreundes in einen Volksſpott, wie dieß bei der erſten Deutung der Fall iſt, zu den geheimnißvollen Wandelungen, die in der Sprache freilich auch vorkommen, zu zählen wäre.

48 Chouans.

Der Name aller eifrigen Royaliſten in der Bretagne, in Anjou und Maine zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution.

Das Wort entſtand ſprachlich aus der mundartlichen Zuſammenziehung von Chat-huant, d. i. Nachteule, von den Bretagneſchen Bauern Chouan genannt. Aber ſchon vor der Revolution diente es zur Bezeichnung einer Klaſſe Menſchen, nämlich der Schleichhändler in der Bretagne, die ſich des Nachts auf ihren geheimen Wegen durch Nachahmung des Geſchreies der Nachteulen zu erkennen gaben. Vier Brüder Namens Cottereau aus St. Ouen-des-Poits bei Laval hatten dieſen Gebrauch eingeführt, und einer von ihnen, Johann, wurde in der Folge auch Chouan geheißen. Alle dieſe Schleichhändler wurden ſeit 1793 die eifrigſten Royaliſten und begannen einen blutigen, Anfangs aus Verſtecken geführten Krieg gegen die Republikaner, von denen ſie fortan nur die Chouans genannt wurden.

49. Des Christen Herz auf Rosen geht, Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.

So lautet der Wahlspruch des Dr. Martin Luther; er hatte ihn im Petschaft seines gold'nen Siegelrings bildlich versinnlicht: indem dasselbe im himmelblauen Felde eine weiße Rose und in dieser ein Herz unter einem schwarzen Kreuze vorstellt.

50. Cicisbeo.

Dieses Wort stammt von dem Spanischen: chichisveo, welches letztere Wort spottweise aus dem Worte: chicha d. i. Kinderspeise entsprang. Zur Zeit, als die Philippe in Spanien regierten, kam es von der Pyrenäischen auf die Italienische Halbinsel, wo es sich in cicisbeo verwandelte, einfach den Gesetzen der Sprache folgend. Uebrigens kommt die Figur, welche man mit diesem Namen bezeichnet, heut zu Tage eben so selten mehr zu Madrid vor, wie die in spanischen Stücken und Novellen unvermeidliche Duenna (ältere Verwandte oder Dienerin), die jedoch jungen Damen daselbst unentbehrlicher, als in andern Ländern bei ähnlichen Fällen, und durchaus nicht mehr oder weniger verderbt ist, wie anderswo, wenngleich auf der Promenade in einer spanischen Stadt, z. B. der Alameda zu Cadix, mehr Koketterie anzutreffen, als auf irgend einem Spaziergange oder Belustigungsorte Europa's: in Paris die Boulevards und die italienische Oper, in Wien der Volksgarten und die Charfreitagspromenade über Graben und Kohlmarkt, inbegriffen. Bemerkenswerth ist es, daß die Sprache des Volkes, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit —

wenigſtens beim weiblichen Theile — eben die Koketterie iſt, dafür keinen genügenden Ausdruck beſitzt. Die offene Argloſigkeit der lieblichen Tochter dieſes blauen Himmels paralyſirt, ſo zu ſagen, die Wirkung eines Augenſpiels, worauf die kühleren Bewohner des übrigen Europa größeres Gewicht legen. Die Benennung, womit in Spanien das Wort Kokette — coquette — vertreten wird, lautet **galanceta**, d. i. Putznärrchen. Nur im Dialekte Aragoniens trifft man das Wort coqueta, aber in einer ganz beſonderen Bedeutung: denn dort bezeichnet man damit den Schlag auf die flache Hand mit der Ferülo, einem hölzernen Strafinſtrumente in Form einer Kelle, welches in den Schulen Spaniens und Frankreichs gebräuchlich iſt.

Was war aber der Dienſt eines Cicisbeo in Spanien? Seine Pflicht beſchränkte ſich darauf, dienſtgefällig zu ſein, ohne daß ihm geſtattet wäre, Anſprüche zu machen, und es liegt ihm nur ob ſeine Ergebenheit durch eine Menge kleiner Aufmerkſamkeiten zu beweiſen. Wir wollen das Tagewerk eines Cicisbeo, wie er es ſein ſoll, ſchildern: Um die Zeit des Erwachens ſeiner Dame ſendet er den Diener in ihre Wohnung, um ſich zu erkundigen, wie ſie die Nacht über geruhet habe. Gegen eilf Uhr begibt er ſich ſelbſt zu ihr um ihrer Toilette beizuwohnen. Bei dieſer Gelegenheit überreicht er ihr einen ſchönen Blumenſtrauß, dem, wenn er dieß verſteht, kaum etliche Verſe fehlen dürfen. Vor der zwölften Stunde gibt er der Dame das Geleit in die Kirche, führt ſie dann wieder in ihre Wohnung zurück, wo er nur ſelten zu Tiſche bleibt. Doch findet er ſich Nachmittags wieder ein, um ihr, wenn ſie eine Promenade machen oder das Schau-

ſpiel beſuchen will, das Geleite zu geben. Erſt um die Stunde des Abendeſſens verläßt er ſie, um ſein, wie man ſieht, nicht geringes Tagewerk den nächſten Morgen wieder zu beginnen.

Der Cicisbeo hat nicht ſelten Amtsgehilfen; denn von je höherem Stande die Dame iſt, je ausgezeichnetere Vorzüge ſie beſitzt, um ſo mehr Ritter und Paladine findet ſie, die um die Ehre ſtreiten, zu ihrem Anhange zu zählen So hat denn eine Dame oft deren vier oder fünf; doch der Cicisbeo, welcher der Erſte dieſe Obliegenheit ausgeübt, bleibt immer der Erſte und verliert ſeinen Vorrang nie. Die andern ſind nur Untercicisbei. Man muß ſtaunen, eine ſolche Sitte bei einem Volke in voller Uebung zu finden, bei dem die Eiferſucht in ſo hohem Maße vorwaltet. Nun aber, das iſt Herkommen und dieſe Sitte jedenfalls wieder ein Sieg der Gewohnheit über das Herz des Menſchen. Faſt erſcheint es, daß dieſe Sitte jenen Nachtheil, den man eben von ihr befürchtet, abgewendet habe; denn ein Cicisbeo würde entehrt ſein, wenn er das Vertrauen des Gemals der Donna mißbrauchte. Die ganze Sorgfalt eines Cicisbeo beſchränkt ſich auf die äußerlichen Aufmerkſamkeiten und Beweiſe von Ergebenheit, die immerhin mit inneren Regungen im Rapport ſtehen mögen, aber ein innigeres Verhältniß der Höflichkeit und guten Art zu Gefühlen und Empfindungen — will der Cicisbeo als Mann von Ehre gelten — nie an den Tag treten laſſen dürfen.

51. Contredanse.

Ist eines jener im Garten der deutschen Sprache nicht zu sparsam gesäeten Wörter, welches wir durch langen Gebrauch falsch schreiben. Es soll nicht heißen Contredanse, da es ja gar nicht aus dem französischen, sondern aus dem englischen Worte Country-dance, was wörtlich übersetzt einen ländlichen Tanz bedeutet, entstanden ist. Freilich ist es dem ursprünglich „ländlichen Tanze“ im Contredanse noch schlimmer ergangen, als der Schreibweise des Wortes selbst.

52. Dachteln.

Man will dieses Wort des Jargons als von Denken herkommend erklären, da man gleichsam zu dem „Gedachtelten“ sagt: Du sollst an diesen Schlag denken, ich gebe dir das als Andenken an mich. Im Schwäbischen gelte auch Dacht für Gedanke.

Dieß scheint nicht richtig. Es klingt uns ein anderes Sprichwort ganz gleichen Sinnes im Ohr, nämlich: „Einem eine auf's Dach geben“ d. i. auf den Kopf als oberster Theil des Körpers, metaphorisch Dach genannt. Fällt nicht, wie die Frucht vom Baume, unser „Dachteln“ von diesem Substantiv ab? Wenn, was sehr leicht sein kann, unter Dach, als der Versinnlichung eines Obersten, das Haupt gemeint ist, so handelt es sich also bei der Dachtel um nicht mehr als um einen Schlag auf den Kopf, um ein sogenanntes Kopfstück.

53. Ist kein Dalberg da?

Die Dalberge, die uralten Kämmerer von Worms, waren ein berühmtes deutsches Rittergeschlecht und vor Kaiser und Volk in solchem Ansehen, daß bei jeder Krönung deutscher Kaiser, wenn diese zum Ritterschlage schritten, der kaiserl. Herold laut rufen mußte: „Ist kein Dalberg da?“ War dieß der Fall, so empfing er vor allen anderen Rittern den Schlag als erster Reichsritter. Mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde (1806) schwand auch dieses Ceremoniel vom deutschen Boden, und dem größten Feinde der deutschen Freiheit, mirabile dictu, Napoleon war es vorbehalten, diese Sitte in Frankreich wieder herzustellen. Er verordnete nämlich, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde sein und vor Frankreichs Thron gefragt werden solle: „Ist kein Dalberg da?“ Die Dalberge waren stets Männer der Künste und Wissenschaften, und ein Dalberg, Wolfgang Heribert, war es auch, der im Andenken Schiller's mit fortleben wird. Der Ausruf aber: „Ist kein Dalberg da,“ lebt im Munde des deutschen Volkes fort und wird eben in den jüngsten Tagen, da der französische Länderappetit die Deutschen sehr besorgt macht und zur Einheit mahnt, als politischer Nothschrei, sehr häufig vernommen; in Oesterreich vornehmlich, seit August 1859 dem Anfange der polnischen Wirthschaft, grauenvollen Angedenkens, bis December 1860, in welchem Monat uns wieder ein deutscher Mann als Minister gegeben ward.

34. Zankt Euch nicht, sonst kommt der Datte.

Ein in Schwaben gebräuchlicher Warnungsruf an Eheleute, welche in Unfrieden leben. Die Redensart gründet sich auf eine besondere Sitte, die in dem Würtembergischen Orte Balingen dereinst zu Hause war. Um nämlich Uneinigkeiten zu schlichten, wurde unter den ehrenhaftesten Insassen ein kernfester Mann, Datte (Vater) genannt, erwählt. Diesem wurden noch zwei Gehilfen und mehrere Kundschafter beigegeben, welche über die Verhältnisse der Eheleute im Dorfe Nachforschungen anstellen mußten. Erfuhr nun der Datte von häuslichen Zerwürfnissen und hatte er sich selbst von der Wahrheit überzeugt, so ging er mitten in der Nacht mit seinen Gehilfen vor das Haus, klopfte an und antwortete auf die Frage: Wer da sei? nichts als: „Der Datte kommt!“ Mit dieser ersten Warnung ging er wieder fort. Hatte sie gefruchtet, so war sein Zweck erreicht; wo nicht, kam er bald zum zweiten Male und that denselben Ruf. Half es aber wieder nichts, dann stellte er sich zum dritten Male ein. Aber dann ging es nicht so schonend her; ungehindert durfte der mit der Vollmacht der ganzen Gemeinde ausgestattete „Friedensmann“ in das Innere des Hauses dringen und dort, „wie es die Umstände erheischten,“ den Frieden herstellen.

Da haben wir wohl ein sociales Urbild des Elihu Burit.

55. Ad usum Delphini.

Ad usum Delphini ist ein Zusatz, den die Ausgaben der römischen Classiker erhielten, welche im Auftrage Ludwig's XIV. für den Gebrauch des Kronprinzen in Frankreich, Dauphin (lateinisch Delphinus genannt) von verschiedenen Philologen besorgt wurden. Eine besondere, die Redaction dieser Ausgaben betreffende Vorschrift war, alle anstößigen Stellen wegzulassen. Daher sagt man öfter von castrirten Editionen classischer Werke: ad usum Delphini und auch, wenn man von Gegenständen spricht, die nicht für alle, sondern nur für Eingeweihte paßen und verständlich sind. Eine eigenthümliche Anwendung erhielt das ad usum Delphini aus Anlaß eines unter Napoleon I. kundgemachten Gesetzes, nach welchem die französischen, in die Colonien segelnden Schiffe eine gewisse Menge von Waaren mitnehmen mußten. Um dieses oft sehr unbequeme Gesetz zu umgehen, nahmen die Patrone Ausgaben von modernen sogenannten Classikern in Ballen und füllten damit den Schiffsbauch an. Sobald sie aber auf der hohen See waren, übergaben sie diese ihnen nutzlose Waare den Wellen. So verschlang jede solche Expedition regelmäßig eine vollständige Ausgabe dieser Classiker. Der Akademiker Michaud machte nun darüber eines Tages die Bemerkung, daß sie Editionen „ad usum Delphini" seien; (hier ist aber der bekannte musikliebende Retter Arion's, des Meisters der Töne, der Fisch Delphin, gemeint.)

56. Le Diable à quatre.

Dieſe urſprünglich franzöſiſche Redensart wurde zu uns durch die neueren Ballete verpflanzt, in denen der Teufel eine ſtarke Rolle ſpielt. Man hört das Diable à quatre jetzt oft rufen und gemeiniglich erſcheint es als vornehmes Fluchwort. Alſo von den Balleten kam es zu uns? Nun der Diable à quatre iſt auch ein Theaterkind; denn es kam in den alten geiſtlichen Stücken zur Welt, in welchen meiſt die Myſterien der Religion dargeſtellt wurden, und die gewöhnlich einfach auch Myſterien hießen. Wenn in einem ſolchen Stücke die Hölle vorkam, und das geſchah weniger zur Beluſtigung des Publikums, als zur Erzielung mannigfacher Wirkungen, welche bei ſchwachen Gemüthern nicht lange ausblieben, ſo wurde dieſe „ſchöne Gegend," nämlich die Hölle, durch vier als Teufel gekleidete Perſonen dargeſtellt, die auf der Bühne einen hölliſchen Spektakel machten, heulten, ſich herumbalgten, allerlei Gliederverrenkungen und Kannibalenſprünge u. ſ. w. vornahmen, damit das dumme Volk eine beiläufige Idee von der Hölle bekäme. Von dieſen vier Teufeln ſchreibt ſich die Theaterphraſe Diable à quatre her.

57. Divan.

Wer möchte ſich einen Lebemann ſchelten laſſen, und in ſeinen Gemächern nicht einen Divan oder eine Ottomane aufgeſtellt haben? Zum Verzweifeln wäre es freilich, wenn der Beſitz dieſes ſo erſehnten Meubels auch gleich ein Dutzend beturbanter Mufti's mit ſich bringen würde, die da, anſtatt auf dem Divan zu

ſitzen, einen Divan halten wollten! Und wie köſtlich wäre es, wenn ſich im Austauſche dafür in den türkiſchen Staatsrath der Divan eines gemüthlichen deutſchen Bauchkünſtlers einſchleichen würde! Dennoch haben beide Begriffe eine innige Verwandtſchaft zu einander. Man kennt ja der Türken Sitte, auf Polſtern „ebener Erd'" ſitzend Alles abzuthun. Wie gemächlich muß es ſein, ein Veto aus den Federn des Divans heraus zu geben! Den Franzoſen bleibt die Ehre, das zuerſt begriffen, den Divan als harmloſes „Sopha," Kanapé eingeführt zu haben, und manches Veto ihrer Repräſentanten hatte wohl die ſchwellenden Kiſſen eines Divans zur Unterlage.

Finden wir ſo den türkiſchen Divan voll Stoff zur Erheiterung, ſo können wir es uns nicht verſagen, ihn auch noch homeriſchem Gelächter preiszugeben. Ein Engländer, der in Paris ſich wohnlich einrichtete und die Bequemlichkeit eines Divans haben wollte, ſah ſich im Dictionaire nach der Bedeutung des Wortes um. Er fand es definirt als „Conseil du Grand Turc." Um nicht aller Welt Bezeichnung im Munde zu führen, beſtellte er ſich nun, echt engliſch, für ſeine Wohnung ein „Conseil du Grand Turc." Hätte es da nicht eine neue „orientaliſche Frage" geben können?

Heutzutage iſt dem Worte in Paris noch eine andere Bedeutung geworden. Die Haute volée bezeichnet damit gewiſſe Etabliſſements, in denen die „jeunes gens desoeuvrés" der Hauptſtadt zum Rauchen ſich verſammeln.

Ueber dieſe franzöſiſchen Attentate auf das Wort Divan hätten wir aber bald vergeſſen, von ſeinem

eigentlichen Herkommen zu ſprechen. Es iſt entſchieden türkiſch oder perſiſch und ſoll von dem Ausſpruche eines perſiſchen Kaiſers herrühren, der beim verſammelten Reichsrathe vorübergehend ſagte: „Inan divan end,“ d. h. dieſe hier ſind Diwe, auf deutſch Teufelskerle an Verſtand. Ferner nennt man Divan im Oriente eine Sammlung lyriſcher Gedichte nach alphabetiſcher Ordnung, weil ſich die dämoniſche Natur des Dichters in ihnen ausſpricht, der dieſelben, als den Reichsrath ſeines Genius, nach den Klaſſen des Alphabets in einem Bande verſammelt.

58. Die Dragonade.

Zu den Gräueln der franzöſiſchen Revolution im vorigen Jahrhunderte gehört auch die ſogenannte Dragonade, von dem ſcheußlichen Callot d'Herbois ausgedacht, da ihm die gewöhnliche Art der Einzelhinrichtung zu ſchleppend ſchien. Sie galt den Ariſtokraten von Lyon, welche Stadt das entſetzliche Verbrechen begangen hatte, die Sache ihres Königs zu vertheidigen. Nachdem man gegen die Einwohner ſchon alle blutigen Gräuel verübt und die Stadt mit Zerſtörung heimgeſucht hatte, waren noch 207 Ariſtokraten übrig, welche im Gefängniſſe ihres Schickſals harrten. Es war am 5. December des J. 1795, als man ſie paarweiſe unter den Fenſtern der Repräſentanten des Bürgerconvents aufſtellen ließ; als Escorte war eine Abtheilung Gensdarmerie und von 150 Dragonern des 19. Regiments beigegeben. Die Unglücklichen wurden nun feſt aneinander gebunden, und zwar die Hände auf den Rücken an ein langes Thau, ſo daß keiner eine Bewegung machen

konnte, die nicht Alle zugleich gefühlt hätten — eine Galeerenkette. So mußten sie zur Schlachtbank wandern. Auf dem zur Metzelei bestimmten Platze angekommen, wurden sie durch die Verbindung der beiden Thau-Enden haufenweise zusammengedrängt, und in sie mit Gewehren und Kartätschen hineingeschossen. Trotz der mörderischen Decharge blieben noch etwa 40 der Gefangenen lebend, obwohl verstümmelt, aufrecht stehen. Da erhielten nun die 150 Dragoner den Befehl einzuhauen und Alles vollends niederzusäbeln. Die Dragoner erfüllten den Auftrag mit edler Begeisterung; sie jagten über den Todten umher und schändeten weibliche Leichname. Von dieser Thatsache ward das Ereigniß mit dem Namen der Dragonade gebrandmarkt.

Einige Jahre darnach ließ der Eigenthümer des Platzes an jener Stelle Trauerweiden pflanzen und sie umfrieden. — Im J. 1814 legte der Graf von Artois den ersten Stein zu einem Sühnungsmonumente, genannt die „Kapelle der Opfer.“ Unter ihr ruhen die Gebeine der Märtyrer.

59. Draisinen reiten,

d. h. auf gemachten Pferden reiten, und mit dem versteckten Sinn: etwas mit doppelter Anstrengung verrichten, was mit der einfachen auch und besser gethan wäre. Im Jahre 1818 erschien eine Schrift „die Laufmaschine des Freiherrn Karl von Drais, mit 1 color. Kupferst.“ (Karlsruhe 4°) Diese Schrift handelte über eine von dem Forstmeister v. Drais (geb. 1783, gest. 1851) zu Mannheim im J. 1817 erfundene Fahrmaschine, bestehend aus zwei hinter einander stehenden

Rädern, welche ein Geſtell mit einander verbindet, auf deſſen oberem Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt in einer Höhe von ungefähr ¾ Ellen ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor dieſem geht von dem vordern Rade ein mit einem Querſtab verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad wie bei allen Wagengeſtellen beweglich iſt, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draiſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſchiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maſchine fort, dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben: einmal eine gute Balance und dann gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal dieſe beiden Haupterforderniſſe ſich ſo eigen gemacht hat, ſoll in einer Stunde bequem eine deutſche Meile (jedoch auf gutem ebenen Wege) zurücklegen können. Wie aber aus der Beſchreibung leicht erſichtlich, iſt die Anſtrengung beim Fahren größer, als das Gehen ſelbſt, woraus ſich wohl der oben angegebene Sinn bei Anwendung der Redensart erklärt. Der Erfinder ging im J. 1818 mit ſeiner Maſchine nach Paris, wo er großen Beifall fand. Die Franzoſen nannten ſie Velocipéde. Der Engländer Knight hat ſie dann weſentlich verbeſſert, und ſolche engliſche Pedomotive, wie dann die Draiſine richtiger genannt wurde, waren lange Zeit in den Parks der engliſchen Großen zu ſehen, wo ihre Anwendung auf den geebneten Wegen mehr Sache des Vergnügens, als die Abſicht

war, mit Schonung ſeiner ſelbſt größere Strecken in kürzerer Zeit zurückzulegen.

60. Durchlaucht.

Iſt nichts, als eine im Deutſchen zu Ehren gekommene Ueberſetzung des lateiniſchen Serenitas, Serenissimus, daher denn auch in älteren Schriftſtücken richtiger Durchleuchtig gefunden wird, zunächſt wohl aus erleuchtet hervorgegangen. Schon König Athalrich nannte ſich: Serenitas nostra. Das Prädikat Durchlauchtig findet man in Urkunden ſeit dem 14. Jahrh. Carl IV. gab es im J. 1376 den weltlichen Kurfürſten zuerſt. Unter Kaiſer Carl V. war es ſchon gewöhnlich. Später erhielten dieſen Titel auch die Fürſten, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Man erzählt, daß zu Anfang des 30jährigen Krieges Kaiſer Ferdinand II. den Kurfürſten von Sachſen für die katholiſche Sache dadurch zu gewinnen verſucht habe, daß er ihm den Titel: Durchleuchtig als hohe Auszeichnung verlieh. Das älteſte nachweisbare Privilegium über das einem Fürſten ertheilte Prädikat Durchlauchtig iſt das würtembergiſche vom Jahre 1664.

61. Alles verloren, nur die Ehre nicht.

„Tout est perdu, hors l'honneur!“ In der That, ein herrliches, eines Königs und Mannes würdiges Wort. Dem Nimbus dieſer Phraſe geht nur Weniges, eine ganz kleine Kleinigkeit ab: König Franz I. von Frankreich, der ſie auf dem unglücklichen Schlachtfelde von Pavia geſprochen haben ſoll, hat ſie eben

nicht gesprochen, und vergebens sucht man auch in dem Briefe, welchen der König gleich nach der Niederlage an seine Schwester geschrieben, eine Spur davon.

Wie viele solcher berühmten und geistreichen Aussprüche mag es nicht geben, die, wenn man ihnen zu Leibe ginge, als Lügen und Journalistenwitze zerfallen würden. Die Franzosen sind wohl die berühmtesten Fabrikanten berühmter Thatsachen, berühmter Persönlichkeiten, berühmter Worte. Nur ein paar solcher „Subtilitäten", die uns eben zur Hand sind, als Probe:

Man hat sich lange mit einem fürchterlichen Ausspruche des Abbé Sieyès getragen und eine Art Schauder vor der kalten Blutgier dieses Mannes empfunden; dieses Wort war: „**La mort sans phrase,**" und Sieyès soll es während der Abstimmung über das Schicksal Ludwig's XVI. gesprochen haben. Das Wahre an der Sache nun ist das: Sieyès, ein nichts weniger als grausamer, aber offener und gerader Mann, war empört über die Schönredereien, womit Viele ihr Todesvotum heuchlerisch abgaben. Von dieser Empfindung durchdrungen sprach er, als die Reihe an ihn gekommen war, von der Tribune herab nichts als die trockenen Worte: „Je vote la mort." (Ich stimme für den Tod.) Auf seinen Platz zurückgekehrt, belehrte er seine Nachbarn darüber, indem er mit Beziehung auf jene Heuchler bemerkte: Ich für meinen Theil habe ohne Phrase abgestimmt — „**pour moi j'ai voté sans phrase.**" Aus diesen Worten hat Dummheit oder Bosheit das folgende: „**La mort sans phrase**" gemacht, allerdings sehr frappant, tiefgehend, vielleicht geistreich, aber — glücklicherweise — nicht wahr.

Ebenſo iſt der Ausruf erdichtet, den Abbé Edgeworth an Ludwig XVI., als er ihn zum Schaffott begleitete, gerichtet haben ſoll: „Fils de Saint Louis, montez au ciel!“ Der Abbé ſelbſt hatte noch Gelegenheit, die Wahrheit dieſes pomphaften Ausrufes in Abrede zu ſtellen. Die Ehre der Erfindung gebührt einem Journaliſten, Charles His, der dieſe Worte am Tage der Hinrichtung hat drucken laſſen.

Viele Jahre ſpäter ging durch die Pariſer Journale — es war nach der Schlacht bei Waterloo — die ſtolze Phraſe: „La garde meurt, elle ne se rend pas,“ welche die berühmte Garde des großen Kindes der Revolution „höchſteigenhändig“ in der Schlacht ausgerufen haben ſoll. Dießmal hieß der hiſtoriſche Fälſcher ein Herr V. v. Rougemont, ein als Journaliſt und dramatiſcher Dichter ausgezeichneter Mann, wie verſichert wurde.

Aber auch wirklich hiſtoriſche Worte findet man oft im Munde von Perſönlichkeiten, die ſie nicht erfunden haben. Dieß iſt der Fall, mit jenem merkwürdigen Ausrufe im Schooße der franzöſiſchen Nationalverſammlung, welcher gewiſſermaßen den Sturz der Monarchie einleitete, nämlich: „Nous sommes ici par la volonté du peuple, et nous n'en sortirons que par la force des baïonettes!“ Man ſchreibt dieſe Worte dem gewaltigen Mirabeau zu; ſie gehören aber dem geiſtreichen Schriftſteller Volney, und Mirabeau ſprach nur die Rede, in welcher ſie vorkommen, im Namen des Verfaſſers von der Tribune, da Volney ein ſchlechter Redner war. Als dieſer eben die Bühne beſteigen wollte, hielt ihn Mirabeau zurück und ſagte:

„Geben Sie mir Ihr Manuſcript; mit Ihrer ſchwachen Stimme, Ihrer ſteifen Haltung wird man Sie nicht anhören. Ich will an Ihrer Stelle reden.“ Volney's Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung ſind Schuld, daß dieſe Worte ſo lange für Mirabeau'ſche gelten konnten.

62. Eiſele und Beiſele.

Wer kennt ſie nicht, dieſe „ewigen Juden“ der „Fliegenden Blätter“ in köſtlichſter Parodie, dieſe Schwalbenſchwänze, dieſe Unausſprechlichen, überall zu finden, in allen Ländern und Städten, in Muſeen und Viehſtällen, und doch immer die gleichen, die Unverwüſtlichen, die Unnachahmlichen! Ja wohl, die Unnachahmlichen! Denn wer zeichnet ſie ihm nach, dem Meiſter des Crayons, dem genialen Kaulbach? In der That, was dieſe beiden Kerle an Unſterblichkeit haben, das danken ſie dem Meiſter der „Hunnenſchlacht,“ des „Zerſtörten Jeruſalem.“ Als vor Kaulbach in heiterem Künſtlerkreiſe in München eines Abends die Rede auf die Reiſewuth der deutſchen Kleinſtädter und Reichsſtädter kam, zeichnete der Meiſter mit der Kohle des Cigarrenſtummels die erſten Conturen von Eiſele und Beiſele auf die Wand des Gaſtzimmers. Des Lachens und Jubelns über dieſe köſtliche Idee war kein Ende; einige Holzſchneider vervielfältigten die Geſtalten, Rudolf Marggraff, der geiſtreiche Kunſtkritiker, ſchaffte die Namen der Reiſehelden zur Stelle, und die „Münchener Fliegenden Blätter“ ließen ſie hinausfliegen in alle Welt den Humor zu predigen

63. Enten. — Zeitungs-Enten.

Da derlei Enten unter unseren Augen noch immer und mehr denn je herumschwimmen, so verlohnt sich's wohl der Mühe, eine naturgeschichtliche Studie über dieses Thier der „Pfütze" anzustellen. Heutzutage darf nicht mehr Aegypten allein sich rühmen, seine von unserer Hausente unterschiedene Ente zu haben; denn es gibt so viele Enten als vieler Herren Länder und so ziemlich von allen Farben. Wir bekamen nacheinander orientalische, französische, italienische, deutsche Enten zu sehen, und Menagerie-Besitzer dürfen nur zugreifen, um ihre Räume zu füllen. Als ehrliche und wissenschaftliche Naturforscher fragen wir aber ganz natürlich nach der Ur-Ente aller dieser Enten, und wie sie, neben den Gänsen des Kapitoliums, zu politischer Bedeutung gekommen sind. Wir lassen uns hierüber Folgendes erzählen: In den ersten Zeiten des französischen Kaiserreiches waren Mystifikationen aller Art an der Tagesordnung, und der kleine Corporal namentlich hatte sie durch seine Schlachten-Bulletins förmlich organisirt. Der übertriebene Ernst erzeugte nun den übertriebenen Scherz. Der geistreiche Brüsseler Egide Norbert Cornelissen unternahm es, der Unverschämtheit, der Lüge die Drastik des Humors entgegenzustellen und der lügentrunkenen Zeit einen scharfgeschliffenen Spiegel vorzuhalten. Er ließ in das Feuilleton einer Zeitung folgende Geschichte setzen: „Wie groß die Gefräßigkeit der Enten sei, lehrt ein Experiment, das man mit ihnen anstellte. Man nahm aus zwanzig derselben eine, zerhackte sie sammt Feder und

Knochen und gab die Stücke den 19 übrigen zu fressen. So fuhr man fort, eine nach der anderen zu schlachten und den Schwestern vorzusetzen, bis nur mehr eine einzige vorhanden war, gemästet mit dem Fleische und Blute ihrer Genossinnen." Diese Geschichte ward nun, wie Entenhachè selbst, von den Zeitungen begierig verschlungen, und alle, alle nahmen nach einander an dieser Mahlzeit Theil. Nachdem sie in Europa schon vergessen war, tauchte sie zwanzig Jahre später in Amerika wieder auf, bestätigt, wie es hieß, von Augenzeugen und mit dem Sectionsbericht der „Alles fressenden," zuletzt geschlachteten Ente. Wohl kam endlich die Ruhe auch in die Gemüther der ruhelosen Neuigkeitswiederkäuer, aber der Name blieb, eine gespenstische Allerwelts-Ente auf dem Wasser der Journale schwimmend, bis heute.

Der Schwank ist gut, aber sicher nicht des Pudels Kern. Wie käme es sonst, daß man sich viel später über den Gebrauch des Wortes Zeitungs-Ente von Seite des bekannten Fürsten Pückler-Muskau, und zwar als Bezeichnung einer gegen ihn öffentlich vorgebrachten Lüge, den Kopf über den Sinn zerbrechen konnte? Wie käme es, daß schon vor nahezu zweihundert Jahren in „Schelmufffky's curiöser Reisebeschreibung in hochteutscher Frau Mutter Sprache" (Schelmerode 1696, neu Leipzig 1848) die Stelle sich findet: „— so wusste ich allemalen so eine arttige Lüg-Ente vorzubringen . . ."? Freilich hat man noch einen Anhaltspunkt in der Thatsache, daß die in

Frankreich auf offener Straße verkauften Flugblätter Canards, Enten, genannt werden.

Wir glauben, daß man bei allen bisher versuchten Erklärungen auf Ein Moment nicht Bedacht genommen habe; nämlich auf den einer gewissen Mittheilung innewohnenden Charakter des fortwährenden Wiederauftauchens in verschiedenen Zeitungen, unbekümmert darum, ob sie wahr oder erdichtet ist. Bei dieser Betrachtung können wir uns wenigstens an die Zoologie anlehnen, während wir sonst das Merkmal des Lügenhaften nicht wohl anbringen können. Ein Artikel, der gewissermaßen durch alle Zeitungen hindurchschwimmt, sich stets auf der Oberfläche erhält und selbst nach kurzem verschwindet, hie und da und dort immer wieder auftaucht, hat sehr viel von der Natur der Ente an sich, ungerechnet, daß man sich auch den Begriff des Schnatterns und Schwatzens vergegenwärtigen kann, wodurch dieses Thier sich besonders auszeichnet. Für diese letztere Deutung hätten wir auch ein deutsches Wort zum Gewährsmanne, nämlich den „Antenmayer," wie früher ein Schreier, Kreischer genannt wurde. Wie treffend könnte sich der Redacteur manches Journals so unterzeichnen.

64. Epaulette.

Die französische Bezeichnung jenes militärischen Rüststückes, das man deutsch Achselband nennt. Ueber den Ursprung desselben erzählt man sich Folgendes: Als im J. 1566 der berüchtigte Herzog Alba in den Niederlanden mit Feuer und Schwert wüthete, ward dadurch ein unter ihm stehendes Wallonen-Regiment so empört,

daß es, ohne Zurücklassung eines einzigen Mannes, zum Feinde überlief. Der Herzog sendete Tags darauf an den Obersten des abgefallenen Regiments einen Brief, in welchem die Drohung enthalten war, daß er jeden Mann desselben, wenn er gefangen würde, wie einen ehrlosen Dieb werde aufknüpfen lassen. Nachdem der Oberst sich von der Stimmung der Wallonen überzeugt hatte, ließ er dem Herzog zurückentbieten: „Damit das Aufknüpfen durchaus keine Umstände mache, werde jeder Soldat dieses Regiments den Strick und auch noch einen Nagel dazu bei sich tragen.“ Unter großem Jubel nahmen die Wallonen in der That die Ceremonie der Strickumlegung vor. Es begreift sich, daß jeder so gekennzeichnete Soldat Wunder der Tapferkeit verrichten mußte; denn er hatte — den Henkertod vor Augen. Nach Beendigung des Krieges war das Regiment so stolz auf den Strick geworden, daß es denselben als Auszeichnung, aber auf der Achsel, beibehielt.

65. À quatre epingles.

Diese oft gebrauchte Redensart, und vornehmlich Männern und Frauen gegenüber angewendet, die sich durch eine ganz besondere Einfachheit aber Nettigkeit ihrer Tracht — was man deutsch gern „gebiegelt und geschniegelt“ nennt, auszeichnen, hat einen rührenden Ursprung. Leider ist uns der, übrigens nicht unbekannte, Name desjenigen, der die Veranlassung dazu gegeben, nicht mehr in Erinnerung. Ein Gefangener, der höheren Gesellschaft angehörend und im strengen Gewahrsam gehalten, vertrieb sich die endlosen Stunden

ſeiner Haft oft dadurch, daß er vier Stecknadeln in die Luft warf, auf den Boden fallen ließ und ſie dann ſo lange ſuchte, bis er ſie alle wieder gefunden hatte. Wir begreifen dieſe Gattung Zeitvertreib bei einem Manne, dem im Gefängniß kein Buch, kein Papier, keine Feder geſtattet wurden, um ſich geiſtig zu beſchäftigen. Nach beendeter mehrjähriger Haft nahm er auch die vier Nadeln mit, und als ſeine Gattin von dieſem Zeitvertreibe mit ihnen hörte, ließ ſie dieſelben auf das reichſte in Gold faſſen, und wenn ſie in Geſellſchaft oder bei öffentlichen Feſten erſchien, bildeten ihren ganzen Schmuck, bei ſonſt ſehr einfacher Tracht, die vier Nadeln. Man erfuhr bald die Urſache dieſer auffälligen Erſcheinung und das à quatre epingles ging nun in die Redeweiſe der Salons und aus dieſer in den Mund anderer Leute über.

66. Eſel.

Welch ein hiſtoriſches Wort! Ein wahres brennendes Schlagwort, von eigenthümlicher Wirkung auf Aller Ohren, von einer Tragweite, die nicht zu ermeſſen iſt. Dem Elemente des Eſels wüßten wir nur Eines noch, das des — Teufels entgegenzuſtellen; denn wo gäb's etwas in der Welt, daran nicht entweder der Teufel oder der Eſel ſeinen Theil hätte? Was ließe ſich in den zwölf Stunden des Tages und oft auch noch in den zwölf anderen der dazu gehörigen Nacht ganz ohne eine Eſelei abthun? Und das Allerbeſte an der Sache iſt: Der Eſel iſt immer der Andere, oft der Unrechte, wie es in Neſtroy's „Ix" heißt, und die Geſchichte von dem Bauer, der Eſel treibend und ſie abzählend

ſtets den Eſel, auf welchem er ſelbſt ritt, mitzuzählen vergaß, hat ihre Geltung.

Aber wie kam's, daß dieſes harmloſe Thier aus der Zoologie herausgeriſſen und in's Salon-, ja ſelbſt in's politiſche Leben gezogen ward? Wir wiſſen nach unſeren beſcheidenen zoologiſchen Kenntniſſen, daß es kein friſcheres, drolligeres und arbeitswilligeres Thier als den jungen Eſel gebe, durchaus nicht mit der Mackel jener Eigenſchaften behaftet, die der Schöpfung Krone ihm oktroyirt hat. Wir wiſſen aus der heiligen Geſchichte, daß der Herr ſeinen feierlichen Einzug in Jeruſalem auf dem Rücken eines Eſels gehalten habe, deſſen Reliquien, wie man wiſſen will, in Verona aufbewahrt werden. Aus der profanen Geſchichte entnehmen wir, daß ein Kalife, nämlich Mervan II., den Zunamen Eſel als beſonderes Lob erhalten habe, da die meſopotamiſchen Eſel in den Schlachten große Unerſchrockenheit zeigten. Woher alſo das Merkmal dieſer Beſchimpfung, und welches war der erſte Eſel, der dazu Veranlaſſung gab und ſeinen Namen als Schimpf, ſo zu ſagen, ſanktionirte? Die Geſchichte ſchweigt darüber. Vielleicht aber liegt in dem alten Sprüchlein: „Dem Eſel, ſo Korn zur Mühle trägt, wird Spreu," etwas zum Nachdenken darüber. Oder es leitet uns, wie es gar oft geſchieht, der Prügel auf die rechte Spur; gibt's ja ein köſtlich altes Liedlein:

„Wir wollen ihn bitten und ſagen,
Als man dem Eſel tuot;
Will er den Sack nicht tragen,
So fleht man ihn genuog."

So ward der Eſel zum Eſel und mußte es ſo werden. War er nun einmal ein Typus und unter

den Menſchen heimiſch, ſo ging's natürlich gar leicht hinüber und herüber. Urſache und Wirkung, Urbild und Abbild, Wort und Begriff ward verwechſelt, und das Ende vom Liede iſt, daß der — Original-, der Ur-Eſel ſich gar nicht zu beklagen habe. Er kann ſagen: „Das iſt der Humor davon," beſonders, wenn er einen guten Morgen wie den folgenden kriegt:

„Ihr Diener, Herr Eſel mit Namen!
Wie kommen wir alſo zuſammen?"

Wollten wir alle die Eſelsſprüche herſetzen, welche die Runde durch die ganze Welt machen, wir müßten dem Eſel allein Bände widmen und dem Werke nachſagen laſſen, daß es ein Eſelswerk ſei, was ſich der Autor trotz aller Beſcheidenheit wegen des herrſchenden Uebermuthes zweibeiniger Eſel doch nicht ſelbſt anthun will. Wir müſſen uns beſchränken, nur jene zu bringen, welche zu der Eingangs vorgenommenen Unterſuchung einiges Licht geben. Z. B.: „Man rufft den Eſel nicht zu Hoff, er ſoll dann Säck tragen;"— „Es ſeynd viel Eſel, die nur auf zwey Beinen gehen;" — „Es ſind vil Eſel, die nit Säcke tragen;" — „Viel Säcke ſind des Eſels Tod;" — „Es geht dir wie dem Eſel, der dreien Brüdern diente;" (er litt Hunger, da jeder meinte, er ſei beim andern gefüttert worden); — „Eſels Geſang fahet hoch an und hört nidrig auf" (auf ausgeſungene Tenoriſten anwendbar); — „Stirbeſtu, ſo begrabt man dich mit der Haut: das tut man keinem Eſel;" — „Eſelsohren ſind aller Menſchen Wapen."

Man ſieht, wie das hinüber und herüber geht; „jetzt Feinde, jetzt Brüder.“ Man bleibt ſich eben nichts ſchuldig. Es durfte wohl ein König Heinrich IV. das Seinige loslaſſen, als er vor den Thoren einer Stadt von mehreren Deputirten empfangen wurde. Sie wollten eben eine Rede beginnen, da fing ein Eſel gar ſchön zu ſchreien an. Der König ſagte: „Ruhig, meine Herren, es ſpreche Jeder, wenn die Reihe an ihn kommt.“ Aber dafür erzählt man uns auch das: Ein Graf von Anjou, Fulco der Gute, galt ſeiner Zeit für einen Gelehrten, da er leſen und ſingen konnte. Als er einſt erfuhr, daß König Ludwig (Ultramarinus) ſeiner deßwegen ſpottete, ſchrieb er ihm die paar Worte: „Sachez, Sire, qu'un prince non lettré est un asne couronné!“

Bekannt iſt, welch' ausſchweifender Gebrauch in Schulen, vor Kathedern, auf Akademien und Gelehrten-Corporationen oder Celebritäten gegenüber von dieſem Witzworte gemacht wird. Feinheit und Brutalität machen ſich da natürlich abwechſelnd die Palme ſtreitig. Wie köſtlich iſt der Einfall des ſächſiſchen Hofpoëten Friedrich Taubmann († 1613), welcher aus dem Namen des Cardinals Cleſel 150 Eſel herauszuleſen verſtand. Er ſchrieb nämlich CLeſel. Weniger fein, wenngleich noch immer witzig, iſt die Eſelsgleichung eines Coblenzer Schuljungen, deſſen Lehrer Namens Weſel juſt nicht im Rufe großen Wiſſens ſtand. Man beluſtigte ſich ſtets mit ihm. Eines Tags gibt er die Aufgabe, eine Gleichung anzuſchreiben. Einer ſeiner Schüler ſchrieb nun auf die Tafel:

Ange ohne g = Weſel ohne W.

Wer kennt aus seiner Studentenzeit nicht das Geheimniß der Eselsbrücke. Jenseits dieser Brücke ist indeß so Mancher als Newton oder Herschel angelangt. Nicht zu so hohem Ziele kam 1779 die über einen Eselsweg gehende französische Akademie der Inschriften, die sich am Ende in ihren gelehrten Bemühungen, wie in unserer Zeit Abbé Domenich mit seinem „Buch der Wilden" dupirt sah. Es ward nämlich in jenem Jahre von der Pariser Polizei die Abräumung eines Platzes in der Gegend von Montmartre angeordnet. Bei den Ausgrabungen fand sich ein Stein mit folgender Inschrift:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

D. h. in richtiger Zusammenstellung nichts anderes als: Ici le chemin des ânes.

Wie wir schon gesehen, spielt der Esel in der Culturgeschichte der Völker eine größere Rolle, als man meinen möchte. Wir wollen ihn aber nur im historischen Sprichworte betrachten. Wer hat nicht schon die Redensart, „hartnäckig wie ein rother Esel" gehört? Ueber ihren Ursprung gibt uns ein alter Franzose, Fleury de Bellingen, Aufschluß, und scheint das Opiniâtre comme un asne rouge der Vater des deutschen rothen Esels zu sein. Wir citiren unseren Gewährs-

mann in wörtlicher Ueberſetzung. Man ſagt: „ſtutzig wie ein rother Eſel“ und will damit ſagen: hartnäckig, wie es ein unwiſſender Cardinal ſein kann, welcher ſich gewöhnlich auf ſeine Meinung ſteift, ohne Grund und ohne Einſicht, und damit durchdringen will, blos auf Grund ſeines Anſehens, ſich beleidigt fühlend, wenn man ihm nicht nachgibt; nicht weil ſeine Anſicht gerecht und vernünftig, ſondern weil er Cardinal und Fürſt der Kirche iſt. Einen Eſel nennt man ihn dann, weil er unwiſſend, und einen rothen Eſel, weil er eine rothe Capuze und ein eben ſolches Käppchen trägt.“ Im deutſchen ſagt man häufiger ſtatt: „ſtutzig wie ein rother Eſel,“ „Eſel bleibt Eſel und käm' er von Rom.“ Ehrenvoll klänge es, wenn man Leute, die bei Canarienvogelfutter Roßarbeit verrichten, einen „Eſel von Dalascia“ titulirte. Dalascia iſt der Name einer Gegend in Aethiopien, welche ihrer trefflichen Eſel wegen berühmt ſein ſoll. Leute, welche, wie Vincent Le Blanc in ſeinen „Voyages“ (1658 4°) p. 28 berichtet, ſich ſolcher Eſel bedienen, ſind ſtets gut daran; denn dieſe Thiere ziehen gut, tragen große Laſten, und man kann mit ihnen beſſer, als mit andern Thieren, die endloſen aethiopiſchen Wüſten durchreiſen. Sie legen oft in einem Tage zehn Meilen zurück und begnügen ſich, was das Eigenthümliche jeder Eſelsnatur iſt, mit geringem Futter. Solch' ein Eſel wird in Perſien mit 100 Ducaten und auch höher bezahlt. Wenn man alſo von einem beſonders trefflichen Eſel redet, ſo ſagt man „ein Eſel von Dalascia.“ Die ehrenvolle Anwendung dieſes Titels in einer Zeit der „Ehren-Doctoren“ liegt an der Hand, und bei einem ſolchen Ehren-Eſel wüßte man doch, was

der damit Beehrte leiſtet, während man über die Leiſtungen mancher Doctorbetitelten nicht ganz im Klaren iſt. In Frankreich ſpielt der Eſel im Städte-Schimpf und in der Heraldik eine Rolle. So hört man von „Eſeln von Beaune“ und von „Eſeln von Meung an der Loire“ (les ânes de Beaune und les ânes de Meung sur Loire) und vom Eſel im Wappen der Stadt Bourges ſprechen. Der Spottname, womit man die Bewohner von Beaune belegt hat, reicht in's 13. Jahrhundert und ſoll ſeinen Urſprung von einer reichen Kaufmannsfamilie, welche Aſne hieß, herleiten, alſo von Anbeginn in den Asnes de Beaune gar nichts verfängliches geweſen ſein. Später, als ſich die Bewohner von Dijon und jene von Beaune gegenſeitig aufzuziehen anfingen, waren es die erſteren, welche von Dummköpfen zu ſagen pflegten, ſie wären aus Beaune oder man müſſe ſie dahin ſchicken. Gegründetere Veranlaſſung zu dieſem Ehrentitel gaben aber die Bewohner von Meung an der Loire. Die Fiſcher von Meung fingen einmal in der Loire etwas ganz gewaltig Großes, was ſie für einen Wallfiſch hielten. Indeſſen war es das Aas eines Eſels, das vom Waſſer ganz aufgetrieben war. Im Triumph trugen ſie das volle Netz in die Stadt, wo ſie ihren Fang erſt kennen lernten. Wenn ihnen aus dieſem Anlaß der Ehrentitel ânes de Meung geworden, der ſich bis zum heutigen Tage erhalten hat, ſo finden wir das nicht mehr als billig.

Das Wappen der Stadt Bourges aber mit dem eigenthümlichen Sinnbilde eines im Lehnſtuhl ſitzenden Eſels führt uns in die klaſſiſche Zeit zurück, und iſt der Vorfall werth, erzählt zu werden. Lamesangére in

seinem Lexikon französischer Sprichwörter erzählt den Ursprung dieser sonderbaren Wappenfigur. Er will sie in einem Manuscript der Vaticanischen Bibliothek, welches eine Fülle ganz origineller Bemerkungen über Caesar's „Commentarii de bello gallico" enthält, gefunden haben. Die Glosse lautet folgendermaßen: Vercingetorix, Häuptling der Gallier, befahl während der Belagerung von Bourges einem seiner Hauptleute, Namens Asinius Pollio, einen Ausfall auf die Truppen Caesar's zu machen. Asinius, sehr von der Gicht geplagt, war unvermögend, selbst die Truppe in den Kampf zu führen, und übergab den Befehl einem Unteranführer. Als ihm aber eine Stunde später gemeldet worden, dieser Unteranführer habe eine Wunde am Fuße erhalten, ließ sich Asinius in einem Tragsessel vor die Thore der Stadt tragen und begeisterte durch seine Gegenwart und seine Anrede so sehr die Soldaten, daß diese, die bereits wenig Lust zum Kampfe gezeigt hatten, als er in ihrer Mitte erschien, den Angriff mit aller Tapferkeit erneuerten und eine große Anzahl Römer tödteten. Asinius hatte also durch seine Gegenwart und seine Rede ebenso viel zum Siege beigetragen als die Soldaten selbst. Zum Andenken an diese That wäre Asinius im Wappen der Stadt Bourges dadurch verewigt worden, daß man einen im Lehnstuhl sitzenden Esel in dasselbe aufnahm. Jedenfalls bleibt es originell, in Ermangelung eines Porträts des Asinius denselben auf die blosse Assonanz der Namen hin als Esel abzukonterfeien.

Die deutsche Geschichte meldet sogar von einem

Frankensteiner Eselslehen,

und der Esel, welcher die Geschichte des genannten Lehens trägt, war ein wirklicher Esel. Die weiter unten benannte deutsche Stadt könnte mit größerem Fug und Recht einen Esel mit einem alten Weibe auf dem Rücken in ihr Wappen aufnehmen, als es Bourges mit dem „Esel im Lehnstuhl“ gethan, der eigentlich kein Esel war, während über den Esel des Frankensteiner Lehens kein Zweifel obwaltet. Damit sich nicht etwa sieben Städte um die Ehre streiten, dem Esel, der ein böses Weib auf dem Rücken trug, das Bürgerrecht gegeben zu haben, nennen wir lieber gleich die glückliche, in deren Besitz er war: Darmstadt.

Nicht weit von dem Städtchen erhob sich der Berg, der im Mittelalter und noch später die Burg der Herren von Frankenstein trug. Das Stallgebäude bewohnte auch ein Eselein, bestimmt die Wasservorräthe aus dem Thal hinaufzutragen. Diesem Esel mußten die Darmstädter abgemerkt haben, daß er sich auch zum Aergsten herbeilassen werde, nämlich Bekanntschaft mit bösen Weibern zu machen, und sie paktirten mit den Herren von Frankenstein, daß diese gegen eine jährliche Rente von 12 Maltern Korn, 2 Gulden und 12 Weißpfennigen, dem Städtchen bewußten Esel zur Verfügung stellen sollten, so oft dieses ihn zum Abstrafen eines bösen Weibes, das gegen seinen Mann thätlich aufgetreten, brauchen würde. Er hatte in diesem Falle die Xantippe auf seinem Rücken durch die Stadt zu tragen, geführt entweder von dem Eheherrn selbst, wenn er im

ehelichen Kampf erlag, oder von einem Knechte, wenn dem Manne Widerstand zu leisten unmöglich war.

Dieses wirklich ausgesprochene und in allem Ernste respektirte Lehen ward nach urkundlichen Daten, noch im 16. Jahrhunderte angesprochen, und zwar in den Jahren 1536 und 1538, indem es vorkam, daß einige Weiber ihre Männer zu schlagen sich unterfangen haben, daher die Frankensteiner aufgefordert werden, „dem alten Herkommen gemäß den Esel und den Mann (Knecht) darauf zu schicken ... auf daß des übermütigen, stolzen und bösen Weibs Gewalt noch unterdrückt werde und nicht weiter einreißt.“ Ebenso wurde im Jahre 1578 der Esel von dem Stadtschreiber Erwalt Böhm öfters verlangt und stets auch „verabfolgt“, und im J. 1588 gegen eine Frau, die ihrem Manne einen Hafen mit Unschlitt an den Kopf geworfen.

Und diesem Esel hat Darmstadt noch kein Denkmal errichtet? Wir haben bereits oben einige älteren Eselssprüche angeführt, wir wollen aber jeder Zeit ihr Recht gönnen und sagen nunmehr einige Eselssprüche der neueren Zeit her, begreiflicherweise nur die zeitgemäßesten auswählend, als:

Wo man den Esel krönt,
Ist Stadt und Land gehöhnt;

(im Hinblick auf Gemeindevorstände, Doctorpromotionen u. a. m.)

oder: Treiber und sein Eselein
Stimmen selten überein,

(obwohl Eines des andern werth)

auch: Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner

Doctor (hat ſich nicht als ſtichhältig bewährt.) — Drollig iſt die Geſchichte vom „hoffärtigen Eſel,“ der Heiligthümer und Reliquien als Ladung trug. Als nun die Bauern, wo Meiſter Langohr vorüber kam, ehrfurchtsvoll die Mützen herunternahmen, meinte er, das gelte ihm, wurde hoffärtig und wollte nicht mehr tragen. Da gab ihm der Herr eine Tracht Schläge, lud ihm ſtatt der leichten Reliquienkäſten ſchwere Mehlſäcke auf und ſagte zu ihm:

Eſel wie warſt du, wie biſt du dumm!
Man meinte nicht Dich, nur das Heiligthum.

Um dieſes Eſel-Capitel im Geiſte ſeines Anfangs und ſeiner Mitte zu ſchließen, ſetzen wir noch die treffenden Verſe eines längſt verſchollenen Witzboldes *) her, welche lauten:

Daß es ein kräftiger Geſchlecht von Menſchen wie von Thieren
Einſt gab, läßt ſich nicht wegphiloſophiren.

Doch ſonderbar
Und dennoch wahr:

All ausgegrabene Rieſenknochen dies bekunden,
Nie hat man größ're Eſel noch, als jetzt gefunden.

67. Étape.

Ein militäriſcher Ausdruck und einer von jenen, die wir uns aus unſerem Eigenthume haben entkommen laſſen und dann erſt aus der Fremde wieder heimgeführt haben. Er bezeichnet nämlich die Marſchroute, welche eine Armee einhält mit ihren einzelnen Stationen, Aufenthalt, Verpflegung u. ſ. w., und iſt dem deutſchen

*) Richard Roos.

Stapel (Waarenplatz) nachgebildet. Die Engländer ſagen staple und meinen damit das, was wir Markt nennen. Für die militäriſche Terminologie zuerſt gebraucht ward das Wort étape in einer Verordnung König Heinrich's II. vom 19. Nov. 1549, worin er befahl, daß die Truppen ſich nur auf der „Etape“ zu verpflegen haben.

68. Etiquette.

Dieſes Wort, früher Estiquette geſchrieben, ſoll auf folgende Art entſtanden ſein: Die Advokaten und Anwälte pflegten auf ihren Proceßacten die Ueberſchrift: „Est hic quaestio inter N. et N.“ (Um dieß handelt es ſich zwiſchen N. und N.). Durch Abkürzung ſchrieb man ſpäter nur: „Est hic quaest“, daraus dann Estiquette, und neuer „Etiquette“ hervorging.

69. Die Extreme berühren ſich.
(Les extrémes se touchent.)

Dieſe Redensart verdankt ihre ſprichwörtliche Anwendung einem Bonmot, das kaum geſprochen, ſogleich die Runde in der vornehmen Welt von Paris, und von da, wie gewöhnlich, in der ganzen übrigen Welt machte. Herr von Marivet, Verfaſſer eines Syſtems der Naturgeſchichte, welches gerade den Gegenſatz zu jenem Buffon's bildet, war der Sohn eines Glashändlers aus Burgund und kaufte ſich in Paris den Barontitel. Dieſer Baron von heut machte eines Tages einen Beſuch in einem Hauſe, in welchem er eben mit dem Baron Montmorency, wie bekannt dem älteſten Baron der Chriſtenheit, im Vorzimmer zuſammentraf. Der anmel-

dende Diener rief nun die Namen der besuchenden Herren nacheinander auf: Herr Baron von Marivet, Herr Baron von Montmorency. Der Hausherr, der den Unwillen des ahnenstolzen Montmorency über diese zufällige Paarung gewahrte, milderte denselben sogleich durch die gegen Montmorency gemachte Bemerkung: „Sie sehen, Herr Baron, die Extreme berühren sich.“

70. Aus dem FF.

Ueber die Bedeutung dieses doppelten F liegen mehrere Erklärungen vor, von denen wir uns jedoch für die erste entscheiden. Hören wir die erste. Sie ist aus der juridischen Welt genommen. Nach ihr wäre der Ursprung des FF folgender: Die alten Juristen citirten häufig das Corpus juris. (Die Justinianische Gesetzgebung). Ein wichtiger Theil desselben, die sogenannten Pandekten, werden mit der Signatur FF bezeichnet. Wer nun sehr häufig solche Citate machte und namentlich aus den Pandekten, der galt für einen ganzen Juristen, für einen gelehrten, unterrichteten Mann. Daher pflegte man dann von dem, der sich der Gründlichkeit in irgend einer Sache befließ, zu sagen: „Er verstehe die Sache aus dem FF.“

Die andere Erklärung holt ihre Gründe aus der italienischen Beamtenwelt. Die Magistratsbeamten der alten italienischen Städte pflegten nämlich auf den eingereichten Bittschriften, wenn sie diese für die Gewährung geeignet fanden, vorläufig ein F zu setzen, womit sie sagen wollten: fiat, d. i. es geschehe. Ging dann das Gesuch mit Acclamation durch, so bezeichnete man

auf demſelben die Beſtätigung mit einem Doppelten F, d. h. fiat fiat, es geſchehe ohne Weiters. Das nannten die Italiener Biseffe.

Zu den Erklärungen aus der Gelehrten- und Beamtenwelt geſellt ſich nun die dritte aus der Kaufmannswelt, die, wenn ſie ſtichhältig wäre, uns zum Ausrufe des Göthe'ſchen

Willſt du immer weiter ſchweifen,
Sieh, das — „Wahre" liegt ſo nah — berechtigte.

Jedermann kennt ja die Bezeichnung der Kaufmanns-Waaren als fein, feiner und ſehr fein, was durch die Buchſtabenzahl F oder FF oder FFF ausgedrückt wird. FF iſt weiter nichts als der Comparativ einer Qualität, die man eben an der Waare ſucht. Dieſe Deutung hätte jedenfalls Vieles für ſich und wäre ſogleich anzunehmen, wenn man nachweiſen könnte, wie alt die Redensart „aus dem FF" iſt, die für den erſten Anblick jedenfalls älter erſcheint, als die ſehr moderne merkantile Bezeichnung des F, FF und FFF für feine, feinere und feinſte Waare.

Wer aber will, kann ſich's auch aus der muſikaliſchen Bezeichnung erklären. In dem Aufbau und der Färbung der Töne bedeutet das der Note beigeſetzte einfache, doppelte oder dreifache F das Anſchwellen und die Kräftigung des Tones zum forte oder fortissimo. Auch dieſe FF laſſen ſich metaphoriſch verwenden, und wir werden z. B., wenn wir von etwas ſagen, es ſei aus dem FF, damit andeuten wollen, daß das, was wir meinen, in irgend einer Sache auf's ſtärkſte, im größten Maßſtabe zu finden iſt; was aber, wir bemerken es ausdrücklich, mit der urſprünglichen Deutung des „aus dem FF", als eines ganz Vorzüglichen nicht ganz

zusammenfällt. Uebrigens spricht die ganze Phrase: „Etwas aus dem FF verstehen," welches die wahre, während jede andere, als z. B. „es sei aus dem FF", eine der Sprache aufgedrungene ist, für den Ursprung aus den Pandekten.

71. Jemanden die Feige weisen.

Ist man über die Bedeutung dieser Geberde, nämlich Einem Hohn bieten, wohl nicht mehr im Zweifel, so doch um so mehr über die Herleitung der Redensart und die Natur des Bildes. Steckt dahinter die bekannte Frucht? oder eine ganz andere Wurzel der deutschen Sprache? oder eine Zusammenziehung und volksmundartliche Verderbung? oder hat das Ganze einen historischen Hintergrund?

Für das erstere spricht die Analogie der Phrase in der lateinischen und italienischen Sprache. Ficus heißt in jener, fico in dieser die Feige; hier wie dort bezeichnet fare fico oder fare fichi und ficum oder ficus facere: eine Feige machen, zeigen; in der lateinischen Phrase ausdrücklich in der Bedeutung einer hohnsprechenden Geberde. Und schon Adelung leitet die Redensart von der Ähnlichkeit der Faust mit der Frucht des Feigenbaumes her, indem er sie erklärt durch: Einem mit geballter Faust drohen.

Nichts mit der Frucht des Feigenbaumes gemein hätte die Ableitung von dem deutschen feig, faig, vaig, in den Bedeutungen weich, lässig, gottlos, im Sterben sein, und dem daraus gebildeten Zeitwort feigen, in der Bedeutung reizen, aufreizen, hetzen. So kömmt es in einer Stelle des schwäbischen Land-

rechtes (356.5) vor: „Feyget er aber oder heczet er die hund an das wil (d) oder blaſet er ſein Horn, ſo iſt er Buß ſchuldig zu geben.“ Nur iſt hier zu bemerken, daß die Geberden des Hohnbietens und des Reizens zwei verſchiedene ſind. Während man die erſte durch die Einziehung des Daumens zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger herſtellt, macht man die andere durch einfaches Ausſtrecken entweder des Zeige- und kleinen oder des Zeige- und Mittelfingers, eine Gebärde, welche die Hunde ſtets zum Knurren aufreizen ſoll. Ferner hat das in der lateiniſchen Redensart vorkommende ficha die Bedeutung eines mit Pfählen befeſtigten Waſſercanals, wenigſtens in italieniſchen und franzöſiſchen Urkunden.

Was die dritte Hypotheſe, Zuſammenziehung und Verballhornirung aus andern Wörtern betrifft, ſo bieten die philologiſchen Deutungen der Italiener Anhaltspunkte. Bei dieſen kömmt die Redensart in zweifacher Form vor, nämlich als: „fare fichi“ und „fare fico.“ In der erſten liegt der Begriff des Geſichterſchneidens, der Grimaſſen, die man z. B. beim Einnehmen bitterer Arzneien macht, und könnte als ſolche aus dem franzöſiſchen fi! pfui! entſtanden ſein. Far fico hingegen tritt ganz in dem gebräuchlichen Sinne höhnender Abweiſung — dare in nulla — auf, und ließe ſich aus einer Zuſammenziehung des Wortes fiasco erklären. Auch wird auf die Aehnlichkeit mit der derben Phraſe: fare una vescia, blaſen, Wind machen, aufmerkſam gemacht, und der Unterſchied zwiſchen far fico und fare una vescia dürfte eben nur der ſein, daß in dem letzteren das Ding ohne Rückſicht bei ſeinem Namen

genannt, in dem ersteren jedoch nur der Ton nachgeahmt wird, der dabei zu vernehmen ist.

Körte illustrirt die Redensart „die Feige weisen" mit folgender historischen Scene: Die Mailänder, im Aufruhr wider Kaiser Friedrich I. den Rothbart (gest. 1190), zwangen die Kaiserin rücklings auf einem alten Maulesel die Stadt zu verlassen. Nachdem aber Friedrich sich Mailands wieder bemächtigt hatte, ward einem alten Esel eine Feige in den Unaussprechlichen gesteckt und jeder gefangene Mailänder mußte, wenn er nicht wollte gehenkt sein, jene Feige mit den Zähnen hervorholen und mit dem Munde wieder in den unsauberen Ort hineinbringen, ohne die Hand zu Hilfe nehmen zu dürfen. Seitdem, schreibt Körte, gilt bei vielen Völkern die sprichwörtliche Redensart: Jemand die Feige weisen.

In Italien selbst spielt die Feige als Frucht im Sprichworte eine interessante Rolle.

So heißt es: „Nach Feigenblüten Gelüste tragen," d. i. nach ganz ungewöhnlichen Dingen, welche schwer zu haben sind; — „Es ist nicht mehr werth als eine Feige," im Sinne großer Verächtlichkeit, das eine ganz tüchtige Unterlage für das „Weisen der Feige" gibt; — ferner: „Die Feigen auf der Stange suchen" (ital. Cercare i fichi in vetta), so viel wie: Schwieriges unternehmen; — Einer Gefahr entgehen nennen die Italiener: „Salvar la pancia ai fichi;" — „Die Feige braucht zwei Dinge: den Hals eines Gehenkten und das Hemd eines Bettlers;" man bezeichnet damit den höchsten Grad ihrer Reife, da sie nämlich ihren Hals wendet und ihre Haut zerreißt; — „Für die Feige das Wasser,

für die Birne der Wein;“ es ist nämlich bekannt, daß die Gesundheitsrücksicht erfordert, auf die Feigen Wasser zu trinken; der Wein macht sie unverdaulich; — „Dem Freunde häute die Feige, dem Feinde die Pfirsiche; da wird nämlich jener das Fleisch, dieser den Kern erhalten. Auch im Französischen ist „faire la figue,“ eine Bewegung der Hand, welche Verachtung ausspricht. Interessant ist folgende Stelle, eines französischen Gewährsmannes, nämlich des Satirikers Rabelais (liv. IV chap. 44), welche folgender Maßen lautet: „L'ung d'eulx voyant le pourtraict papal, comme estoit de louable costume publicquement le monstrer ès jours de festes à doubles bastons, lui feit la figue: qui est en icelluy pays signe de contemnement et dérision manifeste“

Uebrigens besitzen die Franzosen in Betreff der Feige ein eigenthümliches Sprichwort, welches sie bei betrügerischen Geschäften anwenden, indem sie sagen: „halb Feige, halb Rosine,“ moitié figue, moitié raisin. Es hat seinen Ursprung von dem Handel der Venetianer mit Korinthen, die sehr theuer und selten waren. Die Inselbewohner wollten, woher immer sie ihre Vorräthe bezogen, über alle Gebühr gewinnen und mengten Feigen unter die Korinthen, wodurch diese schwerer wurden. Daraus entsprang obige Redensart, deren Sinn ist: „halb gut, halb schlecht.“

72. Ferſengeld geben — Ferſengeld nehmen.

Dieß bedeutet ſo viel als „ſich davon machen", „die Flucht ergreifen." Es ſtammt aus dem alemanniſchen Rechte, worin ein Punkt lautete: wer ſeinen Mitſtreiter verließ und dem Feinde die Ferſen zeigte, mußte 160 Solidi — alſo ein wirkliches „Ferſen-Geld" — Strafe bezahlen. Uebrigens iſt das ſchimpfliche die „Ferſe zeigen" für fliehen eine dem klaſſiſchen Alterthume gehörige Metapher, und es heißt bei den Griechen: *Το χοιλον του ποδὸς δειξαι*; lateiniſch: Volam pedis ostendere; Talaria induere; und Erasmus ſagt an einer Stelle: Dicitur et hodie in fugaces: Calcaneum ostendere.

Der Franzoſe hat für Entfliehen eine eigenthümliche Redensart, er ſagt von einem Menſchen, der ſich plötzlich aus dem Staube macht: „Il a fait Gilles;" der Urſprung dieſer Redensart iſt hiſtoriſch: Gilon, Prinz von Languedoc wurde zum Könige erwählt. Als er die Nachricht von ſeiner Wahl erhielt, zog er es vor, ſich lieber durch die Flucht der königlichen Würde zu entziehen als die Krone anzunehmen. Gilon wurde ſpäter als Saint Gilles heilig geſprochen. Der nämliche Heilige dient auch zur Bezeichnung einer furchtbaren Krankheit und man ſagt ſtatt: il a un cancer, er hat einen Krebs, il a le mal Saint Gilles, er hat die Krankheit des h. Gilles.

73. Fiaker.

Man versuchte das Wort von via und agere abzuleiten, doch die Forschung weist den Ursprung in ganz anderer Art nach. Fiacre ist der Name eines schottischen Königs, der im 7. Jahrhunderte gelebt, später heilig gesprochen wurde. Das Bild des Heiligen hing zu Paris in der Vorstadt Saint Antoine am Hause desjenigen Mannes, der daselbst die ersten Miethwagen hielt. Man nannte das Haus au Saint Fiacre, und bald übertrug der Sprachgebrauch, der bekanntermaßen die Kürze liebt, den Namen des Hauses auf die Wagen, welche daselbst zur Bequemlichkeit des Publikums bereit standen. Die Sitte, die Bilder an den Wohnungen zu haben, ist eine noch heut zu Tage häufig vorkommende. Das Jahr der Erfindung der Miethwagen ist 1650. In Paris ist der S. Fiacre noch immer der Schutzpatron der Fiaker. Der S. Fiacre war der Sohn des Königs Eduard IV., der im J. 606 in Schottland regierte. Boillet in seiner Vies des Saints nennt ihn Fefre. Conanus, Bischof von Man, erzog den künftigen Heiligen und brachte ihm einen solchen Abscheu gegen die Welt bei, daß der junge Prinz auf die ihm gebührende Königswürde Verzicht leistete, und sich heimlich mit seiner Schwester Sira nach Frankreich begab. Als beide in Meaux angekommen, brachte der dortige Bischof Sira in ein Kloster; dem Prinzen aber wies er eine Einsiedelei in Breuil, einem dem Walde Fordille nahe gelegenen Orte, an, wo nun Fiacre nach der Heiligenlegende viele Wunder verrichtet haben soll. Nachdem sein Vater Eduard IV. gestorben,

ſchickten die Schotten Abgeſandte an den Wundermann, welche ihm die erledigte Krone des Landes anboten. Fiacre hatte aber die Einſamkeit ſchon ſo lieb gewonnen, daß er ſie nicht mehr mit dem Throne vertauſchen wollte. Nach ſeinem Tode wurde er in der Domkirche zu Meaux begraben.

Als in der Folge Heinrich V. von England von dem Heere Karl's VI. von Frankreich, unter deſſen Fahnen auch Schottländer fochten, bei Baugy geſchlagen worden war, plünderte Heinrich ſpäter das Kloſter des heil. Fiacre, um ſich an dieſem Heiligen als einem Schotten zu rächen. Dieſe Gewaltthat blieb jedoch nicht unbeſtraft; Heinrich ward nämlich bald darauf von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, welche damals S. Fiacre's Krankheit genannt wurde, und ſtarb in kurzer Zeit an derſelben zu Bois de Vincennes 1422. Die Krankheit des h. Fiacre war in Frankreich als le mal saint Fiacre gekannt und ſie iſt identiſch mit unſern Hämorrhoiden. Fontenelle widmet dieſem Uebel in ſeinem „Hippocrates dépaysé“ folgende burleske Verſe:

Grand bien fait ce mal de saint Fiacre,
Qui veut dire autant que fi atre
Quand on vuide le sang du cu
A gens mornes comme un cocu,
A la phrénésie enragée;
Par le cul la teste est purgée.

Die berühmteſten, durch ihren Witz bekannten Fiaker ſind heutzutage wohl die Wiener-Kutſcher dieſes Namens; aber von dieſen ein andermal.

74. Fidibus.

So heißen die Papierſtreifen oder Papierſchnitzel, die man zum Anzünden des Tabaks verwendet. Ebert gibt über den Urſprung dieſes Namens folgende Erklärung: Zur Zeit, da das Tabakrauchen noch verboten war, luden ſich die Studenten zu heimlichen Bier- und Tabaksgeſellſchaften ein, indem ſie ſich Zettelchen zuſchickten, welche ſo künſtlich zuſammengelegt waren, daß man von der Aufſchrift Fidelibus fratribus nur die Anfangs- und die Endſylben, nämlich Fid und ibus zu leſen bekam, welche bald aus dem Studentenmunde in den anderer Leute übergingen. Waren dann die „getreuen Brüder" des Abends beiſammen, ſo zündeten ſie mit dieſen Zetteln ihre Pfeifen an. — Es beſtehen aber noch andere Erklärungen dieſes Wortes. Nach einer ſoll der bekannte Hofgelehrte oder richtiger Hofnarr Friedrich Wilhelm's I. Gundling einſt im Tabakcollegium ſeine Pfeife mit einem Papierſtreifen angezündet und dabei ſeinem Nachbar zugerufen haben: Vide bos. (Sieh her, du Ochſe)! Das iſt bei dem feinen geſellſchaftlichen Tone, der im Tabakscollegium herrſchte, immer möglich, aber keine Erklärung, ſondern höchſtens eine ſcharfſinnige Interpellation des urſprünglichen Textes, deſſen Urſprung übrigens auf ganz natürlichem Wege zu finden ſein dürfte. Und dieſer wäre die einfache Ableitung des Fidibus von fil de bois, Holzfaden, lange Stäbchen von Tannenholz, welche unten mit Schwefel verſehen waren (alſo Schwefelhölzchen) und deren man noch heutzutage in den Wirthshäuſern in Weſtfalen, Belgien, Lothringen zum Anzünden des Tabaks bereit findet. Fildebos, Fi-

debos ist provinzielle Aussprache. Gedruckt kommt dieses Wort zuerst 1736 bei Liscov vor.

75. Es geht so blutig her, wie im Fladenkrieg.

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Herzog Moriz wollten einander wegen des Stiftes Wurzen (bei Leipzig) bekriegen. Der erste hatte 22,000 Man aufgeboten und eröffnete die Feindseligkeiten, indem er am Palmsonntage d. J. 1542 die Stadt Wurzen mit 400 Reitern besetzte; doch wurde der Handel durch Luther's Ermahnung und die Vermittlung des Landgrafen Philipp's von Hessen am Osterabend gütlich beigelegt, und die Truppen hatten nichts zu thun, als Osterfladen zu vernichten, daher denn die scherzhafte Benennung dieses Kriegs. Nach andern, weil die Soldaten beim Nachhausekommen ihre Hausmütter eben mit dem Backen dieser Fladen beschäftigt fanden.

Diese Osterfladen sind jenes Gebäck, das wir auch heute noch zu Ostern haben und als Osterflecken kennen. Es hat seinen Namen von der Form, denn Fladen heißt ein platter Kuchen, beim Honig Wabe, als Mehlspeise Flötz.

Der Gebrauch, zu gewissen heiligen Zeiten und zur Erinnerung an denkwürdige Ereignisse, eigene Gebäcke herzustellen, ist lang und weit verbreitet. So haben wir zu Ostern nebst den Osterflecken auch die Eierbeigeln; zu Allerheiligen die Heiligenstritzel; zu Weihnacht die Gugelhupfe; im Fasching die Krapfen. Historische Erinnerungen sind die Bretzeln, (siehe S. 49 Nro. 34), Wiener Kipfel und die Wiener Kaisersemmel.

76. Feiste Fliegen stechen minder.

Ein Ausspruch des römischen Kaisers Tiberius, da man ihm einen Wechsel seiner Beamten anrieth. Er meinte, es wäre besser jene zu belassen, die sich schon bereichert und so zu sagen am Fraße gesättigt haben, feist (altdeutsch „feiß,") geworden sind, als neue zu nehmen, die hungrig und gierig über ihre Beute herfallen möchten.

Dieser Meinung war im Interesse seines Herrn offenbar jener Koch eines russischen Fürsten, der die Küchenrechnungen mit doppelter Kreide ansetzte und deßhalb von dem Herrn mit Entlassung bedroht ward. Er erinnerte, daß ein Anderer ihn gewiß noch ärger bestehlen werde als er, „der Alte bei Hause." Und als der Fürst, einen Ausweg suchend, ihm höheren Lohn versprach, wenn er ihn nicht mehr betrüge, meinte der ehrliche Dieb, er solle das ja nicht thun, denn weil er denn doch fortfahren würde zu stehlen, so hätte der Herr doppelten Schaden.

77. Fliegen fangen, Fliegen todtschlagen,

was so viel sagen will, als nutzloses Zeug treiben, die Zeit mit eitel Tand verbringen, kurz die Zeit tödten — als wenn sie eine Fliege wäre. Man leitet diese Redensart von der Sitte oder richtiger Unsitte des Kaisers Domitian ab, der ein ganz besonderes Vergnügen darin fand, Fliegen mit einer langen Nadel aufzuspießen.

78. Frauenzimmer.

Die Bedeutung dieſes Wortes wurzelt in einer Sitte des Mittelalters, deren Mittelpunkt das Weſen und die Geltung des Frauenthums war, und dieſe beruht wieder auf dem alten Brauche, das Weib im öffentlichen und häuslichen Leben ſtrenge vom Manne zu ſondern. Man war noch nicht auf der Höhe unſerer Civiliſation angelangt und kannte noch nicht die Würze, die der fortwährende Verkehr der Frauen mit den Männern der Geſellſchaft leiht, als man jene entweder gar nicht in den Kreis der Männer zog oder nach der Mahlzeit vom Tiſche ſich entfernen hieß. Selbſtverſtändlich mußte dann auch jener Raum des Hauſes, der die ausgewieſenen Frauen aufzunehmen hatte, eben ſo ſtrenge dem Zutritte des Mannes verſchloſſen bleiben. Dieſen Raum, dieſes Zimmer nannte man daher „Frauenzimmer," und ſpäter ging dieſe Bezeichnung des Ganzen auf jene über, welche die nächſte Veranlaſſung dieſes Namens waren, auf die Frauen ſelbſt. Heutzutage wird dieſes Wort, ganz entgegen ſeiner urſprünglichen Abſicht, meiſt nur in geringſchätzendem Tone gebraucht, ſtets nur Unverheirateten gegenüber und dort, wo man nicht wohl das Wort Mädchen anwenden kann und Weib oder Frau zu ſagen nicht die Veranlaſſung hat. Man bezeichnet damit eben nur den Geſchlechtsunterſchied, wie man im gleichen Sinne dieſen und jenen Mann einen „quidam" nennt.

Wenn der Wachtmeiſter in Leſſing's „Minna von Barnhelm" ſeine Amour mit „Frauenzimmerchen" anredet, ſo iſt das freilich nicht ſo unliebenswürdig gemeint,

und wir mögen es dem deutschen Lessing zutrauen, daß es ihm nur besseren Klang hatte, als das ihm ganz gleichlautende, aber französische Mamsell.

79. Vornehme Frauen gebären in drei Monaten.

Dieses Sprichwort ist ein treffender Ausdruck echten Volkshumors. Sein Ursprung datirt weit her. Die Kaiserin Livia (J. 42 a. Chr.) gebar drei Monate nach der Hochzeit den Claudius Tiberius. Es wurde zu Rom verboten, davon zu sprechen; den Vorfall, der sonst gewiß in Vergessenheit gerathen wäre, hat aber diese Anordnung, welche das Volk bespöttelte, verewigt. Die Anwendung dieses Witzwortes heut zu Tage bedarf keiner Erläuterung. Wohl aber sind die überlieferten Sprüche interessant, welche die Verallgemeinerung dieses Witzes durch den deutschen Volksmund zeigen, der sich stets dahin ausspricht, daß Ansehen und Reichthum die allein allmächtigen und wunderwirkenden sind. Da heißt es z. B.: „Großer herren hennen legen eier mit zweyen Dottern;“ — „Gelt (Geld) kann nicht unrecht thun;“ — „Der Herrn *** stinckt nit, het es ein armer than, so wer's sünd;“ — „Es stehet den reichen alles wohl an;“ — „Wenn einer zum Herrn wird, so kehren sich Lung vnd Leber vmb“ (wie leicht denkbar ist da nicht die obige Ueberraschung).

80. Friedel mit der leeren Tasche.

Eiselein gibt die Erklärung, daß im dreißigjährigen Kriege die Erfurter den sächsischen Herzog Friedrich also genannt haben, wofür er sie dann brandschatzte, aber seine Mannschaft dabei verlor. Diese Erläuterung mag in Sachsen ihr Recht haben, bei uns in Oesterreich hat es eine andere.

Das österreichische Regentenhaus hat auch seinen „Fritz mit der leeren" Tasche, und ohne Zweifel liegt bei Anführung des obigen Spruches die Erinnerung an diesen dem Volke näher. Es war Friedrich IV. Herzog von Oesterreich, Graf von Tirol, (geb. 1382, gest. 1439), und ein Sohn Leopold III. des Frommen, des Stifters der Leopoldinischen Linie in Oesterreich. Weil er die Flucht des im Jahre 1415 entsetzten Papstes Johann XXIII. begünstigte, ward er von Kaiser Sigmund mit der Reichsacht belegt und aller seiner Besitzungen beraubt. So ging er arm und länderlos in sein getreues Tirol, wo sich sein Stern wendete. Er war gar bald wieder so sehr ohne „leere Tasche," daß er seinem Sohne Sigmund einen ansehnlichen Schatz hinterließ, und noch zeigt man zu Innsbruck das von ihm als Entgegnung auf das obige Prädikat mit dem Golde von 30.000 Dukaten vergoldete Erkerdach eines Hauses, welches nach der Hofburg das älteste in Innsbruck ist und gemeiniglich das „goldene Dachl in Innsbruck" genannt wird.

81. Der Fröschen Lied ist himmlisch, der Lerchen Gesang höllisch.

Dieser Spruch war bei den Bauern des gebirgigen Schwabens zu Hause. Sie meinten nämlich, die Lerche singe auch in der Kälte, der Frosch aber nur in der warmen Zeit, und werde dadurch der Verkünder eines Gewitters. Dieses Lob des Frosches wegen des Wettermachens scheint uns denn doch ein wenig zu überschwenglich, und wir sind genöthigt einen lateinischen und deutschen Hexameter zu citiren, die jenes Seitenstück zur Lerche in sein gehöriges Element verweisen. Der lateinische nach Ovid lautet:

„Quamvis sint sub aqua, sub aqua quaqunque coaxant“ —

der deutsche:

„Quackender Quacker Gequack quackt quackend aus qualmendem Quarke.“

82. Fuchs, Schulfuchs.

Der Name Fuchs für einen jungen Studenten schreibt sich her von Justus Ludw. Brisomann, Schulrector zu Naumburg, der, als Professor der griechischen Sprache nach Jena berufen, selbst im Sommer einen mit Fuchspelz verbrämten Mantel trug. Deshalb und da er von jener Schule kam, erhielt er den Spottnamen Schulfuchs, der nachher auf jeden von der Schule kommenden Neustudenten überging. Später wurde Schulfuchs der Schüler genannt, Fuchs der angehende Student. Vordem hieß der junge Student Pennal. Der älteste Student war wohl Heinrich

Oel, der im J. 1638, nahezu 100 Jahre alt, zu Leipzig als Student ſtarb.

Wie im „Reinecke der Fuchs“ das buſchſchwänzige Prototyp, ſo ſind im bekannten „Fuchsliede“, das ſeine eigene Geſchichte hat und gar oft zu politiſcher Bedeutung gelangte, die Studenten-Füchſe unſterblich.

83. Mit dem Fuchsſchwanze läuten.

In einigen Wirthshäuſern Tyrols beſteht die Sitte, irgendwo in der Stube ein großes, gewöhnlich hölzernes Meſſer aufzuhängen, an deſſen einem Ende ein Fuchsſchwanz, an dem andern eine kleine Glocke befeſtigt ward; vom Meſſer führte ein langes angeknüpftes Pferdehaar herab, ſo daß es, beſonders Abends, nicht ſichtbar war. Erzählte nun Jemand eine etwas unglaubliche Geſchichte, ſo zog Einer der Gäſte unbemerkt an dem Haare, und plötzlich klingelte die Glocke und wedelte der Fuchsſchwanz mit Macht. Allgemeines Gelächter belehrte den Erzähler über die Aufnahme ſeiner Mittheilung. Nach obigem wäre der Sinn des „mit dem Fuchsſchwanze läuten“ Aufſchneiden, Lügen zum Beſten geben.

Eine andere, viel tiefere Deutung finden wir aber in der folgenden „Geſchichte aus dem Volke für das Volk.“ Ein ſchlichter Bürgersmann, der ſelbſt in der Furcht des Herrn grau geworden, hatte mehrere Kinder, die er in Frömmigkeit und Gottesfurcht aufzuziehen ernſtlich bemüht war. Doch die Jungen hatten nicht gleichen Sinn und zogen es vor, eitler Vergnügungen halber, die Meſſe Sonntags zu ſchwänzen. Wenn

der Vater dann fragte, ob sie dem Gottesdienste beigewohnt hätten, mußte die Ausrede gelten: Sie hätten zur Messe nicht läuten gehört. Anfänglich verwies ihnen der Vater so eitle Ausflüchte und ermahnte sie ernstlich zu besserem Thun. Es war in den Wind gered't. Der Alte sah dem Treiben mit einem Unwillen zu und schwieg. Nach der Hand traf er die sonderbare Anordnung in seinem Hause, daß in Hinkunft immer durch das Anschlagen mit einem Fuchsschwanze auf einen Blechteller das Zeichen gegeben werden solle, wenn er Mittag halten wolle. Nun hielt sich auch der Vater an keine bestimmte Stunde mehr und ließ zu ganz verschiedener Zeit das Zeichen zu Tische geben, immer aber stellten sich pünktlich auf den Ruf die Kinder ein. Es war wieder Sonntag und Groß und Klein erschien auf das Zeichen zum Mahle. Wieder fragte der Vater, ob jedes der Messe beigewohnt und wieder hatten alle das Läuten überhört. „Ei, ihr Schelme und Gotteslästerer," hob im gerechten Unmuthe der Vater an, „ihr habt scharfe Ohren, denn wenn ich mit dem Fuchsschwanze zur Mahlzeit läuten lasse, hat es noch keines von Euch überhört und hat sich zum Mahle eingestellt; wenn aber die eherne Glockenzunge an den metallenen Mantel schlägt, daß es auch in die fernsten Hütten an jeglich Ohr dröhnt, da will keines von Euch hören. Wollt ihr in Hinkunft nicht vor leeren Schüsseln Mahlzeit halten, so möge euch die Glocke nicht vergeblich an höhere Pflichten, als es die sind, blos den körperlichen Bedürfnissen nachzugehen, gemahnt haben." Alle schwiegen

beſchämt und Niemand überhörte mehr das ſonntägige Geläut zur Meſſe:

Zum geiſtig Guten braucht es Nöthigung
Und aller Sinne Schärfe trotz demſelben,
Zum ſinnlich Guten ſpannt des Menſchen Leib
Des Reizes Fühlhorn in die Ferne aus.

84. Auf großem Fuße leben.

Wer möchte ſich nicht Angeſichts der Bedeutung dieſer Redensart herbeilaſſen, auf großem Fuße, d. h. mit unſerem Volke geſprochen, „nobel" zu leben? Und doch würde er den Erſten, der dazu genöthigt war, ſicher nicht beneiden. Es ſoll dieß Geoffroi Platagenet, Graf von Anjou, einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, geweſen ſein, der aber an einem ſeiner Füße ein Gewächs hatte, und um den Fehler zu verdecken, ungewöhnlich lange und große Schuhe trug. Da die Perſönlichkeit eine ſo hochgeſtellte war, ſo machte man bald aus der Noth eine Tugend (wie es z. B., nebenbei geſagt, auch mit den Stöckeln an den Schuhen, mit den Perrücken u. ſ. w. der Fall war) und die Vornehmen und Hofleute erhoben das Tragen langer Schuhe zur Sitte. Unter König Karl V. trug man Schuhe mit langen Schnäbeln, Gallionenſchuhe genannt, welchen man verſchiedene Formen als Zierde gab, z. B. Nägel, Hörner, Krallen u. ſ. w. Die Kirche trat zuerſt gegen dieſen Unfug auf, und das Concilium von Paris im J. 1212 wie jene zu Angers 1365 und 1368 ſprachen den Bann aus über dieſe Tracht, und der König Karl erließ ein eigenes Verbot, worin allen Perſonen, weſſen Ranges und Standes ſie ſein mochten, bei Strafe von 10 fl.

verboten ward, „Gallionenſchuhe zu tragen.“ Aus den Daten der Concilien und der königlichen Verordnungen erhellet, daß dieſe Mode ſich anderthalb Jahrhunderte behauptet hatte. Man erkannte aus der Schuhlänge bereits den Rang eines Edelmannes. Der Schuh eines einfach Adeligen hatte 1½, der eines Barons 2, eines Fürſten 2½ Fuß Länge.

Anders erklärt Eiſelein die Sache. Dieſer führt an, daß weibliche Göttergeſtalten im deutſchen Heidenthume, um ihre Erhabenheit auszudrücken, mit einem größeren Fuße abgebildet worden ſeien und daher die Redensart ſtamme „auf einem großen Fuße leben.“ Unter dieſen Göttinen obenan ſteht Berchta oder Perahta, von der es im Sprichworte heißt: „Berhta mit dem Fnoße,“ d. h. mit dem rechten größern Fuße. Nach den franzöſiſchen Quellen aber wäre es Königin Berhta mit dem Gänſefuße. Jedenfalls iſt dieſes Merkmal, bei der deutſchen Göttin der große ungefüge Fuß, bei der franzöſiſchen Königin der Gänſefuß, einer weiteren Unterſuchung werth.

Ein altdeutſches Lied warnt die Kinder eines Hauſes zur Zeit der Neujahrsfeier, ſich vor dieſer Göttin in Acht zu nehmen, damit ſie von ihr nicht getreten werden, nämlich von dem gräulich ungethümen Fuße. (Wir haben dieſer Bertha ſchon erwähnt in der Redensart: „Hin iſt die Zeit, da Bertha ſpann.“ S. 27, Nr. 20). Einer anderen Bertha gab man als Zeichen der Verehrung eine — lange Naſe. Dieſe Gattung der Hochachtung dürfte uns heute weniger einleuchten als das Attribut des großen Fußes, mit dem man wohl Manches zertreten und daher zu einem gewiſſen Reſpekte zwingen kann.

85. Gott, nur keine Gabelstecher, Dreimal gibt neun Löcher.

Dieser Spruch stammt aus den Zeiten der Bauernkriege, wo dreizackige Heugabeln, Sensen, Sicheln, Aexte die Bewaffnung des Bauernvolkes bildeten. Diese Potenz der Wunden durch drei Gabelstiche ist aus den drei Zacken der Gabel erklärt. „Behüt uns Gott vor Gabelstichen! sie machen drei Löcher," hieß es, oder noch treffender im obigen Reimspruch.

86. Er hält's mit den kurzen Gänse-Federn.

So sagte man von einem Beamten, der sich gerne der Arbeit entzog und lieber im Bette als im Amte war, dort nämlich, wo er es nur mit den kurzen Federn, mit dem Flaum, den man in die Pölster füllt, zu thun hatte, als dort, wo die lange Feder, der Gänsekiel zum Schreiben ihm in die Hand gegeben ward.

87. Es ist nicht der Gänse wegen.

Die Erklärung dieser Redensart ist nicht ganz sichergestellt. Der alte Pauli in seinem „Schimpf und Ernst" erzählt, daß sie einem zum Galgen verurtheilten Diebe gegolten habe, der von dem Teufel die Zusage erhalten, daß er kleine Mausereien als Obst, Hühner, Gänse u. a. m. sicher vornehmen könne. Der Dieb stahl aber zuletzt auch Pferde, und da ließ ihn der Teufel sitzen. Als sich nun der Verurtheilte darüber beklagte, rief ihm der Teufel zu: daß du gehenkt wirst, „ist nit um der Gänse willen." Die praktische Anwendung dieser Redensart in einer Zeit, in welcher die Unterschleif-Prozesse blühen, liegt auf der Hand.

88. Die Geisböcke und die Schneider.

Die armen Schneider müssen sich diesen Schimpf muthwilliger Jungen fort und fort gefallen lassen. Diese mögen aber nicht wissen, was sie damit eigentlich sagen und wie der Zusammenhang ist. Man erzählt die Sache verschieden. In einer böhmischen Chronik finden wir den Schlüssel dazu. Im Jahre 1422 nämlich wurde das feste Schloß Karlstein in Böhmen von den Pragern belagert und so hart eingeschlossen, daß die Karlsteiner nichts mehr zu essen hatten als einen — Geisbock. Um jedoch ihre Noth vor den Belagerern zu verbergen, so stellten sie sich, als ob sie eine Hochzeit feiern wollten, und begehrten von jenen auf einen Tag Waffenstillstand, welcher ihnen auch bewilligt wurde. Die Karlsteiner schlachteten nun diesen einzigen Geisbock, bestrichen ein hinteres Viertel desselben mit Blut, bestreuten es mit Rehhaaren und schickten es so zugerichtet, als Geschenk für den bewilligten Waffenstillstand, dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher Hedwicken hieß und ein Schneider war. Die Belagerer, dadurch zu dem Glauben verleitet, man habe drinnen noch vollauf Proviant, hoben die Belagerung auf und zogen am Martinitage wieder ab. Es versteht sich, daß die Karlsteiner nicht säumig waren, diese Geschichte zu verbreiten, und seitdem steht der Name Schneider mit dem des Geisbocks in spöttischem Zusammenhange.

Das Kinderbildchen, welches einen Schneider mit Nadel und Scheere auf einem Geisbocke reitend darstellt und überall um 1 kr. zu haben ist, wäre demnach ein —

Hiſtorien-Gemälde. Brav, wir haben ohnedieß ſo wenige! — Eine andere, viel luſtigere und unblutige Erklärung iſt die folgende: Ein Schneiderlein, klein und zierlich von Geſtalt, wanderte fröhlich auf der Straße nach Nürnberg. Während der Wanderung wuchs Schneiderleins frohe Laune und erreichte einen ſo hohen Grad, daß er ein Kriegslied zu ſingen begann und mit einem Male unter dem furchterregenden Geſchrei: „Ha wenn das Huſaren wären!“ in die Dornhecke am Wege einhieb, und die Diſtelköpfe abſchlug. Da gewahrt Schneiderlein von ferne plötzlich einen Huſaren, der auf der Landſtraße daher geſprengt kam. Zufall vermuthlich, aber Schneiderlein war nicht dieſer Meinung. Er hielt es gerathen das Weite zu ſuchen und lief querfeldein. Dem Huſaren mußte des Schneiders Flucht auffallen. Im ſtärkſten Galopp ſetzte er dem Fliehenden und erreichte ihn endlich auf dem Anger eines Dorfes, wo der Arme ſeine Zuflucht in das Gerippe einer Geis genommen hatte und mit flehender Stimme dem Kriegshelden zurief: „Ach, Erbarmen, Herr Huſar! ſchont des Kindleins im Mutterleibe!“ Aus der großen Menge erläuternder Geſchichten obigen Schneiderſchimpfs mögen die hiſtoriſche und die humoriſtiſche vorderhand genügen.

89. Gallimathias.

Unter dieſer Redensart verſteht man zuſammenhangloſes Reden, Worte ohne Sinn. Ueber den Urſprung dieſer Redensart herrſcht Dunkel. F. Wachter glaubt es gebildet aus Gallus Mathias, d. h. wälſcher (walliſcher) Mathias, nämlich einer, der wälſches Zeug

redet; wie wir Deutſche auch unſeren: Matthieſel, Hieſel u. ſ. w. haben. Lächerlicher erſcheint uns die Ableitung von Polymathie, d. h viele Kenntniſſe, weil dieſe Vielheit das Gedächtniß beſchwere und verwirre. Huetius, der gelehrte Biſchof von Avranchas, leitet es aber von nachſtehendem Vorfall ab: Ein franzöſiſcher Bauer, Namens Mathias, führte über einen Hahn, lateiniſch Gallus, einen Rechtsſtreit, und dieß in einer Zeit, als vor Gericht noch in lateiniſcher Sprache verhandelt wurde. Sein Anwalt bediente ſich nun in ſeiner Vertheidigungsrede öfter der Worte: gallus Mathiae, der Hahn des Mathias; im Eifer der Rede verſprach er ſich aber oft und ſagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Dieſe komiſche Verwechslung wurde von einigen Spöttern aufgegriffen und ſeitdem jeder verkehrte ſinnloſe Vortrag ein „Gallimathias" genannt. Si non e vero e ben trovato. Ein Franzoſe, — dieſe beſitzen auch das Wort und wenden es in ähnlicher Weiſe an, — bemerkt in einer boshaften Prüfung des Wörterbuches der Akademie anläßlich des Wortes Gallimathias: „Wenn die franzöſiſche Akademie den Urſprung des Wortes nicht kennt, ſo kennt ſie doch vollkommen die Thatſache. Zur Bekräftigung deſſen das Wörterbuch ſelbſt. Welch ein Gallimathias!" Wer erinnert ſich nicht dabei des drolligen Kapellmeiſters, der, als er das Orcheſter dirigirte, den Violiniſten zurufen wollte: Pech und Schwefel, und dafür mit Pef und Schwechel, mit Schwech und Pefel und ſo weiter herumwarf, ohne die zwei eigentlichen Worte finden zu können; — oder jener Tragödin, welche in ſchrecklicher Situation auszurufen

hatte: „Himmel, gib mir Kraft zum Tragen!“— dafür aber, vielleicht in eigenthümlicher Richtung ihrer Phantasie und ein Opfer fixer Ideen, sprach: „Himmel, gib mir Tafft zum Kragen!“

Diesen Erklärungen gegenüber ist nicht zu übersehen, daß im Englischen „gallimaufry“ ein Mischmasch heißt.

90. Gang und gäbe,

d. h. es ist im Gebrauche, im Schwange, es ist gewöhnlich, ist so Sitte. Offenbar zu erklären aus: Es geht hindurch, cursirt, steht auf Füßen, und ist geeignet, genommen und gegeben zu werden. Zuerst auf Geld und dessen Umlauf angewendet, übertrug man's später auf Alles, das wir als geläufig und herkömmlich bezeichnen wollen. Bei Luther kommt vor: „Abraham wog das Geld dar, nämlich 400 Seckel Silbers, das im Kaufe gäng und gäbe war,“ d. h. gangbar. In diesem Sinne ist die Phrase auch am verbreitetsten; man spricht von gangbaren Münzen, gangbaren Waaren, ja von gangbaren Ansichten und Ideen.

Am besten wird „gang und gäbe“ in einer Urkunde des Papstes Wortwin von Aschaffenburg (1191) ausgedrückt durch: „sex solidi Wirzeburgensis monetae, quae tunc melior currit, in festo beati Andreae Ap. solvantur.“ An einer andern Stelle ist von Münzen die Rede, welche „currentes vel usuales“ sind; endlich, und das dürfte der Form der deutschen Phrase am nächsten kommen, heißt es in einer Urkunde Kaiser Karl's IV. vom Jahre 1351: „denarii usuales et dativi.“

Mit Beziehung auf ein bestimmtes Land, in welchem eine Münze gangbar genannt werden kann, wird diese auch eine landgängige geheißen.

91. Gauch, Geck.

Dem Worte Gauch gegenüber haben wir es mit einer geschichtlichen Hypothese und mit sprachlichen Erklärungen zu thun, die weit um sich greifen und auf stammlaut- und sinnverwandtes, wie: Gukuk, Gaukler, Geck, Jauche führen.

Nach einer ethnographisch-geschichtlichen Darstellung wäre das Schimpfwort Gauch der verstümmelte Name eines alten teutschen Völkerstammes, der zu Tacitus' Zeiten zu beiden Seiten der Weser, ungefähr von preußisch Minden an bis unterhalb Bremen gesessen. Er war unter dem Namen der Kauken oder Chauchen bekannt. Sie waren Stammfeinde der Cherusker und daher nicht mit Armin, sondern mit den Römern verbunden, sollen aber doch, nach dem Zeugnisse dieser, in der Schlacht bei Idistavisus den verwundeten Armin haben entkommen lassen. Später wurden sie von den Sachsen, die sich über den ganzen nördlichen Theil Deutschlands bis an den Unterrhein ergoßen, fast vertilgt, und der einst gefürchtete Name der Kauken soll sich nun in dem Worte Gauch erhalten haben.

Gegen diese geschichtliche Erklärung wäre wohl zunächst die sprachliche Bedeutung des Wortes geltend zu machen. Unter Gauch verstehen wir heute, kurz gesagt, einen Tagdieb, einen Industrieritter und Bummler modernen Zuschnitts, der je nach seinem Fundorte nnd seiner Lebensweise entweder an's Diebische

und Straßenräuberiſche ſtreift, oder auch nur als unbedeutender, lächerlicher, müſſiggehender, feiger Kerl, als das, was man einen Gecken nennt, daſteht.

Schwenck führt den Namen Gauch in folgenden Bedeutungen auf: 1) als jungen unbärtigen Menſchen, gleichbedeutend mit Geck; 2) als Blendwort und Geſpenſt, gleichbedeutend mit Gaukelei; 3) als Namen des Gukuks.

Für das Wort Geck führt er die mittelhochdeutſchen Giech, Gouch: der Thor, Poſſenreißer, an und leitet damit auf Gaukeln, Gaukler hin. Das gemeinſame Merkmal für Geck und Gaukler iſt das des flatternden, ſich lächerlich hin und her Bewegenden.

Der Gukuk, mittelhochdeutſch, ſo wie der Geck, „Gouch" genannt, hat ſeinen Namen von dem Geſchrei, und er bezeichnet den Ton desſelben ebenſo charakteriſtiſch, wie Ziſchen die Stimme der Schlangen. Ob auch in ethiſchem Sinne von Gukuk zu Geck ein Brücklein führt, ob nämlich das Schimpfliche der Baſtardſchaft, alſo die Gemeinheit, Tagdieberei des Vogels oder das nichtige Geſchrei desſelben Anlaß zu Vergleichen geben kann, muß dahingeſtellt bleiben.

In alten deutſchen Sprüchen kommt Gauch, Gouch oft auch in der Bedeutung von Gukguk, ferner in der eines Schalks nnd Dummkopfes vor. Z. B.:

„Wann der Gouch guket," d. h. im erſten Frühling, — wo die Neugierigen in den Wald laufen und aus der Zahl ſeiner ununterbrochen aufeinander folgenden Guk-Guk ihre Lebensdauer errathen wollen.

Oder wie es bei Fridank heißt:

„Ein Tore näme des Gouchs Geſang
Für den ſüßen Harpfen Klang. —

Ferner bei Hans Sachs:

„In den Gouchsberg, in den Schalksberg hawen"

Endlich:

„Ich tumber Gouch!"

Noch wird in das Bereich dieser Sprachfamilie hinein der niedersächsische Ausdruck: Gaudieb (Gaudeew) gezogen, und dieser nicht wie gewöhnlich gedeutet als „der Dieb, der durch den ganzen Gau stiehlt," sondern in Verbindung gesetzt mit der eingangs citirten historischen Erklärung, wozu die armen Kauken ihre Haut hergeben mußten. Dieser Erklärung zu Liebe würde also der Gaudieb vorerst zum Gauchdieb, um unversehens zum Chauchendieb, „quod erat demonstrandum," zu werden.

Um auf das uns geläufigste Wort Geck zurückzukommen — es gibt, nebenbei gesagt, Gecken in einem inneren und einem äußerlichen Sinne genommen, haben wir noch ein historisches Bekenntniß zu machen. Im J. 1381 stiftete Adolph Graf von Cleve die „Gecken-Gesellschaft" mit einem eigenen Ordenszeichen. Es bestand in einem zierlich gestickten, mit silberner Kappe und gelben Schellen versehenen großen Narren, der an der linken Seite des Oberkleides angebracht war.

Minder erbaulich scheint es, zu hören, daß es einmal ein ganzes Geckenhaus gegeben habe, nämlich ein Gasthaus, guten Weines wegen berühmt. Da mögen indeß nicht Gecken, aber dafür desto mehr Gäuche zu finden gewesen sein. Der witzige Pfälzer Joh. Leonhard Weidner schrieb an die Pforte dieses Hauses:

„Wohl heißt die Herberg ein Geckenhaus:
Ein Weiser geht ein, und ein Geck heraus.“

Uebrigens blüht „der Geck“ in der deutschen Spruchpoesie in ganz artiger Weise; so heißt es: Je älter der Geck, je schlimmer.

Wenn's auf'm Markt an Gecken nicht fehlt,
O dann lösen die Krämer auch Geld.

Nichts so geckig als mit Willen ein Geck.

Mit Recht heißt der ein kluger Mann,
Der seinen Gecken verbergen kann.

Und um die nicht schmeichelhafte Redensart: „Einem den Geck stechen“ zu verstehen und mit Nutz anzuwenden, muß man wissen, daß „der Geck“ die Bezeichnung einer Naht am Hirnschädel der Kälber und Schöpse ist. Die Juden sagen von einer Dummheit, Thorheit, Abgeschmacktheit: Das ist „Gicks,“ wo die nahe Verwandtschaft mit Geck in die Augen springt

92. Gazette.

Heut zu Tage der italienische oder französische Name für Zeitung. Ueber das Alter dieser Einrichtung wollen wir nichts sagen; man behauptet, daß die Chinesen lange vor uns Zeitungen gehabt hätten. Wir wollen nur vom Worte „Gazette“ sprechen. Einige leiten Gazette von dem italienischen Worte „Gazetto“ ab, eine kleine Münze, welche man vor Zeiten in Italien erlegen mußte, um handschriftliche Neuigkeiten lesen zu dürfen. Wenigstens ist es historisch festgestellt, daß der Senat von Venedig schon im Jahre 1563 seine wohlcensurirten Bulletins über den Türkenkrieg auszuhängen pflegte, für

deren Lesung jedoch eine Scheidemünze, Gazetta, bezahlt werden mußte. So hätte sich diese Bezeichnung für die Tagesblätter in allen romanischen Sprachen fortgepflanzt. In Paris war Theophrast Renaudot, ein Arzt, der erste, welcher 1632, auf den Rath seines Freundes Hozier seine Pazienten mit den Neuigkeiten des Tages bekannt machte. Diese Neuerung fand allgemein Anklang und veranlaßte ihn bei der sechsten Nummer ein königliches Privilegium zu nehmen, welches er erhielt, worauf er wochentlich ein Blatt, das er „Gazette" nannte, erscheinen ließ. Dieses Privilegium hatte sich lange bei seiner Familie erhalten. Man bewarb sich dann, z. B. in Amsterdam und in andern Städten, sorgfältig um solche Privilegien und sie bildeten die Einnahmsquellen vieler Magistrats-Familien, welche deren besaßen. Wieder Andere bringen diesen Namen mit folgender Idee in Einklang: Gazette komme von Gazetta, d. i. „kleine Elster;" weil Elstern geschwätzig seien und Zeitungen doch auch Alles ausplaudern, so habe man sich des Namens Gazette für Zeitungen bedient. Wir lassen diese etwas weit hergeholte Ableitung dahingestellt sein.

Nach Dr. Mitterutzner's sprachlichen Forschungen soll Gazetta von dem persischen Worte gaza: Schatz, Geld, Münze herkommen. Die nach dem Oriente Handel treibenden Venetianer nannten daher ihre Kupfermünzen Gazette; und weil im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eine wöchentliche Nachricht von Neuigkeiten für eine solche Gazetta verkauft wurde, bezeichnete man diese Berichte bald mit dem Namen der Münze selbst.

93. Gelbschnabel

dürfte denn wohl die treffende Ueberſetzung des franzöſiſchen béjaune (bec-jaune) ſein, welches Wort in den Anfang des 14. Jahrhundertes zurückreicht. Es iſt aus der Naturgeſchichte bekannt, daß die Schnäbel der jungen Vögel mit einer hellgelben Haut beſäumt ſind. Als Charakteriſtik des Jugendlichen, Unreifen, noch nicht flügge Gewordenen benützte man dieſe Erſcheinung auch zur Bezeichnung junger, unreifer, naſeweiſer Bürſchchen, die, wie man ſagt, „hinter den Ohren noch nicht trocken ſind.“ In den lateiniſchen Schulen in Paris nannte man früher die neuen Ankömmlinge Gelbſchnäbel und ſie mußten eine Antritts-Steuer erlegen, ihre Gelbſchnäbel bezahlen, payer son béjaune (bec-jaune), wie es hieß. Sie wählten dann Einen unter ſich, dem ſie die Aufſicht über die ſämmtlichen Mitglieder übertrugen, und dieſen nannten ſie l'abbé des béjaunes. Ebenſo hieß das Dienſtzeugniß, welches die Pariſer Procuratoren ihren Schreibern bei deren Entlaſſung geben, lettre de béjaune. Der Abbé des béjaunes erhob und verwaltete die oben erwähnte Taxe, und aus der Geſammtſumme dieſer Taxe wurden Geſchenke beſtritten, an denen alle Studioſen theilnahmen. Dieſe Gepflogenheit gab Veranlaſſung zu Unruhen, in Folge welcher im Jahre 1311 eine Polizei-Verordnung erſchien, welche Allen, ſo dieſe Taxe bezahlen, eine Strafe auferlegte.

94. Die Generalstaaten in Frankreich.
(États generaux.)

Es ist bekannt, daß die Einberufung der Generalstaaten, nämlich der allgemeinen Reichsstände états generaux, die das letztemal im Jahre 1619 versammelt aber durch kein Gesetz aufgehoben waren, der erste Schritt zur großen Revolution in Frankreich war. Weniger bekannt dürfte die Veranlassung dieser Wiedereinberufung sein, daß sie nämlich die Folge eines guten Witzes von einem Mitgliede des alten Parlaments war. Als dieses über vorgeschlagene neue Steuern berathschlagte, welche der Finanznoth ein Ende machen sollten, von den Notabeln aber zurückgewiesen wurden, bemerkte ein Mitglied: Man müsse vor Allem die Regierung auffordern, ihre Anschläge (états) der Ausgaben, was man heute Budget nennen würde, vorzulegen. Als man darüber hin und her sprach, meinte ein Parlamentsrath ganz witzig: „Comment, vous demandez des états? ce sont les États-generaux qu'il faut demander.“ Man lachte, aber das Parlamentsmitglied versicherte, in allem Ernste diesen Antrag zu machen, und es stimme dafür, ihn unverzüglich dem Könige vorzulegen. Als vollends die Sache im Volke bekannt ward, konnte man an ein Zurückziehen dieses Antrags nicht mehr denken — die Generalstaaten wurden 1789, unter dem Widerwillen der Regierung, als letztes Mittel einberufen. Die Revolution war eingeladen. — So Lacretelle in seiner „Geschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts“ (Histoire de France. Paris. 1808).

95. Zur Genesung.

Das Niesen selbst ist sehr alt und wenn wir dem Jesuiten Strada Glauben schenken, — so hätte die Menschenstatue, welche Prometheus verfertigt und mit dem gestohlenen Feuer belebt hat, ihr erstes Lebenszeichen in dem Momente, als er den himmlischen Strahl ihr in die Nase goß, durch Niesen gegeben. Die Rabbiner versichern wieder, daß Adam der Erste gewesen sei, der geniest habe. Ob die Sitte, einem Niesenden die theilnehmenden, artigen Worte: „Zur Genesung;“ „zur Gesundheit;“ „Helf' Gott;“ „Profit;“ „Wohl bekomm's“ zuzurufen, ebenso alt wie das Niesen sei, können wir nicht sagen, weil weder Strada noch die Rabbiner melden, ob Prometheus seinem Menschengebilde und Eva dem Adam Profit zugerufen. Wohl dürfte es der menschlichen Forschung kaum gelingen, Bestimmtes über den eigentlichen Ursprung zu ergründen. Die Thatsache ist da und lehrreich dürfte es sein zu erforschen, was sich im Laufe der Zeiten, je nach Gelegenheit und Sitte, Ernstes und Heiteres, Vernünftiges und Widersinniges daran knüpfte; also wir wollen eine kurze Geschichte des Niesens, aber die vollständigste, die es bisher gibt, bringen, und dann sehen, wie alter Aberglaube mit neuem Glauben oder alter Glaube mit neuem Aberglauben in Zusammenhang zu bringen wäre, und was wir uns heute bei Ausübung ähnlicher Höflichkeiten denken.

Ueber das Niesen und das damit verbundene Gesundheitwünschen berichtet die jüdische Legende das Folgende:

Seitdem Himmel und Erde erschaffen worden, war kein Mensch krank, sondern überall, wo er war, auf dem Wege oder auf dem Markte, nieste er und seine Seele entfloh, bis Jakob kam und deshalb betete: „Herr aller Welten! nimm nur meine Seele nicht, bevor ich meinen Kindern und meinen Enkeln meinen Willen kundgethan.“ Und er fand Erhörung. So heißt es, nach diesen Begebenheiten wurde dem Joseph gemeldet: „Dein Vater ist krank.“ Das hörten alle Fürsten der Erde und erstaunten darüber, denn so was war nicht geschehen seit Himmel und Erde erschaffen worden. Deßhalb muß man beim Niesen „zum Wohlsein“ sagen, weil dieser Tod sich in Leben verwandelt hat. Im Hiob heißt's: „Sein Niesen leuchtet wie das Licht.“ So auch: „das Niesen ist gut für den Kranken“ und „bis Jakob nieste man und starb.“ Man sieht also, daß nach dieser Judenlegende der Gebrauch des Gesundheitszurufes beim Niesen ein sehr alter ist. Die altgläubigen Juden sagen noch beim Niesen Asusse d. i. Gesundheit, und fügen bei Kindern hinzu: „fromm und alt, wohlgestalt, werd' Hundert Jahr alt!“ die Antwort darauf ist boruch tihje! d. i. sei gesegnet.

Einige Schriftsteller nennen Italien das Land, in dem der Ursprung jener Sitte zu suchen sei. Während einer furchtbaren, der sogenannten Bubonen-Pest, unter Papst Pelagius ausgebrochen und auch noch nicht unter Papst Gregor dem Großen (590 n. Chr.) gewichen, die sich an den Befallenen durch Niesen oder Gähnen charakterisirte, soll es aufgekommen sein, dem Niesenden ein mitleidiges „Helf Gott“ zuzurufen, sowie auch beim Gähnen, wie man es noch heute sieht, ein Kreuz über den offenen Mund zu schlagen.

Aber es hat sich herausgestellt, daß man weit, sehr weit zurückgehen müsse. Schon in der Zenda Vesta Zoraster's, einem der ältesten Bücher der Welt, werden Gesundheitswünsche beim Niesen zur Verbannung böser Geister anbefohlen. Aber nicht alle unsere Leser verstehen die indische Sprache, um sich in der Zenda Vesta selbst von der Wahrheit unserer Mittheilung zu überzeugen. Also wir rücken in die christliche Aera. Apulejus, der schon leichter eingesehen werden kann, ist unser Gewährsmann. 300 Jahre vor Gregor dem Großen erzählte uns dieser edle Römer und Autor des goldenen Esels in seinen Metamorphosen folgende köstliche Geschichte vom Niesen und seinem freundlichen „Helf Gott": „Die Frau eines Kleiderwalkers hatte ihren Liebhaber bei sich, den sie bei der unvermutheten Rückkehr ihres Mannes unter einem Korbe versteckte, der, zum Schwefeln der Wäsche benützt, sehr stark nach Schwefel roch. Hierauf setzte sie sich mit ihrem lieben Gemahl in der Nähe des Korbes zu Tische. Der Schwefel fing indeß an seine Wirkung zu üben; der Mann im Korbe brachte das chemische Phänomen zum Ausdrucke, d. h. er nieste mächtig. Der gute Gemahl (ein guter, ein braver, ein lieber Herr von Hecht, wie es im Wiener Volksliede heißt) achtete nicht darauf, „woher der Wind wehte," und, in der Meinung, das Niesen komme von seiner Ehehälfte, rief er ihr herzlich zu: „Profit, liebe Frau!" Worauf diese ebenso herzlich erwiderte: „Dank, lieber Mann!" Bei den Römern benützte man — nach Augustin's glaubwürdigem Zeugnisse — das Niesen zum Vorwande seinen Morgenschlummer über die Gebühr auszudehnen.

Wenn ein Knabe oder ein Mädchen um zehn Uhr Morgens noch im Bette lagen, und die Eltern eben daran waren, die kleinen Faulpelze auszuſchelten, ſo mußten ſie ſogleich dieſes Vorhaben aufgeben, wenn die Kinder mittheilten, daß ſie, als ſie recht Früh aufſtanden, genieſt hatten, in welchem Falle ſie einer beſtehenden Sitte gemäß nichts Klügeres thun konnten, als ſich auf die andere Seite zu legen und das fortzuſetzen, was ſie auf der einen bis zum Momente des Nieſens gethan hatten. Wie allerliebſt iſt ferner der Glaube der Römer, der Liebesgott nieſe bei der Geburt eines ſchönen Mädchens, und wie gleichfalls allerliebſt iſt die Schmeichelei eines römiſchen Jünglinges, der einem Mädchen, das er liebte, ſagen konnte sternuit tibi Amor, der Liebesgott hat dir zugenieſt.

Von Kaiſer Tiberius findet ſich, wie Plinius in ſeiner „Historia naturae“ lib. 28, c. 5. erzählt, eine Anordnung, welche beſagt, daß, wenn er ausfahre und auf dem Wege nieſe, Jedermann die gewöhnliche Formel des Glückwunſches ihm ſofort zuzurufen habe. Dieſe Formel war bei den Römern „Prosit.“ Die Griechen ſagten, wie wir „Gott helfe,“ „Zeus helfe.“

Noch weiter zurückgehend kommen wir entſchieden auf das Gebiet des Aberglaubens. Es war Glaube der alten Welt, daß im Nieſen etwas Göttliches, ein Fingerzeig künftiger Dinge enthalten ſei. Man glaubte, der Menſch nieſe, wenn ſeine Seele mit Ahnungen erfüllt ſei, erfolge darauf Gutes oder Schlimmes. So finden wir ein Beiſpiel bei Homer. Als Penelope ſich bitter über die Zudringlichkeit der Freier beklagte und

ihnen mit der Rache des Ulyſſes drohte, nieſte plötzlich der anweſende Telemach, und zwar ſo, daß es im ganzen Saale widerhallte. Wir laſſen den alten Voß-Homero's reden: „Als ſie es ſprach, da nieſte Telemach laut, daß die Wohnung ringsum ſcholl vom Getöſe; da lächelte Penelopeia, ſchnell zum Eumaeos darauf die geflügelten Worte begann ſie: Geh doch, rufe mir gleich hieher vor das Antlitz den Fremdling! Sahſt du nicht, wie der Sohn die Worte mir alle benieſt hat.“ Wer dieſe Stelle im Original leſen will, den verweiſen wir auf die Odyſſee, XVII. Geſang, 241. Vers. Die Siameſen glauben, daß in der Unterwelt einige Richter beſtändig mit der Lectüre aller Sünden der Menſchen beſchäftigt ſind, welche einſt vor ihrem Richterſtuhle erſcheinen werden. Der Oberrichter ſuche in dieſem Buche ſtets nach der letzten Sünde irgend eines Menſchen, der darin ſteht, und die Perſonen, deren Namen er lieſt, müßten ſogleich nieſen. Dieſes Nieſen erſchiene ſonach als eine Art Nothruf, wodurch die Mitleidigen aufgefordert werden, das Erbarmen der Götter für ſie anzuflehen.

Als ſchlimme Vorbedeutung wollte das Nieſen jener Steuermann aufnehmen, der den Timotheus als Befehlshaber einer Atheniſchen Flotte gegen die Korkyräer führte. Es hatte nämlich ein Ruderknecht genieſt, und deßhalb wollte der Steuermann umkehren. Es wäre geſchehen, wenn nicht der wackere Timotheus aufgeklärter geweſen wäre und gemeint hätte: „Was ſoll denn das für ein Unglückszeichen ſein, wenn unter ſo vielen Tauſenden ein Einziger nieſt?“

Nicht gleichgiltig waren von jeher so Zeit als Ort des Nieſens. Bei den alten Griechen z. B. galt es für Unglück, während der Zeit von Mitternacht bis nächſten Mittag zu nieſen. Welche behagliche Sitte mit dem Nieſen beim Aufſtehen, oder ehe man die Schuhe an hatte, verbunden war, haben wir ſchon berichtet.

Wenn nach einem Gaſtmahle die Tafel aufgehoben werden ſollte, und es nieſte Jemand, ſo trug man ſogleich die abgetragenen Gerichte wieder auf, um das Mahl nicht unter böſen Vorbedeutungen zu enden. Ueberhaupt war bei den Griechen das „Nieſen“ eine vielbeachtete Funktion. Ariſtoteles betrachtet es in ſeinem ſiebenten und neunten Problem von der mediciniſchen Seite philoſophiſch. „Warum“ ſagt er „hält man das geſunde Nieſen für etwas Göttliches, und nicht auch Huſten und Schnupfen? Etwa weil es von dem göttlichſten Körpertheil, dem Kopfe, ausgeht?“ — Sokrates hielt mehr vom Nieſen als von ſeiner Xantippe; darin hatte er nicht Unrecht. Auch glaubte er, daß ſein innerlicher Dämon, ſein Genius zuweilen, wie bei uns der Schnupftabak, auf die Naſe wirke. — Als etwas wirklich Göttliches erwähnt Ariſtophanes öfter das Nieſen in ſeiner Comödie „die Vögel.“ — Als Xenophon ſeine Krieger fragte: Ob ſie ſich lieber dem Feinde feig ergeben oder die erlittene Schmach muthig rächen wollten, nieſte ein Soldat zufällig und die Uebrigen 10.000 beugten ſich ſofort vor dem ſo ſich kundgebenden Gotte; — findet ſich darin nicht ein Anhaltspunkt für unſere Redensart, wenn jemand etwas behauptet und ein Nebenſtehender eben nieſt: er hat auf die Wahrheit genieſt?

Was den Ort betrifft, an dem man vom Nieſen befallen wurde, ſo bedeutete es immer Unglück, wenn man z. B. in der Nähe eines Leichenhügels, eines Grabmals oder eines Todten nieſte.

Auch die Zahl wiederholten Nieſens hatte ihre bald gute, bald ſchlimme Bedeutung. Nieſte ein Kranker Einmal, ſo ſtarb er; wenn zweimal, ſollte er geneſen. Bei Dingen, wo es ſich um Treue und Glauben handelte, war einmaliges Nieſen gut, dreimaliges bös, z. B. bei Verträgen. (Wie oft müſſen der große Neffe drüben und ſein Verbündeter hüben im J. 1859 und 1860 genieſt haben! Helf Gott!)

Die Formel „Gott helfe" ward in beiden Fällen gebraucht, u. z. bei glücklicher Vorbedeutung, um ſie noch mehr zu beſtätigen, bei unglücklicher, um wo möglich abzuwenden.

Merkwürdig ſind die Feierlichkeiten, mit denen einſt das Nieſen des Königs von Monomotapa begangen worden iſt. Alle Anweſendeu brüllten in tiefſter Ehrfurcht gewiſſe Glückwunſchformeln ſo mächtig in die Welt hinaus, daß alsbald der ganze Pallaſt, die nächſten Anwohner deſſelben und endlich die ganze Stadt davon erfüllt waren, wobei das Gebrüll jedesmal von vorne anging. So läßt ja auch der originelle Grabbe ſeine unſterbliche Tragödie Hannibal merkwürdigerweiſe mit einem gewaltigen Nieſen des Königs Pruſias, Hannibal's Wirth und Hannibal's Verräther, enden.

Heutzutage gehört es nicht mehr zum guten Tone, Jemands Nieſen zu bemerken und darauf etwas zu ſagen. Wir ſind alſo darin nur einer Sitte gefolgt,

welche die Wiedertäufer und Quäker ſchon längſt abgeſchafft haben. Aber ſeltſam, von allem abergläubiſchen Beigeſchmacke hat ſich unſere Cultur, dem Nieſen gegenüber, noch immer nicht losgelöſt, und wir können gar oft den ernſtgemeinten Spruch hören: „An jenem Tage, an welchem Einer nieſt, ſtirbt er nicht;“ ganz entgegen der Rabbiniſchen Tradition, nach welcher der Nieſende augenblicklich ſein Leben verlor.— Noch häufiger und wie wir eben bei Xenophon's Soldaten angedeutet haben, tiefer gewurzelt finden wir den Aberglauben, daß Nieſen die Wahrheit einer Rede oder Ausſage beſtätige, und die gewöhnliche Formel dieſes Wahnes iſt: „Helf Gott! wahr iſt's!“ Für die Erklärung des Spruches „Zur Geneſung“ ſteht uns wohl, ohne an Peſt und Tod denken zu müſſen, die pathologiſche Erklärung des Nieſens zu Gebote, die man unbegreiflicher Weiſe bei allem Glauben und Aberglauben, ſo viel Wunderbarem und Albernem nie beigezogen hat. Es iſt nicht nur gewiß, daß die Nothwendigkeit des Nieſens eine Art abnormen körperlichen Zuſtandes, eine Affection des Gehirnes, wenn auch nur momentan während, vorausſetzte, wonach ſich das „Zur Geneſung“ ſchon erklären ließe; ſondern es iſt auch bekannt, daß es eine Wiederholung des Nieſens gibt, die entweder primär oder ſecundär ein ſehr gefährliches Uebel, oft mit dem Tod endend, charakteriſirt. Mag nun einmal das epidemiſche Auftreten dieſes Zuſtandes zunächſt zu dem frommen Wunſche Veranlaſſung gegeben haben, oder mag man, ſo oft man nieſen hört, ſagen wollen: „Gott behüte Euch vor Schaden“ und „ſei es zur Geneſung d. i. zum Heile,“ kann der Beurtheilung Aller überlaſſen

bleiben. Nicht vergeſſen darf übrigens werden, daß man auch ſpottend ſagt: „Ich nieſe d'rauf," d. h. um das und das gebe ich nichts! Ferner das Nieſen als Signum der Wahrhaftigkeit parodirend, ruft man auch „Hatzi" (das Geräuſch des Nieſens), wenn man etwas nicht glaublich findet. Endlich gibt es ein Geſellſchaftsſpiel, welches darin beſteht, daß mehrere ſich unter gewiſſe Buchſtaben theilen, welche zuſammenklingend das Geräuſch des Nieſens nachahmen. Auf ein Zeichen brechen ſie alle los und man vernimmt einen ſtarken Nieſer.

96. Geruhen.

Dieſes nur regierenden Fürſten, wenn ſie etwas anordneten, in den Mund gelegte Wort kommt von dem althochdeutſchen ruohhan, mittelhochdeutſch ruoche, engliſch reck, und bedeutet ſo viel als etwas beſorgen, ſich um etwas kümmern; daher die Phraſe „Se. Majeſtät haben geruht," ſich ſehr leicht erklärt.

Nur weil es zu komiſch iſt, gedenken wir hier des philologiſchen Verſuches, das „Geruhen" von der am franzöſiſchen Hofe ehemals herrſchenden Sitte herzuleiten, daß für den König, wenn er Jemanden mit ſeinem Beſuche beehren wollte, der krank im Bette lag, ebenfalls ein Ruhebett neben dem Kranken aufgeſchlagen ward, damit der Untergebene vor dem Herrn nichts voraushabe!

97. Kleine Geſchenke halten die Freundſchaft aufrecht.

Dieſe geiſtreiche Antwort eines großen Mannes — denn das war und bleibt Montesquieu — iſt ſprichwörtlich geworden, ihre Anwendung liegt zu ſehr am Tage, als daß eine Erläuterung nöthig wäre; ihr Urſprung iſt aber folgender: Montesquieu ſtritt eines Tages mit einem Parlamentsrathe aus Bordeaux. Dieſer Letztere ſchloß nach mehreren ziemlich hitzig vorgebrachten Beweisgründen ſeine Rede mit den Worten: „Herr Präſident! wenn nicht alles ſo ſich verhält, wie ich es geſagt habe, ſo gebe ich Ihnen meinen Kopf.“ — „Gut, ich nehme ihn,“ entgegnete Montesquieu mit Ruhe, „kleine Geſchenke halten die Freundſchaft aufrecht.“

98. Weder giks noch gaks wiſſen.

Wird von Einem geſagt, der eben gar nichts weiß und über eine gewiſſe Frage ganz im Dunklen iſt. Der Witz und Kern der Phraſe liegt in dem Zuſammenklange der Selbſtlauter i und a, die ſowohl ſchon ihrem Weſen nach entſchieden zweierlei ſind, nämlich eines und ein anderes, dies und jenes, hüben und drüben, ſchwarz und weiß, als auch durch die berechnete Zuſammenſtellung mit gleichen Mitlautern in ihrer Verſchiedenheit noch mehr heraustönen. So auch in „Blimi, blami;“ — „Wiſchi, waſchi;“ — „Hudri, wudri;“ — „Tſchiri tſchari“ u. m. a. Den Contraſt, der bei allen künſtleriſchen Darſtellungen unentbehrlich iſt, ſucht ſich das Volk auf die einfachſte Weiſe; bei ihm iſt b dem a entgegengeſetzt, wenn es zu einem Gedanken

dieſer Operation bedarf; und die Idee durch den erſten und letzten Buchſtaben des Alphabets α und ω das Weſen und die Herrlichkeit Gottes darzuſtellen, iſt gewiß kindlich einfach und urſprünglich. Auf demſelben Wege liegt auch die witzige Zuſammenſtellung der Buchſtaben u und x in die Phraſe: „Ich laſſe mir nicht ein u für ein x machen;" da iſt, wie bei i und a, nichts weiter als die vollkommene Unähnlichkeit zweier Elemente benützt, um das Schroffe einer vermutheten Täuſchung recht anſchaulich zu machen. Gehört hieher nicht auch Chamiſſo's.

„Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's,
Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten"? –

Man hört auch, Unkunde in gewiſſen Dingen zu bezeichnen, ſagen: „Einer habe läuten gehört und er wiſſe nicht wo;" — oder „Er weiß einen Plunder;" — „Er weiß einen Pfifferling" u. ſ. w.

Außer den obengenannten, auf dem Gleichklang beruhenden analogen Worten finden ſich in altdeutſchen Literaturmonumenten die Phraſe: Gimpelgampel und Hozelpozel, jedoch in einem ziemlich deutlich nachweisbaren Sinne, wie folgende Stellen aus Nithart zeigten:

„Mit einem Liede wuchs er ihr auf das Wempel,
Sie gewann ein Kind bei ihm, das heißet Lempel;
Alſo lert er ſie den Gimpelgempel."

und:

„Da ſie den Gimpelgempel in die Hand genam,
Sie faßt ihn an das Wempel, er druht ihr durch die Graun:
Nu ruora du den Hozelbozel vaſte
Daß der Gimpelgempel nicht geraſte!
Urraburra! wer gat da?"

Hozeln und einhozeln heißt bei Geiler: vor Lachen oder Freude zuſammenſchandern und ſich wieder ausdehnen. Bürger braucht es im „Abt von St. Gallen“ nur in dem Sinne von einfallen, eingehen, zuſammenſchrumpfen.

Uebrigens haben wir es hier auch mit einer Zuſammenſetzung zu thun, deren einen Theil ein ſehr bekanntes Objekt bildet, nämlich der Gimpel. Der Vogel Gimpel wird von dem ſchwarzen Flecke auf dem Kopfe, der ſich wie ein Schleier anſieht, Dompfaffe genannt; denn Gimpel hieß ehedem der Schleier von dem franzöſiſchen guimpe, auch Bruſttuch der Nonnen. Von dieſem Vogel ſagt man, daß er ſich ſehr leicht fangen laſſe und ſich dabei außerordentlich dumm benehme, daher die Uebertragung ſeines Namens auf einen einfältigen Menſchen, ganz beſonders im Sinne des Sichfangenlaſſens von Weibern.

99. Den langen Glauben mit Einem beten.

d. h. wie der Köhler dem Teufel ihn vorgebetet hat, einen Glauben nämlich, über den keine Rechenſchaft gegeben wird, und der immer wieder in ſich ſelbſt zurückkehrt, ein Köhlerglaube, wie es heißt, blind, bewußtlos, ohne Werth. Der Köhler ſoll auf folgende Art dazugekommen ſein: Der Teufel war einſt in Biſchofstracht zu einem Köhler gekommen und fragte ihn, was er glaube; der Köhler entgegnete: „Was die Kirche glaubt.“ Und als der Teufel ihn ferner fragte, was denn die Kirche glaube, erwiderte jener: „Was ich glaube;“ und aus dieſem Cirkel kam der Mann der Kohle nicht heraus.

100. Von Gottes Gnaden.

Iſt die bekannte Formel, mit welcher Souveraine ſich auf ihre Rechte, als von Gott verliehen, berufen. Zuerſt ſetzte Karl der Große im J. 856 ſie ſeinem Titel vor, ſpäter alle Könige, ja ſelbſt Herzoge, Grafen und Biſchöfe. In Frankreich ward letzteren der Gebrauch dieſer Worte als Majeſtätsverbrechen unterſagt. Ein ähnliches Verbot erging auch von Würtemberg am 26. Juni 1807, worin den mediatiſirten Fürſten, Grafen und Edelleuten bedeutet ward, das Prädicat: „Von Gottes Gnaden“ abzulegen. Vor Allen maßten ſich die Biſchöfe dieſe Formel an. Als der Erzbiſchof von Upſala ſeinen König Guſtav Waſa bewirthete, hatte er für ſich einen eben ſo hohen Thron errichten laſſen wie für den König, und bei der Tafel trank er dieſem mit den Worten zu: „Unſere Gnaden bringen es Eurer Gnaden zu einem fröhlichen Jahre zu!“ — Guſtav Waſa entgegnete dieſer Anmaßung: „Unſere Gnaden und Euere Gnaden haben nicht Raum unter Einem Dache!“

Wie leuchtend, mitten durchgreifend ſteht dagegen nicht eines größern, aufgeklärten Souverains, des Fürſten der Humanität, des öſterreichiſchen Kaiſers Joſeph II. Ausſpruch da, welcher der Klage eines zu jenem Titel berechtigten Fürſten, daß ein Anderer ſich deſſelben willkürlich bediene, entgegnete: „Lieber Fürſt, wir ſind Alle, die Könige, wie die Bauern, von Gottes Gnaden!“

101. Wer baut auf Gott, Sieht keinen Tod.

Dieſer fromme Spruch, vornehmlich zu ſeiner Zeit im Braunſchweig'ſchen gäng und gäbe, ſtand als Umſchrift auf den Münzen, welche Chriſtian Herzog von Braunſchweig (geb. 1599, geſt. 1626) einer der ſtandhafteſten Beſchützer und Verfechter der Evangeliſchen im 30jährigen Kriege, aus den Schätzen und Koſtbarkeiten der Klöſter und Stifter zur Löhnung ſeines Heeres ſchlagen ließ. Chriſtian war es auch, welcher die Apoſtel zum zweiten Male in alle Welt gehen und ihr wohlklingendes Wort aller Orten im Lande ertönen ließ, als er 1622 zu Paderborn im Dom die 12 Apoſtel und den Sarg des heiligen Liborius, die erſteren wie den letzteren aus gediegenem Silber, wegnehmen ließ, mit den Worten: „Ei was ſteht ihr hier ſo müßig? es heißt: Gehet hin in alle Welt!“ und ſie in die Münze ſchickte, aus welcher ſie als gutes Geld wieder unter die Leute kamen.

102. Graf.

Unter „Graf“ verſtand man in Deutſchlands älteſter Zeit eine Art Unterrichter, wozu das Volk, das ihn wählte, — wenigſtens war dieß bei einigen Stämmen Sitte, — einen Mann erkor, der bereits in Geſchäften grau geworden war. Aus dieſem Beiworte nun entſtand nach ziemlich allgemeiner Meinung unſer heutiges Graf, was dadurch beſtätigt ſcheint, daß man anfänglich grau, dann Grave ſchrieb, wie dafür zahlreiche Beweiſe in den Druckwerken des 15. und 16. Jahr-

hunderts aufgefunden werden können, obwohl auf sprachlichen Wegen dieses grau als ursprüngliche Form nirgends gefunden wird und wahrscheinlich Graf nach der damaligen Uebung, u, v und f zu verwechseln, auch in der Form von grav, grau geschrieben ward.

Andere leiten das Wort aus dem griechischen *γράφειν* ab, woraus sich das altgallisch-lateinische graffare gebildet, was so viel bedeutet als Schreiben und woraus die Bezeichnungen graffarius, greffier entsprangen, was weder mit der besondern Fähigkeit der Grafen zu schreiben, noch mit ihrer gewöhnlichen Verachtung des Schreibervolkes gut stimmen will. Noch Andere nehmen an, daß das Wort Graf von dem angelsächsischen gerêfa, Einnehmer und später Richter abstamme. Daß die ursprüngliche Bestimmung des Grafen die eines Richters gewesen, erhellt deutlich aus mehreren Zusammensetzungen, die in älterer Zeit gebräuchlich waren, als da sind: Pfalzgraf (von Pfalz, Burg) also Hofrichter, bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kam, angebracht werden mußte. Gaugraf, Richter von Gauen, d. i. von gewissen Bezirken eines Landes; Markgraf von Mark, Grenze, also Grenzhüter oder Bewohner; Landgraf, Beamter des Innenlandes, wo kein regierender Fürst war; Burggraf, der nur über eine Burg und das dazu gehörige Gebiet gesetzt war. Freigraf, ein oberster Richter des westphälischen Freigerichts, der Vehme; Dinggraf von Ding, Gericht, Gerichtsbeamter ebenfalls bei der Vehme thätig; Zentgraf, von der Zahl Hundert (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich über ebenso viele Personen gesetzt waren; die Titulatur der

Reichsgrafen gehört der späteren Zeit an, und wurden damit Grafen bezeichnet, welche am deutschen Reichstage Antheil nahmen.

Die Bezeichnung im lateinischen mit comes und im französischen mit comte, italienisch conte, englisch count, führt wohl nicht dem Ursprunge des Wortes, aber der Bedeutung desselben näher, und es dürfte seine Richtigkeit damit haben, daß aus ursprünglichen Gefährten, Begleitern eines Höheren die Grafen hervorgegangen seien.

103. In's Gras beißen.

Wie Mancher mag bei dem Gedanken an diesen Spruch ein saures Gesicht machen, aber nicht etwa, weil ihm die Bedeutung desselben schrecklich ist, sondern, weil er im Ernste glaubt, er komme dazu, ungesalzen und ungeschmalzen Gras mit seinen Zähnen anfassen und mit seinem Gaumen in Berührung bringen zu müssen, wie weiland Ochse Nabuchodonosor. Dem ist aber, zum Troste aller Gourmands sei es gesagt, nicht so. Beißen hieß im Altdeutschen: springen, und „In's Gras beißen" will sagen „In's Gras springen," d. h. vom Schlachtrosse und zwar durch tödtliche Verwundung dazu genöthigt; also fallen, sterben. In alten Schlachtschilderungen und Kriegsliedern kommen die Stellen vor: „In dem starken Sturme erbeißte manig Mann nider von den Rossen;" — oder „Da erbeißte manig Mann nider in das Gras;" — „da beißte Wolf Dieteriche wol nider in das Gras."

Diese Phrase vom Sterben im Kampfe ward dann

auch auf das allgemeine Sterben angewendet, denn „herunter muß Jeder einmal vom Roße, wär's auch noch so hoch."

Andere beziehen die Redensart auf das krampfhafte Öffnen und Schließen des Mundes, das bei Sterbenden beobachtet wird und speciell auf das krampfhafte Erfaßen von Erde oder Gras durch einen verwundeten Krieger, der sich im heftigsten Schmerze und in Todesnoth auf dem Boden windet.

Für diese Auffassung sprechen allerdings viele Stellen der alten Classiker; so in der Iliade (II. 418.)

„— und häufig um ihn die Genossen, vorwärts liegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich."

Ebenda: (XI. 749).

„— und zween Kriegsmänner um jeden knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt."

Oder (XXIV. 737).

„— Denn sehr viel Männer Achaia's sterben durch Hektor's Hände, den Staub mit den Zähnen zerknirschend."

Auch bei den Römern war das in die Erde beißen des Sterbenden nicht unbekannt.

Virgil sagt in der Aeneide (XI. 118):

„Procubuit moriens et humum semel ore momordit."

Ebenso Ovid (Metamorph. IX. 60):

„— Tum denique tellus
Pressa genu nostro est; et arenas ore momordi."

104. Grog.

Der Grog, ein geiſtiges, erwärmendes Getränke, iſt eine Miſchung aus Rum und heißem Waſſer und wird faſt nur von Seeleuten und dort getrunken, wo man nicht Zeit und Gelegenheit hat, die Miſchung mit Thee zu verſetzen und den beliebteren ſogenannten Csaj, Tschai, herzuſtellen. Grog iſt ein echt engliſcher Name und ſoll zu dieſem der engliſche Admiral Vernon den Anlaß gegeben haben. Er war es nämlich, der gegen den feuerigen Rum das mörderiſche Attentat verübte und ihn zu einer Heirath mit dem Waſſer zwang. Vor ihm ward der Rum den Matroſen unvermiſcht gereicht. Vernon mochte Urſache haben, dieß ſchlecht zu finden, was ihrerſeits wieder die Matroſen ſchlecht fanden. Um ihm dafür etwas anzuhängen, hielten ſie ſich an ſeinen Rock, der von kameelhahrenem Zeuge, Grogram genannt, war. So oft ſie nun den Barbaren ſahen oder von ihm redeten, ſchalten ſie ihn nur den alten Grog, und dieſer Name ward zuletzt dem Getränke ſelbſt gegeben.

105. Groſchen. — Thaler.

Eine Münze, welche ſich urſprünglich durch größere Dicke vor andern, namentlich den Blechmünzen, unterſchied, und ſie ward deßwegen mit dem lateiniſchen Namen Grossus, d. i. Dick, genannt. Ihr Werth war vor jeher ein veränderlicher. Beſonders bemerkte man dieß im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts von den preußiſchen Groſchen, die nacheinander unter den Namen: Sechsunddreißiger, Zweiundvierziger, leichte Groſchen,

petits gros, Münzgroſchen u. ſ. w. auftraten. Am 1. October 1825 ward eben wieder eine Gattung für abgeſchafft erklärt, und man nannte ſie „todte Groſchen.“ Ein Berliner Blatt machte ſich damals den Spaß folgende Todesanzeige über ſie zu publiciren: „Soeben, am 1. October 1825 iſt Groschus nach einer unheilbaren neunzehnjährigen Krankheit, in einem Alter von 147 Jahren, ſanft und ſelig entſchlafen. Unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen macht dieſes ſeinen Verwandten und Freunden bekannt ſein Univerſal-Erbe: Silber-Groschus.“

Auch der Thaler ward ehedem Groſchen genannt, u. z. Dicker Groſchen, Guldengroſchen und nahm ſeinen Anfang in der böhm. Stadt Joachimsthal, wo die Grafen von Schlik im 16. Jahrh. derlei Münzen von vorzüglich feinem Gehalte prägen ließen, welche man daher Joachimsthaler, gleichſam Münzen aus Joachimsthal, nannte. Im Laufe der Zeit kürzte man dieſen Namen auf das Grundwort Thaler ab. Die Ableitung des Wortes Thaler von Teller, italieniſch taliere, däniſch talerken, da die Thaler gewiſſermaßen die Form eines Metalltellerchens haben, welche Ableitung Wolke in ſeiner „Anleitung zur deutſchen Geſammtſprache“ zur Geltung zu bringen ſucht, iſt nicht ſtichhältig. Im Sprichwort findet der Groſchen goldene Anwendung, z. B.

Wer den Groſchen nicht ehrt wie den Gulden,
Kommt leicht zu Schulden;

für öſterreichiſche Verhältniſſe, da man hier keine Silbergroſchen mehr zu Geſicht bekommt, etwa ſo umſchrieben:

Wer nicht ehrt die Zehnkreuzer-Zetteln,
Kann zu guter Letzt noch betteln.

In Nürnberg ſagt man von einer verblühten Schönheit:

Ihr Groſchen gilt keinen Batzen mehr.

Trefflich iſt:

Der Groſchen, den die Frau erſpart, iſt ſo gut, als den der Mann erwirbt,

und ſehr wahr in ſeiner Anwendung bei Vielen dürfte ſein:

Einen Groſchen im Sack und für zwei Groſchen Durſt.

Der Thaler iſt ſprüchlich ſpärlich bedacht, man ſagt nur:

Thaler klappen,
Worte lappen.

106. Großherzog.

Dieſer Titel ward in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zwar zu Gunſten des Fürſten Franz Medicis von Toscana, Gemals der Prinzeß Johanna von Oeſterreich (vermält 1565), neugeſchaffen. Es ging damit ſo her. Papſt Pius hatte dem erlauchten Mediceer, in Anerkennung der Verdienſte ſeines Vaters, die Würde und den Titel eines Erzherzogs zugedacht. Johanna's Bruder, der damalige Kaiſer Maximilian II., hatte nichts gegen dieſe Rang- und Titelerhöhung; aber die kaiſerlichen Räthe und der König von Spanien, Philipp II., weigerten ſich deſſen, weil die erzherzogliche Würde ein Vorrecht des Hauſes Oeſterreich war. Wie nun etwa 70 Jahre ſpäter aus Anlaß eines öſterreichiſchen Erzherzogs, des berühmten

Cardinal-Infanten Ferdinand, ein Höfling die Titulatur: „Königliche Hoheit" erfand (siehe diese), so war es nun der kaiserl. geheime Rath Joh. Ulrich Zasius, welcher für den Titel eines Erzherzogs jenen des Großherzogs in Vorschlag brachte, um welchen sich Franz nunmehr auch bewarb und den er erhielt.

107. Gulden.

Die Gulden (Gülden) waren ursprünglich eine Goldmünze, welche zuerst zu Florenz geschlagen wurde, und eine Lilie (das Sinnbild der Freiheit und als solches das Wappen von Florenz, welches davon, nämlich „a flore," den Namen hat), so wie Johann den Täufer zum Gepräge hatte, daher sie im mittleren Latein Floreni, Floren und im Italienischen noch immer fiorini genannt werden. Als man aber anfing, Gulden, die nicht mehr „gülden," sondern von Silber waren, zu prägen, bezeichnete man im Gegensatze zu diesen die eigentlichen Gulden, lächerlich genug, mit dem Namen „Goldgulden."

108. Sich einen Haarbeutel trinken.

Die Versuche, diese Redensart historisch zu erklären und ganz besonders, sie weit zurückzuführen, scheinen uns nicht glücklich. Wir wollen hier drei gegebene Deutungen bringen und den Leser selbst entscheiden lassen. Die Eine meint, man habe in jenen Tagen, da die Haarbeutel Mode und man trotzdem so freisinnig war, tüchtig zu trinken, den Zustand des geschwundenen Selbstbewußtseins, statt Rausch, Haarbeutel genannt, also nur darum, weil der Haarbeutel zufällig dabei war.

Nach einer anderen Erklärung datire die Redensart aus dem siebenjährigen Kriege, von einem Major, der ein guter, braver, pflichtgetreuer Kerl war, aber sich gerne einen „Spitz“ erlaubte. Wenn er nun in diesem Zustande sich befand, so kam er zu den Paraden und stets in Gesellschaft mit einem Haarbeutel (ja wohl!) anstatt des gewöhnlichen militärischen Zopfes; oder wie Körte den Vorfall erzählt, sei solch' ein trinklustiger Major der Alliirten, im Rausche gefangen genommen, vor dem preußischen General mit einem schlaffen Haarbeutel statt mit dem ordonnanzmäßigen steifen Zopfe erschienen.

Eine dritte Deutung macht sogar die Zeit Kaiser Karl's V. gesellig und bringt das Sprichwort in Zusammenhang mit der — spanischen Etikette. Der Kaiser war dem Trinken abhold, und, um ihm nicht zu mißfallen, trank man — heimlich, wobei beschönigende Ausdrücke erfunden worden sein sollen. Z. B. hätte man statt trinken und sich betrinken gesagt: „Sich einen Schnurbart antrinken;“ und als dieser nach dem dreißigjährigen Kriege fast ganz abhanden gekommen (?), hätte man zum Vergleiche den Haarbeutel hergenommen.

Abgesehen davon, daß in allen diesen Erklärungen Lücken und Absurdidäten die Hülle und Fülle sind, muß festgehalten werden, daß die Sache nicht so alt sein kann, daß die Phrase in eine Zeit fallen muß, in welcher man mit dem Zopfe schon einen Witz machen konnte. Heißt es ja doch eigentlich nicht: „Sich einen Haarbeutel antrinken,“ sondern häufiger und jedenfalls richtiger: „Einen Haarbeutel haben,“ d. h. schon so viel als getrunken, der Gebühr getrunken haben.

In dieſer Faſſung ſteht uns auch, wie wir glauben, die richtige Erklärung näher. Man will nämlich damit ſagen: „Es habe ſich Einer etwas angeſchafft,“ das ihm wie ein Zuviel, wie ein Ueberflüſſiges anhängt, und obendrein etwas, deſſen ſich jeder Menſch zu ſchämen hat, einen Haarbeutel, den man ſich natürlich als bereits abgelegt, als überwundenen Standpunkt, als Gegenſtand des Spottes denken muß.

Ein Beweis für das jüngere Alter dieſer Redensart liegt darin, daß in älteren Sprichwörter-Quellen dieſelbe gar nicht angetroffen wird.

109. Es lebe Hänschen im Keller.

So nannte man das Kind im Mutterleibe. Vor Zeiten hatte man eine Art Becher, die benannt wurden: „Hänschen im Keller“ und „Gretchen in der Küche.“ Dieſe Gefäße waren aus Silber und vergoldet; der Fuß lang und die Schale darauf, einer Muſchel ähnlich, hatte die Einrichtung, daß, wenn man Wein hineingoß, durch den Druck eine Öffnung am Rande entſtand, aus welcher ein Knäblein oder Mägdlein emporſtieg. Der Spaß lag darin, daß man Weibern, die gern Kinder hatten, aus ſolchen Bechern zutrank, und jetzt noch will man mit dem Trinkſpruche: „Es lebe Hänschen im Keller!“ oder „Es lebe Gretchen in der Küche!“ den Wunſch ausdrücken, daß eine Frau bald geſegneten Leibes werde, oder, wenn ſie es ſchon iſt, daß ſie eine glückliche Entbindung haben möge.

Luther nennt das, was geſegnete Frauen zu erwarten haben, Gäſte, und ſpielt in dem ſchönen Spruche:

„Es ist schwer, zwei Gäste zu ernähren; einen im Haus und den andern vor der Thür," auf den Fall an, der einer Frau passiren kann, daß sie nämlich ein anderes Kind schon wieder zu erwarten hat, während sie das eine noch säugt.

110. Einen hänseln.

Einen hänseln ist gleichbedeutend mit: Einen zum Besten haben, sich über ihn lustig machen, Schabernack mit ihm treiben und ihn zum Gegenstande lächerlicher Possen machen, womit aber durchaus nicht eine Beschädigung des „Gehänselten," irgend eine ernste Folge verbunden sein darf.

Das Wort selbst stammt von jenem Kaufmannsbunde im 13. Jahrhunderte, der sich Hansa, Hanse, d. h. Gesellschaft, Compagnie nannte, und Hanse wieder führt zurück auf das Grundwort Hans, das in zweierlei Bedeutung vorkömmt, nämlich als Collectiv-Name für den Begriff Mann überhaupt, und als Individuenname mit einem spöttischen Nebenbegriffe, gleich mit Narr und Dummkopf; z. B. was Hänschen nicht lernt u. s. w. Hans ohne Sorge, Hans in allen Gassen, Prahlhans, Schmalhans, Hanswurst ꝛc. In Folge dessen ward auch das, bei der Einreihung in eine Gesellschaft zu entrichtende Stück Geld Hense genannt.

Da nun die Aufnahme in eine solche Gesellschaft und namentlich in jene Städte-Hansa mit allerlei lustigen Gebräuchen und Ceremonien verbunden war, wobei der Neuaufgenommene zur Zielscheibe allgemeinen Gelächters ward, so behielt die Sprache den Ausdruck „hänseln" — also eigentlich: „in eine Hansa

aufnehmen“ in diesem Sinne, wenn auch nicht zu demselben Anlasse, bei.

Die Archive der Hansestädte vom 13., 14. und 15. Jahrhunderte haben uns ein genaues Bild der bei der Hansa üblichen Aufnahmsceremonien hinterlassen.

Es wurden mit dem Neulinge drei Proben vorgenommen. Zuerst entkleidete man ihn, band ihn an ein Seil und zog ihn dreimal unter einem Schiffe durch das Wasser. Nach dem drittenmale ward er mit Ruthen bis auf's Blut gepeitscht. Das hieß das Wasserspiel.

Zum zweiten hing man ihn eine halbe Stunde lang an einer Mauer auf und legte unter ihm Feuer an, genährt mit Artikeln, welche den unangenehmsten Geruch verbreiteten. Der dem Armen in die Nase steigende Rauch machte ihn oft besinnungslos. Auch nach dieser Procedur ward er gepeitscht. Und das war das Rauchspiel.

Endlich wurde er von Männern und Weibern nackt ausgezogen und genöthigt, mit einigen verkappten Männern zu tanzen. Dann traten vier Kerle vor und geißelten ihn wieder unter Trompeten- und Paukenschall. Dies nannte man das Staupenspiel.

Dieses Märtyrthum befähigte ihn, wenn er überdies die 8 Lehrjahre hinter sich hatte, zur Hanse; — er war ein rechtschaffener Kaufmann. Wir sehen daraus, daß der Begriff des Hänselns der Neuzeit gegen den der Vergangenheit eine wesentliche Milderung erfahren habe. Aehnliche Torturen hatten jene Mitglieder einer Schiffsmannschaft zu bestehen, welche im Begriffe waren,

zum ersten Male die Linie zu passiren. Die ungewöhnliche Hitze am Aequator, die stete Bereitschaft des nassen Elementes machen eine Vorstellung dieser „Unterhaltung“ nicht schwer.

Uebrigens gibt es auch sonst zu Schiffe ein „Hänseln“ neuaufgenommener Matrosen, die, wenn sie da nicht ersaufen, jedenfalls tüchtige Kerle werden. Eine andere ähnliche, jedoch nur in Straffällen angewendete Tortur ist das kielholen.

111. Hagestolz.

Ist die Bezeichnung für einen Mann, jung oder alt, der unverheirathet ist, und dem man auch noch nachsagt, daß er gar nicht die Absicht habe, je zu heirathen. Gewiß der merkwürdigste Sonderling in den Augen der Frauen, welche vielleicht weniger über den verwegenen Einfall des „ewigen Junggesellen,“ als über den Umstand entrüstet sind, daß er noch stolz darauf ist. Diese Entrüstung wird weichen, wenn sie vernehmen, daß das Wort Hagestolz ein entstelltes sein dürfte und eigentlich: Hagestalt heißen sollte. Ursprünglich verstand man darunter einen Diener, einen Jungen, und wenn sich da der Begriff des Unverheiratheten herauswuchs, so mußte es auf Rechnung der „Jungen“ gesetzt werden, die ja in der Regel noch nicht verheirathet sind. Die Analyse des Wortes läßt kaum einen Zweifel mehr über seine eigentliche Bedeutung aufkommen. Hag nannte man einen Wohnplatz, eine umfriedete Stelle; stalt kommt von stellen, bestallen, wie im gothischen gastaldan besitzen heißt. Daher Hagestalt Einer, der etwas besitzt, mit einem Gute bestellt, bestallt

iſt, Hagbeſitzer, Hagverwalter (nur damit beſtallt), wahrſcheinlich Diener, womit wir wieder bei den „Jungen“ und Unverheiratheten anlangen.

Nach einer anderen Erklärung läge in dem Worte Hag der Begriff der Behaglichkeit, den ein umfriedeter, eingeſchloſſener Platz gewährt, gleichſam als Zuflucht vor gewiſſen Anfechtungen. Und das Wort ſtolz bliebe in ſeiner Geltung, als übermüthiger Ausdruck dieſer inneren und äußeren Befriedigung. Nach dieſer Erklärung wäre der Hageſtolz wirklich ein auf ſeinen Schlupfwinkel Stolzer.

Der Lateiner nennt ein ſolches Ungethüm caelebs, oder coelebs. Man ſagt, es ſei dieſer Ausdruck zuſammengeſetzt aus dem griechiſchen κοῖλος Himmel und λάβω oder λήβω nehmen, ſtreben, nach dem Himmel (natürlich hier auf Erden) ſtreben. Mehrere claſſiſche Belegſteller kommen den Hageſtolzen zu Statten; ſo läßt Quinctilian dem Cajus Granius ſagen: coelibem esse coelitem, quod onere gravissimo vacet, der Hageſtolz ſei alſo ein himmliſcher (glücklichſter auf Erden), weil er die größte Laſt (das Weib) nicht hat; — Festus wieder ſagt: Coelebs est, qui dignam coelo vitam agit, d. i. Ein Hageſtolz iſt der, der ein des Himmels würdiges Leben führt, alſo der wahre Gottſelige. Um aber den heraufbeſchworenen Zorn unſerer Hausfrauen in etwas zu beſchwichtigen, ſo verſuchen wir die Entſtehung des coelebs aus coelum und abs, absque d. h. ohne Himmel abzuleiten, der gelehrten Welt aber es im Uebrigen zu überlaſſen, für welche Anſicht ſie ſich überhaupt entſcheiden wolle.

112. Er geht wie der Hahn über die Kohlen.

Der Hahn, namentlich mit dem Beiworte der rothe, wird als Bezeichnung für eine Feuersbrunst gebraucht. Unzählige alte und neue Schriftsteller geben den Beleg. „Einem den rothen Hahn auf's Dach setzen," hieß es am häufigsten, d. h. ihm das Haus anzünden; wahrscheinlich in roher Kriegszeit zuerst entstanden. Dann auch: „Einem den rothen Hahn zum Giebel ausjagen;" — „den rothen Hahn auf's Stadel setzen;" „der rothe Hahn krähet auf dem Dach" (nach dem Dänischen Sprichworte: „Den röden Hane galer over taget") und von der rothen Farbe des Feuers wie von der des Hahnenkamms, der sich eben auf seines Körpers oberstem Theile, auf dem Kopfe und auf demselben wieder auf seiner äußersten Kante befindet, hergenommen; denn der aufgesetzte rothe Hahn bricht eben aus Giebeln und Dächern. Man will den Ursprung dieser Redensart auch von der Sitte ableiten, Wohngebäude und Kirchen mit hölzernen und blechernen Hähnen (sog. Wetterhähnen) zur Anzeige der Windrichtung zu versehen. Endlich findet sich die Redensart: „Einem in's Gesicht schlagen, daß ihm das Feuer aus den Augen fährt," auch in der Form: „Einem den rothen Hahn zum Gesicht ausjagen."

Wir sind also über diese Beziehung des Thieres zum Feuer vollkommen einig. Was aber der Spruch, „wie der Hahn über die Kohlen" betrifft, so bedarf Eiselein's Annahme, darin stecke auch nichts weiter als die Symbolisirung des Feuers durch den

Hahn, einer näheren Prüfung. Er meint, es könne der Spruch nur auf Jemanden angewendet werden, der, so wie das Feuer, subtil über den Kohlen schwebe und züngle, eine gewisse Sache auch nur subtil und mit den Fingerspitzen anrührt, ohne weiter einzudringen.

Wir haben drei Sprichwörter vor uns, welche so lauten: „Auf Eiern gehen;“ — „auf Nadeln sitzen;“ „Ueber glühenden Kohlen stehen,“ und eine peinliche Situation, in der sich Einer befindet, trefflich characterisiren. Derjenige, der auf Eiern geht, wird überdies als in der beständigen Furcht schwebend dargestellt, daß er eines zertrete, und soll er dieß — möglichst — verhindern, muß er natürlich sehr behende, vorsichtig und leise auftreten. Denken wir uns nun einen Hahn, der die Aufgabe hat, über Kohlen zu gehen. Wie wird dieser Hahn gehen? der Hahn, den wir so stolz und sicher, einzig in seinem Elemente, nur auf dem — Mist gehen sehen? Scheint es nicht, als läge der Witz des Spruches nur in dieser Zusammenstellung des Hahnes mit den Kohlen, die zu begehen dem armen Thiere gewiß ebenso große Verlegenheit bereiten müßte, als Unsereinem ein Gang „über Eier?“ Dazu haben wir noch die Vorstellung des gravitätischen und umsichtigen Auftretens unseres „Hofsultans,“ das in seinem Instinkte liegt.

Uebrigens bleibt in Eiselein's Erklärung, auch nach unserer Annahme, eines ihrer Momente aufrecht, nämlich: die Subtilität des Zugreifens, die zögernde Hand seines Mannes.

„Er geht darüber hin, wie der Hahn über die Kohlen,“ würde also für unseren Mann

heißen: „Er weiß ſich nicht recht zu helfen und bezeugt dieß durch komiſches unſicheres Herumtippen und unſchlüſſiges Zögern.“ Daß die Kohlen wenigſtens „heiß“ ſeien, dürfte zur Vervollſtändigung dieſes Bildes wohl verlangt werden.

113. Nach Dreikönig wächſt der Tag um einen Hahnenſchritt.

Bis dahin nimmt der Tag beſtändig ab; von dieſer Zeit an aber wächſt er wieder, aber um nicht mehr als einen Hahnenſchritt, der obendrein ein ſehr bedächtiger Schritt iſt. In der Stadt Krakau ſtützt man eine ähnliche polniſche Redensart: **przybyło dnia na kurzą stopę**, d. h. der Tag wächſt zum Hahnenfuß, auf eine Örtlichkeit. Auf der Morgenſeite des Krakauer Königsſchloſſes — es iſt die der Grodzkergaſſe zugekehrte Seite — befindet ſich ein Mauervorſprung, der den Namen des „Hahnenfußes“ führt und, von der Vogelperſpective geſehen, einem ſolchen nicht ganz unähnlich ſein ſoll. Darin befindet ſich ein Zimmerchen mit 4 oder 5 Fenſtern, von denen man eine herrliche Ausſicht über die alterthümliche Stadt und die reizende Umgebung genießt. Am Morgen nach dem Eintritte der Sommerſonnenwende fällt der erſte Strahl der Sonne ſo in dieſes Gemach, daß er das in früheren Zeiten an der Wand befindliche Königswappen beſchien. Dieſes Gemach bezeichnet die Tradition als das Lieblings-Gemach König Sigmund's I. Wenn man nun in Krakau ſagen will, daß der längſte Tag eintritt, ſo bedient man ſich der Redensart: „Der Tag wächſt zum Hahnenfuß.“

114. Hahnrei.

Der Urſprung dieſes Wortes, das, um mit den Franzoſen zu ſprechen, Etwas bedeutet, „was, wenn man es nicht weiß, nichts, und wenn man es weiß, wenig iſt,“ iſt ſehr ungewiß. Nach Friſch kommt es in der jetzigen Bedeutung bei keinem alten Schriftſteller vor. Nach ihm haben es die deutſchen aus dem Italieniſchen cornaro, einem Worte, gebildet, das ſchon alt iſt, da es ſich in Jagemann's Wörterbuche nicht findet. Uebrigens iſt Cornaro der Name einer in Venedigs Geſchichte vielgenannten, berühmten Familie; die Entſtehung aus dem cornaro leitet Friſch folgendermaßen ab: aus dem c habe man wie im lateiniſchen cornu (Horn) ein h gemacht, dann das n vor das r geſtellt, eine Buchſtabenverſetzung, die nicht ſelten vorkommt. Hiernach hieße das Wort eigentlich „Hörnerträger.“ Auch Adelung hält ſich an dieſe Vermuthung. Wir wollen die Richtigkeit dieſer Anſicht dahingeſtellt ſein laſſen und wenden uns nach einer Seite hin, wo uns Aufſchlüße winken, die nicht mindere Wahrſcheinlichkeit an ſich tragen. Zur Tracht der „Hofnarren“ in früherer Zeit gehörte ein „Hahnenkamm;“ dieſer Hahnenkamm bedeutete wenn nicht eben etwas Schimpfliches, ſo doch etwas Spöttiſches, wie etwa die „Hörner“ bei den Griechen und Römern. Die Spanier haben für den Hahnrei dasſelbe Bild wie die Italiener und nennen ihn einen Bock, cabron, und corundo, auch novillo, was eigentlich einen jungen Stier bedeutet. Die Franzoſen und Engländer weichen in ihren Bezeichnungen hiervon ab, und ihr bildlicher Ausdruck cocu,

cuckold, ist unstreitig von Guguck, coucou, cuckoo, entlehnt und spielt auf die Sage an, daß dieser Vogel seine Eier in fremde Nester lege, und von anderen Vögeln ausbrüten lasse.

Der Hahnenkamm der einstigen Hofnarren scheint demnach bei der Ableitung des „Hahnrei" einige Berücksichtigung zu verdienen. Auch das englische cox comb spricht dafür, das zugleich einen Hahnenkamm und einen Stutzer, Zierbengel, Narren bedeutet.

Eiselein stellt die Frage, ob es nicht mit Hreroub (Leichenberaubung) verwandt sei und vielleicht Hahnhre lauten solle. Hre hieß der „Schragen," auf welchen man die Todten legte. Wenn nun Einer einen Todten gefunden hat und ihn auszog (sein Walarouba, d. i. das Todtenkleid), so nannte man dieß Hreroub.

Einer Untersuchung werth wäre Schmeller's Bemerkung, daß Hahnrei aus dem Namen Heinrich entstanden sein könnte. Wir fügen hinzu: jedenfalls nur aus dem französischen Henri; denn nahe liegt die Erinnerung an den durch seine galanten Abenteuer und seinen „Fleurette=" Roman so bekannten Henri IV. Bei den Franzosen hieß übrigens im 15. Jahrhunderte „einen zum Hahnrei machen" faire Jehan. Die Anwendung des Taufnamens Jean. im spöttischen Sinne analog dem deutschen Hans, liegt nahe. Jehan und Jehannot war nämlich den Franzosen von jeher das, was unser Hänschen ist.

115. Das Halb ist mehr denn gar (ganz)

in der Volkssprache treffend umschrieben mit

„Ein magerer Vergleich ist besser denn ein fetter Prozeß."

Das obige Sprichwort aber: Halb ist mehr denn ganz, ist griechischen Ursprungs. Hesiodus singt es schon seinem Bruder Perses zu, welcher den größten Theil seiner väterlichen Erbschaft ungerechter Weise an sich gerissen hatte; die Stelle lautet:

„Thoren sind, die nicht wissen, wie mehr die Hälft' als das Ganze."

Wäre vielleicht in einem Augenblicke der Bildung politischer Parteien von Allen sehr wohl zu beherzigen und zu bedenken, daß es besser ist „halb" zu behalten als „ganz" zu verlieren.

116. Auf besagten Hammel kommen.

Dieses vielgebrauchte Sprichwort ist vielleicht 300 Jahre alt. In den Werken Fontenelle's und dem Leben Corneille's von demselben findet sich als Einleitung zu diesem eine kurze Geschichte des französischen Theaters und darin jener Schwank, aus dem „besagter Hammel" entsprungen ist.

Meister Pathelin ist ein armselig lebender Advocat. Seine Frau, Guillemette, empfindet dieß zuweilen recht hart, besonders wenn sie Lust zu einem neuen Kleide hat. Eines Tages klagt sie dem Manne ihre Schmerzen. „Gut," sagt Pathelin, „ich habe keinen Heller in der Tasche, aber ich will stehenden Fußes auf

den Jahrmarkt gehen und dir Stoff zu einem Kleide bringen. Es wird nichts kosten.“ Pathelin geht und weiß geschickt einen Tuchhändler herumzukriegen, daß dieser ihn Waare auf Credit nach Hause nehmen läßt. Dort wird er nun vollends geprellt. Als er nämlich sein Geld abholt, heißt es, Pathelin sei schon lange vor der Zeit, als der Tuchhändler ihn auf dem Markte gesehen haben will, krank gewesen und liege mehre Monate elend im Bette. Die Comödie wird so schlau gespielt, daß der Kaufmann endlich in der That glaubt, er irre sich und Pathelin sei nicht der Käufer seines Tuches. Er bittet die Frau noch um Verzeihung für seine Unart und geht.

Aber der gute Mann ist schon Einer, den das Schicksal und die Spitzbuben zu ihrer Kurzweil ausersehen haben. Er hat nebenbei Schafe und einen Schäfer. Dieser Schäfer ist auch ein Spitzbube, der ihm die Hammel tödtet, sie verzehrt und dann vorgibt, sie wären an den Pocken gestorben. Natürlich läuft dem Herrn endlich die Galle über und er schleppt den ungetreuen Schäfer vor die Schranken des Gerichts. Zum Unglücke des Gerechten ist aber der Spitzbube Pathelin der Anwalt des Spitzbuben Schäfers. Pathelin gibt diesem den Rath, auf alle Fragen nichts als bä zu sagen. Die Verhandlung beginnt. Der Tuchhändler glaubt mit Einmal Pathelin zu erkennen. Seine ganze Aufmerksamkeit ist nun durch diesen Umstand in Anspruch genommen und er vergißt des Schäfers und der Hammel. „Da ist Einer, der mir Tuch gestohlen hat,“ sagt er zum Richter. Aber man ist nicht des Tuches, sondern der Hammel wegen zusammengekommen; daher

der Richter erſucht, man möge zu den Hammeln zurückkommen. Der Tuchhändler findet ſich aber nicht mehr zurecht; er iſt ſo verwirrt, daß er trotz wiederholten Mahnungen des Richters auf die beſagten Hammel nicht zurückkommt. Dazu blöckt der abgerichtete Schäfer beſtändig ſein bä, Pathelin ſpricht von den Hammeln, der Kaufmann von ſeinem Tuche, bis der Richter, der Alle miteinander für verrückt anſieht, den Angeklagten freiſpricht und die Sitzung aufhebt.

117. Unter den Hammer kommen.

So ſagt man von Einem, deſſen Hab' und Gut öffentlich und von Gerichtswegen verſteigert wird, weil bei der Verſteigerung der Ausrufer einen Hammer gebraucht und mit demſelben beim dritten Rufe einen hörbaren Schlag thut, zum Zeichen, daß jetzt nicht mehr geboten und überboten werden darf. Gewiß eine ſchmerzliche Procedur für jeden, den ſie trifft, und es liegt ſchon im Begriff des Hammers all das Drückende und Harte, das Niederſchmetternde dieſer Maßregel.

Dieſe Rolle des Hammers iſt aber geſchichtlich traditionell; denn die alten Deutſchen bedienten ſich desſelben lange Zeit ausſchließlich, um Rechtsfragen zu entſcheiden. Wenn ſich z. B. Einer ein Stück Grund zueignen durfte, ward die Größe deſſelben von der Weite des Wurfes abhängig gemacht, den er mit einem Hammer darüber that. — Die Herren von Mainz geboten den Rhein hinab und hinauf ſo weit, als, nachdem ſie in den Fluß geritten, ſie einen Hammer Waſſer aufwärts und abwärts zu werfen im Stande waren. Der Müller hatte das Recht, ſtromauf und abwärts zu fiſchen, ſo

weit er auf dem Schutzfleck ſtehend das Beil, mit dem er die Mühle gezimmert, zu werfen vermochte. Der Richter ſchickte im Dorfe den Hammer umher, wenn er die Gemeinde berufen wollte. Durch Zuſchlagen des Hammers, ähnlich wie bei unſeren Verſteigerungen, wurden Grundſtücke in neuen Beſitz gegeben.

Dieſe Autorität des Hammers ſchreibt ſich von ſeiner Geltung und Bedeutung als gewöhnlichen Hausgeräthes und als der vorzüglichſten Waffe des Deutſchen. War er doch ſelbſt das Attribut ſeines Gottes Thor, der mit dem Hammer donnerte. Und wir wiſſen, daß noch ſpät im Mittelalter der Hammer in verſchiedenen Geſtalten eine große Rolle in den Schlachten ſpielte.

Später trat an die Stelle des Hammers die Streitaxt, der Speer, der Pfeil, der friedliche Stab des Hirten und Bauers, ja ſelbſt der Löffel. Dieſer letzte ſpielte bei Bienenzüchtern im Herzogthume Lüneburg eine Rolle. Wollte ein ſolcher neue Bienenſtöcke anlegen, ſo mußte er von der alten Stätte, wo ſeine Stöcke ſich befanden, den Honiglöffel zwiſchen dem linken Arm hindurch rücklings werfen. Von dem Orte, wo der Löffel niederfiel, warf er noch einmal ebenſo, und von dem ſo erlangten Orte in gleicher Weiſe ein drittes Mal; wo nun der Löffel gefallen war, durfte er ſeinen Bienenſtock aufſetzen.

118. Die Mücke gewöhnt den Hammerschlag.

Ein Sprichwort der Juden, mit dem sie sich über die Zerstörung Jerusalems trösten, da es an die über Kaiser Titus verhängte göttliche Strafe erinnert. Ihre Schriften erzählen nämlich: Nach der Zerstörung sei dem Kaiser eine Mücke mit kupfernem Stachel durch die Nase in's Gehirn gedrungen und habe ihn fort und fort gequält. Einst sei er vor einer Hammerschmiede vorbeigegangen; das Pochen des Hammers habe die Mücke so entsetzt, daß sie eine Weile das Stechen unterlassen. Dies sei dem Kaiser nicht entgangen, und er habe daher in der Nähe des Palastes beständiges Hammergeräusch unterhalten lassen; allein, — „die Mücke gewöhnte den Hammerschlag."

119. Sich die Hand in Unschuld waschen, Eine Hand wäscht die andere.

Die erstere Redensart stammt von der Sitte der Alten, zufolge welcher ein Angeklagter, der seine Unschuld beweisen wollte, Wasser nahm und sich Angesichts der ganzen Versammlung die Hände wusch. Mos erat apud antiquos, ut cum vellet quis se ostendere innocentem ab aliquo crimine, accepta aqua lavaret manus suas coram populo. Einige leiten sie direct aus dem neuen Testament her; als nämlich Pilatus, um die Verurtheilung Christi von sich abzuwälzen, seine Hände wusch, auf diese Art zeigend, daß er daran unschuldig sei.

Die zweite Redensart ist ebenso alt wie die erste; im Altgriechischen schon kommt vor, eine Hand wäscht (kraut) die andere. Zur Illustration der-

ſelben laſſen wir aber eine Thatſache folgen, die ſelbſt wieder eine köſtliche Redensart, nämlich: „Stiefel machen“ für Muſik machen, wenn man nicht bei Laune iſt, hervorgerufen hat. Der berühmte Sakoski, welcher für den Kaiſer Napoleon die Stiefel arbeitete und ein reicher Mann war, hatte einſt den bekannten Muſiker und Sonderling Schneitzhöffer mit Entzücken auf dem Piano ſpielen hören. Um ſich dieſen Genuß noch Einmal zu verſchaffen, lud er den Künſtler zum Mittageſſen ein, und nach Tiſch erſuchte er ihn, etwas zu ſpielen. Schneitzhöffer that es. Am nächſten Sonntag lud der Künſtler den Stiefelfabrikanten ein, und nach dem Tiſche ſtellte er demſelben ein Paar alte Stiefel hin. „Was ſoll ich damit?“ fragte Sakoski. „Nun,“ entgegnete Schneitzhöffer gemüthlich, „am vorigen Sonntage erſuchten Sie mich, nach Tiſche Muſik zu machen; heute erſuche ich Sie, mir die Stiefel auszubeſſern. Jeder nach ſeinem Metier.“ (Und, muß man hinzuſetzen, „eine Gefälligkeit iſt der andern werth,“ d. h. eine Hand u. ſ. w.) Seitdem brauchen die Muſiker in Paris, wenn ſie Muſik machen ſollen (und wahrſcheinlich dazu nicht aufgelegt ſind) den Kunſtausdruck: faire des bottes, Stiefel machen.

Das Sprichwort findet ſich in vielen Variationen, als: „Eine Hand juckt die andere;“ — „Dienſt wird vmb Dienſt zu hauß geladen;“ — „Ein traub macht den andern zeitig;“ — „Ein Hund flohet dem andern;“ — „Korn vmb ſaltz;“ — „Gleich's für Gleich's;“ — „Wer dich kratzt,

dem krave;" — „Fünfzehn Batzen für einen Gulden geben;" — „Ein eisen macht das andere scharpf;" — „Gefatter über zaun, gefatter wider herüber;" — „Wurst wider wurst;" — „Lon vmb lon."

120. Der Has über den Adel springt.

Entstand 1515 zu Basel, als die Bürger über die hohe Stube (die adeligen Stände) siegten und Jakob Meyer zum Hasen Bürgermeister wurde. Ist übrigens doppeldeutig, da Adel damals auch Mist, Misthaufen bedeutete.

121. Da liegt der Has im Pfeffer.

Wenn man in irgend einer Situation zu der Gewißheit komut, um was es sich eigentlich handle und in welcher Richtung man, um etwas zu erreichen, zu gehen habe; wenn man das punctum saliens einer Sache gefunden hat mit der Hindeutung auf die Schwierigkeit, die das bereitete, oder auch wenn man noch im besten Nachdenken darüber ist und die Hindernisse, die sich entgegenstellen, nicht verkenut, so sagt man: „Da liegt der Has im Pfeffer."

Es ist hier jedenfalls das Moment der Verlegenheit hervorgehoben, die uns die Bewältigung eines Gegenstandes bereitet, mag man nun den Accent auf da oder auf Pfeffer legen.

Unter Pfeffer ist aber nicht das bekannte Gewürz (piper) zu verstehen, sondern eine im Mittelalter bereitete Brühe oder Sauce, wobei der Pfeffer einen Bestandtheil bildete. Hasenpfeffer war also eine Speise

in brauner Pfefferbrühe, zu der das sogenannte „Junge“ des Hasen verwendet ward, wie man auch einen Gänsepfeffer, Pfefferkuchen u. s. w. kannte. Einige glauben nun den Zusammenhang zwischen diesem Gerichte und dem Sinne jenes Spruches dadurch einleiten zu müssen, daß sie annehmen, es sei immer eine gewisse Aufgabe, die in der Brühe liegenden, klein zerschnittenen Hasentheile aus derselben herauszufinden; der Hase wäre also erst der dunklen braunen Hülle zu entkleiden, ehe man eigentlich an ihn komme.

Dem entgegen steht aber der Sinn, in welchem dieses Sprichwort schon bei Brand und Buttler benützt worden ist. Der erstere sagt einmal:

„Man merkt eim gar wol ab allzit,
Wo ihm der Has im Pfeffer lit.“

Und Buttler:

„Sie sah, eh' er den Mund gespitzt,
Schon wo der Has im Pfeffer sitzt.“

Hier liegt der Ton entschieden auf wo, und die Eingangs gegebene Erklärung wird dadurch bestätigt.

Ähnlich ist: „Da liegt der Hund begraben,“ obwohl Hund in diesem Spruche in der Bedeutung eines Schatzes auftritt; über die Entstehung dieser Redensart siehe S. 191. Nr. 135.

122. Hasen-Ritter.

Diese Zusammensetzung scheint gewiß Allen einen Widerspruch zu enthalten; man kann sich den Hasen nicht als Ritter, und nicht einen Ritter denken, der nicht durch die Merkmale des Hasenthums sein Ritterthum unmöglich machte. Und doch gab es in Ernst und Ehren Hasen-Ritter. Wir haben die Geschichte für

uns. Als im J. 1340 die Heere Philipp's V. von Frankreich und Eduard's III. von England an den Gränzen der Picardie einander schlagfertig gegenüberstanden, ließ sich plötzlich an der Spitze der französischen Truppen ein aufgesprengtes Häslein sehen: Die vordersten Soldaten erhoben bei diesem Anblicke ein Geschrei, um den armen Lampe zu schrecken und ihren Spaß mit ihm zu haben. Als die Arrieregarden dieß hörten, glaubten sie, es gelte dem anrückenden Feinde und machten sich zur Schlacht bereit. Nun erzählt uns ein Hermann Bunzel im „Gesellschafter" von Gubitz 1821 S. 911. weiter: nach der Schlacht wären zur Erinnerung an diesen Hasen, der das Signal zum Treffen gegeben, mehrere sogenannte Ecuyers zu Rittern unter dem Titel: Hasen-Ritter geschlagen worden, und es wäre dieß gar ein Ehrentitel gewesen (!) Wir berichtigen nach unserem öfter citirten Gewährsmann Fleury de Bellingen das Obige dahin, daß dieser Ritterschlag von mehreren Theilnehmern an dieser Schlacht (!) vom Könige förmlich erbeten und von demselben auch gewährt worden sei; der Volkswitz aber, der bei solchen Fällen immer vermittelnd eintritt, habe diese Edeln mit dem Namen „Hasenritter" getauft, und somit wäre das kein Titel und gar Ehrentitel, sondern nur ein trefflicher Volksspott gewesen.

123. Unter die Haube kommen

Der Ausdruck zunächſt für das Heiraten, dann aber auch für jede andere Art von Verſorgung, Anſtellung u. dgl. Iſt der Sitte entnommen, daß in der Regel — wie ſie früher ſehr ſtreng und eiferſüchtig beobachtet wurde — nur verheiratete Frauen das Recht und die Pflicht hatten, Hauben zu tragen, während Jungfrauen oder Unverheiratete unbedeckt ihre Haare zur Schau tragen mußten. Man hält noch heute ziemlich ernſt darauf; doch haben „Dawiderhandelnde" keine Verlegenheiten mehr wie ehedem. Sehr übel vermerkte man es einer Herzogin von Böhmen, der Dubravka, als dieſe es ſich einfallen ließ, als Verheiratete ihre Haube abzulegen und ein Jungfernkränzlein aufzuſetzen; es wurde als „große Vermeſſenheit des Weibes" bezeichnet. In ähnlicher Weiſe ſoll der Unterſchied von ledig und verheiratet die Sitte charakteriſiren, nach welcher im erſteren Stande der Mann links des Mädchens oder der Frau, im andern aber, an der Seite ſeines Weibes, rechts zu gehen hat.

Daß der Gebrauch und daher die Redensart aus Biscaya ſtamme, wie Einige wollen, da dort nur verheiratete Frauen das Haar ſich wachſen laſſen und daher eine Haube ſich octroyiren durften, iſt nicht zuläſſig. Noch eher ließe er ſich von der uralten Sitte der Juden ableiten, nach welcher den Jüdinnen, die in den Stand der Ehe treten, das Haar abgeſchoren wird. Sie tragen dann, um das ganz kahle Haupt zu bedecken, eine knapp anliegende ſchwarze ſeidene Haube. Sie kommen alſo, wenn ſie heiraten, thatſächlich unter die Haube.

121. Einem heiß machen,

auch Einem warm machen, was so viel sagen will, im milden Sinne, als Jemand martern, wird von den Torturen abgeleitet, namentlich von jenen, bei denen die Martern des Feuers, sei es durch Brände, oder glühende Kohlen, heiße Eisen u. d. m. angewendet wurden. Ein interessantes Seitenstück zur deutschen Redensart besitzen die Franzosen, wenn sie sagen „sich abkühlen wie Herr Imbercourt“ aller à la fraischeur de M. d'Imbercourt. Diese Redensart hat einen historischen Ursprung. Adrian de Brimeux Herr von Imbercourt, welcher den Heldentod in der Schlacht von Marignon (13. September 1515) gefunden hat, focht unter Ludwig XII. und Franz I. in allen Kriegen jener Zeit und war einer der kühnsten und gepriesensten Helden jener Periode. Ein echter Soldat vom Wirbel bis zur Zehe hatte er die Gewohnheit, wenn er zu Felde zog oder sonst einen Ritt durch's Land unternahm, zur heißesten Tageszeit, wenn die Hitze unerträglich war, vom Hause zu reiten. Dabei that er nichts, um sich gegen die Hitze zu verwahren, indem er den Grundsatz aufstellte, jede Verweichlichung dieser Art vertrage sich nicht mit dem Wesen eines echten Soldaten, der gegen derlei Eindrücke der ihn umgebenden Natur ganz abgehärtet sein müsse. Wenn nun Jemand in Frankreich zur heißesten Tageszeit über die Strasse geht, und es sich so freiwillig heiß werden läßt, pflegt man scherzend zu sagen, er erfrische sich wie Herr von Imbercourt.

125. Herr.

Herr, von dem althochdeutschen „hêr," hehr, bedeutete ursprünglich jenen Mann, der unter Mehreren der Hehrere, höhere ist. Die geschichtliche Bedeutung des Wortes hat sich so ziemlich rein erhalten; in der socialen, und dem Begriffe Frau gegenüber gestellt, kommen Schwankungen derselben vor. Herr ist da jenes Element, das eben die Oberherrlichkeit ausübt, und wir pflegen ja zu sagen, daß die größten Herren im Hause die — Kinder sind. Nach diesen kommt oft die Frau und dann, „wenn es gut geht" und „was übrig bleibt," der Mann. In der Vorzeit war aber schon mit dem Begriffe Mann der des Herrn selbstverständlich verbunden. Wir dürfen uns im socialen Leben ohne Weiters auf den göttlichen Ausspruch: „Und er soll dein Herr sein," stützen.

Die Geschichte hat uns Tausende von Beispielen von dem Bewußtsein des Herrn und dem Gebrauche des Herrenrechtes hinterlassen. Und noch heute lebt in der Redeweise des Volkes die Erinnerung daran fort. Der gemeine Mann sagt: „die Herren haben es befohlen;" — „die Herren im Lande hausen gar übel;" — „der Herr ist nicht zu Hause;" — „Herrendienst geht vor Gottesdienst." Nicht minder ist es, entgegen der einfachen Courtoisie im Verkehre und der Anerkennung fertiger Männlichkeit, der letzte Ausdruck für die höchste Würde und Stellung. So bezeichnet man vollkommen die Bedeutung des Monarchen mit der Phrase: „Unser Herr." Die Franzosen und Italiener sprechen denselben ohne Weiters

mit dem Titel: „Sire," d. i. Herr an. Das Mylord der Engländer, Mynher der Holländer, Signore der Italiener ſind ſtehende Formen geworden. Gott iſt „Herr des Himmels und der Erde." Ja, es kommt vor, daß alte Herrengeſchlechter, die ſich einfach Herren von einem berühmten Namen, z. B. Liechtenſtein, ſchrieben, dieſen Titel nicht gegen einen höheren, als Grafen, Fürſten ꝛc. umtauſchen wollten. Die Söhne des Herrn ſind die „jungen Herrn," und Gevatter Handſchuhmacher und Seifenſieder ſind die „Herr von," d. h. weil dieſem Herr nicht der Begriff des gebietenden Herrn innewohnt, ſo muß er ſich einigen Schimmer von dem darauffolgenden Namen holen, daher: von. In ihrer Geſammtheit, als politiſcher Körper bilden die Herren von Gottes Gnaden dann den Herrenſtand, die Herrenbank (in den europäiſchen Parlamenten). Das Herrenrecht war früher ein unbeſchränktes und weitausſchreitendes. Man war eiferſüchtig darauf und rächte oft blutig einen Eingriff in dieſes Recht. Man kennt die harte, grauſame Ausübung des Jagdrechtes und des brutalen Rechtes „der erſten Nacht." Dem Herrn durfte nichts verweigert werden. Daher ſich das Sprichwort bewahrt hat: „Ein Herr von Stroh, von Heu oder von Butter frißt und tödtet einen Vaſallen von Stahl und Eiſen." Das Raubritterthum des Mittelalters iſt eine ſchöne Blüte dieſes Herrenthums, und das ſo zähe, erſt in unſeren Tagen ausgerottete Feudalweſen unterſchied die Herren lange nur von — Knechten und Sclaven. Länder und Provinzen — **nomina sunt odiosa** — leiden noch heute an den Folgen des unbeſchränkten Herrenrechtes.

Die Civiliſation der Städte hat für eine wohlthä-

tige Nivellirung der Stände geſorgt. Herr iſt da jeder Freie, Entwickelte, der Mann, der „ſelbſt“ iſt, und der „Herr Graf“ darf ihm dieſen Titel nicht verſagen. Das führt uns auf die Unterſcheidung des Titels in einem abſoluten und relativen Sinne. Der Diener des Einen iſt der Herr eines Andern. In dieſem Sinne hatten wohl die Straßburger im J. 1308 Recht, und der Graf von Lützelburg Unrecht, als er dieſes bekrittelte. Als nämlich Heinrich, Graf von Lützelburg, an das Reich kam, ſandten die Straßburger Boten an ihn, damit er ihnen ihre Freiheiten beſtätige. Sie ſprachen den König ſo an: „Unſere Herren von Straßburg haben uns zu Euer Gnaden geſendet, daß u ſ. w.“ Darauf gab der König keine Antwort. Man belehrte ſie über die Urſache ſeines Unwillens. Als ſie daher wieder vor ihn traten, ſprachen ſie ſo: „Gnädiger Herr, Eure Bürger und Diener von Straßburg u. ſ. w.“ Und der König ließ ſich jetzt vernehmen: „Ich wußte damals nicht, was Herren Ihr meintet; nun Ihr aber ſagt, Ihr ſeid meiner Bürger von Straßburg Boten, die kenne ich wohl; man ſoll Euch thuen, was Ihr gefordert.“ Da ſtand der große Herr den kleinen gegenüber. Ganz anders nannte Kaiſer Karl V. die Lübecker Bürgermeiſter zu Nürnberg und 1375 zu Lübeck ſelbſt oftmals Herren, und ſogar aufmerkſam darauf gemacht, blieb er dabei.

Zahlreich ſind die Sprüche, die uns des Volkes Witz über das Herrenweſen, ſowohl als Begriff der Oberherrlichkeit als auch in dem eines Dienſtverhältniſſes überhaupt hinterlaſſen hat. Als Probe

nur die ausdrucksvollſten: „Es ſoll ein armer Mann die Herren nicht wiſſen laſſen, was er in ſeinem Hauſe hat.“ (Der Herr und König David und Urias' Weib ſind hier ein gutes Beiſpiel); — „der Herren bitten iſt gebieten;“ — „Herren Hand reycht in alle land,“ d. h. „haben lange Hend und vil ohren;“ — „Herren Dienſt erbet nit,“ d. h. der Herren Gnade für geleiſtete Dienſte pflanzt ſich nicht nothwendig fort und kann verloren werden „handkehrum;“ — „Wer den Herren zu nahe iſt, der wil erſticken, vnd wer weit von jnen iſt, der wil erfrieren,“ d. h. „Wer nit zu hof iſt, den bedünkt's ein herrlich ſchön leben, wer aber darin ſteckt, dem iſt weh genug.“ „Es iſt vmb das hofleben gethan, eben wie umb die Hühner, die im korb ſitzen, vnd die drauſſen frei gehen. Die hüner, ſo frei gehen, ſehen, daz die hüner im korb gnug zu eſſen vnd zu trinken haben, darumb wollen ſie auch gern inn korb hincin, vergeſſen alſo ires guten freien lebens;“ — „der Herren ſünd, der bauern buß,“ d. h., „Wann die Herren einander räuffen, ſo müſſen die Vnderthanen das har herhalten;“ — „Mit Herren iſt nit gut kirſen eſſen,“ ſie eſſen das Fleiſch und werfen Einem Kerne und Stängel in's Geſicht. „Wer kleinen Herren dienet, der iſt ſelbſt Herr mit,“ d. h. „die kleinen Herren haben gerne Frid und ruhe,“ nicht ſo die großen, vor denen man, wenn ihnen „die klawen vnd Flügel wachſen,“ ſich zu hüten hat: — „des Herrn ang tüngt den acker wol,“ oder auch: „macht das Pferd feiſt;“ — d. h. wer ſeine Sache

fördern will, sehe selbst dazu; — „Man sol der Herren genieſſen, daß sie auch bei brot bleiben," d. h. wer redlich dient, soll was davon haben, aber nicht so viel, daß der Herr verarme, denn da ist „vntrew" vorhanden; — „Je näher einer der Sonne sitzt, je eher er schwitzt;" — „Wie das Wetter beim Wind, so kennt man den Herrn bei seinem Gesind;" — „Kleine Heiligen haben auch Macht, thun auch Zeichen;" — „Geschwinde Herren regieren nicht lang;" (hat ein Minister der Neuzeit in Oesterreich bestätigt) — und endlich die Redensart: „Jeder ist Herr in seinem Hause," welche gewiß ebenso alt ist, als der eben erläuterte Begriff Herr, und noch in hundert andern Arten ausgedrückt wird. Wir illustriren sie mit einem Geschichtchen, das unser bereits öfter erwähnte Gewährsmann Fleury de Bellingen in der Absicht erzählt, um diese Hausherrnformel davon abzuleiten. König Franz I. von Frankreich ließ sich eines Tages von der Lust zu jagen zu sehr hinreißen und von der Nacht überraschen. Er war allein und genöthigt, bei einem Köhler im Walde, der ihn nicht kannte, eine Unterkunft zu suchen. Der Köhler bat den König zu Tische; als man sich zur Mahlzeit setzte, nahm aber der Köhler den ersten Platz ein und wies seinem Gaste den zweiten mit den Worten: „Jeder ist Herr in seinem Hause." Dann lud er den König ein, von den Speisen zu nehmen, was und so viel ihm gefalle, „aber," fügte der Köhler hinzu, „es ist nicht nöthig der Großnase (so schimpfte man den König) zu sagen, daß ich Euch mit Wild traktirt habe." Der König ließ es sich ganz trefflich schmecken. Als der Morgen anbrach,

ſtieß er in ſein Horn, um ſeinem Gefolge das Zeichen zu geben, wo er ſich befinde. Alsbald verſammelte ſich dasſelbe um die Köhlerhütte. Der Köhler, als er dieß ſah, hielt ſich für verloren. Aber König Franz klopfte ihm auf die Achſel und ſagte ihm, „er ſei Herr in ſeinem Hauſe“ und ſoll auch bei dieſer Gelegenheit den Kohlenhandel von allen Abgaben befreit haben.

126. Herzog.

Die Erklärung dieſes Titels iſt ſehr einfach. Er bedeutet einen Heerführer, der den Heerzug führte, war anfänglich gleichbedeutend mit dem Titel Fürſt, entſtand auch zuerſt bei den Franken, deren Könige Herzoge in die aus mehreren Gauen beſtehenden Provinzen ſetzten, das Kriegsweſen darin zu beſorgen und die Einwohner zur Kriegszeit in's Feld zu führen, vor ihnen einher zu ziehen. Die erſten Herzoge, welche Landeshoheit ausübten, trifft man unter Kaiſer Heinrich IV., und ſchon unter Lothar II. (1125 bis 1137) erſcheinen die Herzoge von Sachſen als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen. Den Titel Erzherzog nahmen zuerſt und ausſchließend die Beherrſcher Oeſterreichs im J. 1456 an. Den Titel Großherzog legten ſich die Mediceer in Florenz und die polniſchen Könige als Fürſten von Lithauen bei, und erſt in neuerer Zeit erhielten ihn mehrere deutſchen Fürſten, und zwar beide Mecklenburge, Oldenburg, Heſſen-Darmſtadt, Baden und Sachſen-Weimar.

In zweifachem Sinne und mit ſtolzen Worten

die Bedeutung des deutschen Herzogs andeutend ist die Antwort des Habsburgers Albrecht II., als er wider die Böhmen Krieg führte, ehe er Kaiser geworden war, und man ihn fragte, wer das Heer führen solle: „Wann Ihr einen andern dazu haben wolt," sagte er „als mich, so nennet Ihr mich vergebens ein Hertzog von Oesterreich!"

Ein anderer Herzog von Oesterreich kam einstens auf einer Fahrt nach Jerusalem nach Venedig. Dessen Herzog wollte den erlauchten Gast ehren und ging ihm entgegen. Als er ihn zu St. Marcus in die Kirche geleitete, kamen sie in ein Gäßlein, wo zwei nicht nebeneinander gehen konnten. Sie blieben stehen und wollte keiner dem andern vorschreiten. Da sprach der Herr von Oesterreich: „Tugend und eigenes Verdienst stehen höher als Rang und Geburt; geht darum Ihr voran, Herzog!" Aber der Venediger Herzog entgegnete: „Ein Herzog aus dem durchlauchtigen Hause von Oesterreich ist mehr denn ein gemachter Herzog." Und somit mußte der Gast den Vortritt haben.

127. Himmel.

Dieses Wort läßt eine sprachliche und eine ethische Bedeutung zu. Sprachlich nämlich durch die Ableitung von dem althochdeutschen „himil," mittelhochdeutsch „himel," von „himan" decken, bedecken, d. i. jenes Gewölbe, das die Erde scheinbar decket. Ethisch, insofern seine Wurzel das alte „heimi," die Welt, die Heimat ist, nämlich die andere Welt, unsere zweite Heimat.

In der Phantasie des Volkes spielt der Himmel

eine große Rolle, und er ist selbst vor seinen Witzen nicht sicher. Man gedenke nur der vielen Schwänke, die dem Himmelsbeschließer, St Petro, angedichtet werden. Jeder hat auch eben seinen eigenen Himmel und jeder verlegt ihn anderswohin. Es könnte die Ungewißheit von dem Orte der Wohnung des Allerhöchsten nicht besser ausgesprochen sein.

Am lieblichsten steht das Bild des Himmels in der Kinderwelt vor uns, wo er eben nur die letzte Sproße einer Engelsleiter ist, und das lichte Thor, aus welchem Schutzengel und Christkindlein an's Bette ihres unschuldigen kleinen Kameraden treten und ihm die Wänglein röthen und seine Träume vergolden.

Wie schön ist nicht der Schreck des Todes verhüllt, wenn hinter ihm der lichte Himmel steht, und das weinende Erdenkind sich sagen läßt: „Deine Lieben sind im Himmel!"

Himmel und Gott sind identisch. „Der Himmel gebe es;" — „der Himmel sei mir gnädig;" — „der Himmel ist allgütig," bezieht sich auf seinen erhabenen Bewohner. Der Liebende findet seinen Himmel im Besitze und in den Augen der Geliebten. Der Eine hat seinen Himmel daheim, der Andere im Wirthshause. „Ich bin im Himmel," sagt der Mann, da seine böse Ehehälfte nicht daheim ist.

Die großen Herren brauchen Thron-Himmel, Betthimmel, und das Allerheiligste wird unter dem goldgestickten Himmel getragen.

Der sternenbesäete Nachthimmel gehört dem Poeten; der östliche Himmel dem Geiste der Andacht; der Abendhimmel dem Walde und den Gelsen; der blaue Himmel den Südländern und den Blau-Montags-Gesellen.

Auch Ernſt und Scherz haben ſich in den Himmel hineingefunden. Eines Narren Wort iſt dieſes: Als ein vornehmer Herr einſt einen großen, prächtigen Bau ausgeführt, der viele Gewölbe und Säulen hatte, fragte er ſeinen Narren, wie es ihm gefalle; dieſer führte den Herrn an's Fenſter, deutete auf das Himmelsgewölbe und ſagte; „der iſt nur ein Baumeiſter, der ſolchen Bau und ſolches Gewölbe ohne Säulen gemacht hat!“

„Was vom Himmel fällt, heißt es: das ſchadet Niemanden,“ d. h. Alles Gute kommt von oben, ſei's in Regen oder Sonnenſchein. (Dabei wurde wohl nicht an den Blitz gedacht, der auch vom Himmel — von oben — kommt.) Wer dieſes Gewölbe betrachtete und in kindlicher Einfalt an die Möglichkeit des Einſturzes dachte, mußte ſich großen Rumor vorſtellen; der dachte gewiß im Ernſt: „Wenn der Himmel fiel, ſo blieb kein alter Hafe vnd baum.“ Das wäre wohl das Wenigſte. Von Einem, der um einer Sache wegen viel ſchreit und Aufſehens macht, meint man: Er geberde ſich „als wäre dem Himmel der Boden ausgeſchlagen,“ d. h. als wäre das größte Unglück, das letzte paſſirt. So auch heißt es: „Der Himmel wird deinetwillen kein Loch kriegen.“ Will man das Eintreten eines als unmöglich gedachten Ereigniſſes characteriſiren, ſo ruft man aus: „Da hätt' ich mir eher gedacht, es werde der Himmel einfallen!“

Was der Islam ſeine Gläubigen im Himmel ſuchen lehrt, was der Indianer in Amerika's Urwäldern — ſoviel deren jetzt noch aufzutreiben ſind — dort er-

wartet, ist uns bekannt. Was der Humor unseres Volkes sonst noch im Himmel sucht, erfahren wir aus der Redensart: „der Himmel hängt voll Geigen“ und aus den zahllosen, mitunter reizenden Liedern der deutschen Lyriker, wie aus dem bekannten Volksjocus: „Wer in' Himmel, sagt er, will käma, sagt er ...“ den ganz herzusetzen man uns erlassen wird.

128. Republikanische Hochzeiten. — Republikanische Taufen.

Mit diesem Titel war die Maßregel benannt, nach welcher in der französischen Revolution Jünglinge und Mädchen zusammengebunden und in die Loire geworfen wurden, sowie man die Noyaden en masse, wo die Opfer in Schiffe gethan und diese angebohrt wurden, um sie zu versenken, „republikanische Taufen“ hieß. Ein gräßliches Seitenstück dazu bietet die „Dragonade.“ (S. 76, Nr. 58.) Weniger die That, als diese Selbstillustrirung derselben ist empörend und entwürdigend. Möchte man da nicht mit Schiller ausrufen:

„Rast't das Volk, daß es dem Mord Musik macht?“

Uebrigens waren zur Zeit der ersten französischen Revolution Kraftausdrücke und radicale Sentenzen an der Tagesordnung. Eine Stadt, die den Zorn der „Männer des Berges“ auf sich geladen hatte, drohte man zu vulcanisiren, und andere Gegenstände, die ihnen nicht genehm waren oder ihren Ingrimm wachgerufen hatten, wollte man am liebsten pulverisiren, das ist zu Pulver zerreiben, im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichten.

129. Hörner aufsetzen. — Hörner tragen.

Es wird viel Witziges und Schimpfliches von dem „Hörnertragen" der Männer erzählt, und es gibt auch manch' lustiges Geschichtchen, das die Entstehung dieser Redensart nachweisen soll; aber den eigentlichen Zusammenhang zwischen dem, was man „Hörner" nennt und der zweideutigen Situation eines Mannes, in welcher dieser Schmuck ihm applicirt wird, hat man noch nicht heraus.

Ehe wir die culturhistorischen Belege bringen, müssen wir — denn wichtig scheint es für den Mann zumal — der Etymologie des Wortes nachgehen. Was heißt Horn? Der Philolog definirt: „eine knochenartige, spitzige Hervorragung an den Köpfen mancher Thiere," nachklingend dem französischen corne, dem italienischen corno. Dem zunächst schließt sich der Begriff einer harten Haut, eines hornartigen Ueberzuges an, dem immerhin das Charakteristische der Ecke und Spitze fehlen kann. In diesem Sinne sehen wir weiland Siegfried „gehörnt," als er sich mit des erlegten Drachen Blute bestrichen hatte. Aber weiters: Im Angelsächsischen ist „Horn" = hyrn, d. i. Hirn. Scheint es nicht, als wäre man mit dieser Form der richtigen Deutung nahe? Jedenfalls ist das Aufwachsen „solcher„ Hörner eine Wirkung kranken Gehirns, wenigstens bezeichnet die Volkskritik gehörnte und Schwachköpfe als identisch. Sprachlich wie moralisch ist die Darstellung des Geschmückten als eines Hirschen von da ab nicht fern; denn der griechische Name für Horn: κέρας ist mit der

Wurzel des lateiniſchen cervus d. i. Hirſch, verwandt. Was nun den Vergleich mit dem Hirſchen betrifft, ſo müſſen wir hier auch einer naturgeſchichtlichen Betrachtung Raum geben. Es iſt nämlich bekannt, daß unter dieſen Thieren die heftigſten Kämpfe um den alleinigen Beſitz eines Weibchens vorkommen und daß gleichwohl dieſe, in ihrer „Waldesunſchuld," den Männchen ſehr häufig Gelegenheit geben, Hirſche in des Wortes verwegenſter Bedeutung zu ſein und zu bleiben. Nicht übergehen darf man hier den Namen des zweiten Monats im Jahre, der früher Hornung genannt wurde. Nun bedeutete aber Hornung ein natürliches Kind, ein nicht nur uneheliches ſondern auch außereheliches Kind, das logiſch auf einen hörnertragenden Vater zurückführt.

Geben ſchon die ſprachlichen Elemente eine nicht geringfügige Ausbeute, ſo erſcheinen uns nicht minder intereſſant die hiſtoriſchen Ergebniſſe. Der Ausdruck „Hörner tragen" erſcheint dieſen gemäß ſehr alt. Schon Artemidor, der zu Zeiten Antonin's des Frommen alſo 180 J. n. Chr. lebte, bedient ſich des Ausdruckes *κέρατα ποιεῖν*, d. i. Hörner machen, im Sinne von Hörner aufſetzen. Dann finden wir, daß das „Hörnertragen" eine uralte beſchimpfende Strafe geweſen ſei. So verbietet ein Reichsabſchied von 1427: „eine Frau zur Armee mitzubringen," und befiehlt, „daß Uebertreter dieſes Geſetzes gehörnt werden ſollen." In den Geſängen der Provençalen des zwölften Jahrhunderts ſtößt man oft auf die Bezeichnung Cornards, welches Wort jedenfalls eine ſymboliſirende metaphoriſche Bedeutung hat.

Ob die Cornelier der Römer alle einen geſchichtlichen Hintergrund haben, der durch ihren Namen entſprechend verewigt werden ſollte, können wir nicht unterſuchen. Im 4. Bande der Pitture d'Ercolano kommt ein Sclave vor, der über dem Haupte ſeines Herrn mit zwei aufgeſtellten Fingern das Hörnerzeichen, das Zeichen eines betrogenen Ehemanns, macht. Da müſſen übrigens die thieriſchen Vorbilder ſchon dageweſen und feſtgeſtellt geweſen ſein.

Allen Zweifeln abhelfen könnte, wenn es wahr iſt, das vom griechiſchen Kaiſer Andronicus (1183) Erzählte. Dieſer ſoll den Männern jener Weiber, die ihm gefällig waren — und er ſuchte und fand deren häufig — als „Blutlohn" die Jagdgerechtſame um Conſtantinopel verliehen und ihre Häuſer mit Hirſchgeweihen geſchmückt haben. Nach einer Verſion wäre dieſes Zeichen an den Häuſern für ihn blos ein bequemer Wegweiſer auf ſeinen Streifzügen und Jagden nach ſo edlem Wilde geweſen.

Man wähle nun. Jedenfalls verweiſen wir hier auch auf den Artikel „Hahnrei." (S. 161 Nr. 114.)

130. Hört! Hört!

Dieſer bei engliſchen Parlamentsverhandlungen fortwährend zu vernehmende Ruf hat einen ſtreng geſchichtlichen Urſprung. Nachdem Wilhelm von Oranien im J. 1689 zum Könige ausgerufen worden war, erſchien er feierlich im Hauſe der Lords, um zu ſprechen. Seine Rede wurde günſtig aufgenommen. Macaulay erzählt weiter: „Sobald ſich der König entfernt hatte, wurde eine Bill, welche die Convention für

ein Parlament erklärte, auf die Tafel der Lords gelegt und ging ſehr ſchnell durch; im Hauſe der Gemeinen hingegen waren die Debatten heiß. Das Haus erklärte ſich zum Comité, und die Aufregung war ſo groß, daß es, nach Beſeitigung der Autorität des Sprechers, kaum möglich war, Ordnung zu erhalten. Die Phraſe „Hört ihn,“ welche urſprünglich nur gebraucht worden war, um regelwidriges Sprechen zu unterdrücken und die Mitglieder an ihre parlamentariſche Pflicht zu erinnern, war ſeit einigen Jahren allmälig das geworden, was ſie jetzt iſt, nämlich ein Ruf, der, je nach dem Tone Staunen, Bewunderung, Zuſtimmung, Unwillen oder Verhöhnung ausdrückt. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieen die Whigs ſo heftig: „Hört! Hört!“ daß die Tories erklärten, unter ſolchem Geſchrei nicht debattiren zu können.“

131. Hofweihwaſſer.

Im Volksmunde heißt es: „Viel Hände und wenig Herzen gibt man zu Hof für einen Weihbrunnen,“ d. h. die Finger beſchäftigen ſich wohl dabei, aber nicht der Geiſt und die Herzen, wie man in den Kirchen gedankenlos mit Weihwaſſer ſich benetzt. So ſagt ja auch der Narr zu König Lear: „O, Gevatter! Hofweihwaſſer in einem trocknen Hauſe iſt beſſer, als Regenwaſſer auf der Gaſſe.“ Dieſe Redensart kommt auch im franzöſiſchen vor als: Donner de l'eau bénite de cour, derbdeutſch: Schöne Worte und nichts dahinter.

132. Auf dem Holzwege sein.

Wenn für einen Waldtheil die Zeit des Abstockens gekommen ist, so läßt der Förster durch die bestellten Holzschläger die in dieses Rayon fallenden Bäume schlagen und gleich am Flecke zu „Klaftern" und „Stößen" aufschichten. Diese werden dann theilweise oder auf einmal, je nach Bedürfniß, verladen und aus dem Walde geführt. Die Wagen, welche an diese Plätze zu fahren und die Verladung vorzunehmen haben, müssen sich meist durch die unwegsamsten, wildesten, durch völlig pfadlose Gehege durchschlagen, um auf den Holzschlag zu kommen, der oft hoch oben im Gebirge liegt. Häufiges Fahren hinterläßt im weichen Waldboden tiefe Spuren, und man findet endlich den Forst von vielen solchen „Geleisen" durchzogen, die sich von einem ordentlichen Wege, einer andern fahrbaren Strasse himmelweit unterscheiden. Es wird Niemanden einfallen, ohne Noth solchen Weg zu gehen und über die Vertiefungen und Schlünde zu setzen, welche der schlechte Karren auf der schlechten Unterlage erzeugt hat. Aber noch mehr. Ihrer Bestimmung nach führen diese „Holzwege" meist zu den ödesten Stellen des Waldes, und brechen natürlich plötzlich ab, so daß der Wanderer, der ihnen gefolgt ist, sich oft gräulich verirrt sieht.

Man kann also die Situation eines Menschen nicht schlimmer schildern, als wenn man ihn auf einem „Holzwege" gehend denkt; denn erstens macht ihm der Weg selbst vieles „Kreuz und Weh," und dann führt er ihn so treulos irre, daß er endlich, wie man sagt, „mit der Nase an der Mauer" steht.

Bei Triſtan iſt „Holzweg“ ein Weg durch den Wald und ein verbotener Weg; denn Holz und Wald ſind identiſch.

133. Honny soit, qui mal y pense.

Bekannt iſt der obige Spruch und die damit verbundene Stiftung des Band- (ganz unrichtig Hoſenband-) Ordens. Aber über die Perſonen herrſcht eine Verwirrung ohne Gleichen. Ein Manuſcript der königlichen Bibliothek in Paris*) gibt darüber authentiſchen Aufſchluß. Eduard III., König von England, luſtwandelte eines Tages mit Alice Gräfin von Salisbury, für die ſein Herz glühte. Da löste ſich zufällig eines von Alicens Strumpfbändern los und der König hob es auf (von einem Anlegen desſelben ſteht nichts im Manuſcripte). Ein Höfling, der dies bemerkte, lachte darüber. Eduard über dieſe Frivolit entrüſtet, rief ſogleich: Honny soit, qui mal y pense, damit auf die Reinheit ſeiner Geſinnungen für Alice entſchieden hindeutend. Um aber einerſeits dem ganzen Vorfall mehr Nachdruck zu geben, andererſeits diejenigen, welche die Sitte und den Anſtand ſo zur Unzeit verletzt hatten, königlich zu züchtigen, ſtiftete er 1350 den Orden de la Jarretiére zum Andenken an das Kniebaud Alicens, das er vom Boden aufgehoben hatte, und befahl, daß die Umſchrift des Bandes ſeine Worte ſeien: „honny soit, qui mal y pense“. Wenn nun Jemand, ohne

*) Die Bezeichnung dieſes Manuſcriptes iſt: No. Gaignières. 1014[567]. Recueil de Proverbes français historiques ou moraux in 3 Quartbänden. Ueber obiges Sprichwort im 1. Bde.

eine böſe Abſicht zu haben, eine dem Scheine nach unlautere Handlung begeht, bedient man ſich gerne der Deviſe des Kniebandordens, heute Hoſenbandorden genannt. — Der Verſuch, dieſe Redensart aus Frankreich und von nachſtehendem Vorfall herzuleiten, iſt vollkommen mißglückt und das Ganze nur ein guter Spaß. Dort war es bei Hochzeiten Sitte, der Braut das Strumpfband zu löſen, es zu zerſchneiden und die Stückchen unter die Gäſte zu vertheilen. Dieß Geſchäft ward gewöhnlich dem Älteſten und Ehrbarſten aus der Geſellſchaft übertragen. Bei der Vermählung der Tochter des Miniſters Villele wurde der Biſchof von Hermopolis darum erſucht. Er ſträubte ſich lange, etwas ſo Weltliches vorzunehmen, gab jedoch nach, als er erinnert wurde, daß mehrere Biſchöfe ein Gleiches gethan. Er löſete nun, zerſchnitt, vertheilte das Band und ſteckte ſich ein Stück, wie es die Sitte verlangte, in's Knopfloch. Tags darauf begab ſich der Biſchof zum Könige. Sein Kammerdiener, der das Band wohl bemerkt, hatte dasſelbe nicht abgenommen, weil er es für einen neuen Orden hielt. Nach einigen Minuten kam auch der Dauphin zum Könige, ſah das Band und machte dieſen auf den neuen Orden aufmerkſam. Jetzt erſt bemerkte der heilige Mann das Verſehen; er erröthete und ſtammelte verlegen den Namen Villele. Der Dauphin errieth, was geſchehen war, und — wünſchte dem Verlegenen zum „Orden des Kniebandes“ Glück. Der König lachte und der Biſchof half ſich noch mit der Entſchuldigung: „Honny soit, qui mal y pense.“

134. Da liegt der Hund begraben.

Es gibt mehrere Deutungen dieſer ſehr alten und noch üblichen Redensart: „Hund heißt hier der Schatz,“ lautet eine, „weil man glaubte, daß der Höllenhund die in der Erde verborgenen Schätze hüte.“ Lemnius in ſeiner Monachopornomachia erklärt dieſes Sprichwort aus einer ſehr ſträflichen Handlung Luther's, aber natürlich „cum licentia poetica.“

Nach einer andern Erklärung ſtammte die Redensart aus Nürnberg. Als dieſe freie Reichsſtadt noch durch Handel und Gewerbsfleiß blühte, ſollte ein neues Rathhaus gebaut werden. Dieſer Bau währte mehrere Jahre, und er war bis auf einen Flügel vollendet, als die Mittel ausgingen. Die Vollendung des Baues unterblieb daher, und der fehlende Theil ward, anſtatt maſſiv, nur aus Fachwerk gebaut. Der Baumeiſter aber führte in ſeinem Petſchaft einen Hund, und über die letzte maſſive gothiſche Thür, die nach dieſem leichten Flügel führt, ließ er dieſen Hund in Stein gehauen anbringen. Daher ſoll das Sprichwort entſtanden ſein und ſo viel bedeuten als: Man kann in einer angefangenen Sache nicht weiter gehen, weil unüberſteigliche Hinderniſſe eingetreten ſind.

Eine vierte Verſion läßt das Sprichwort von einem Abkömmlinge des berühmten alten niederöſterreichiſchen Geſchlechtes Haager von Allentſteig, nämlich Sigmund II. (1547—1610) entſtanden ſein. Dieſer Sigmund, ein wackerer kaiſerlicher Feldhauptmann und viel im Felde, hatte einen treuen Hund, der ihm auf einer ſeiner Fahrten in den Niederlanden das Leben gerettet hatte.

Dieſem ließ er aus Dankbarkeit an der Gartenmauer des Schloßbrauhauſes zu St. Veit (in Oberöſterreich) ein Denkmal ſetzen mit der Inſchrift:

Mein' Herrn hab' ich mit Treu gewacht,
Drumb iſt mir dieſer Stain gemacht;
Delfin ward ich von ihm benannt,
Allhier lig ich verſchart im Sant.
Die Zeit ſo ich im Leben war,
Seind geweſen 17 Jahr.

Dieſer Grabſtein ſtand noch 1821, in welchem Jahre nach einer Feuersbrunſt die Mauer zuſammenfiel und der Stein verſchwand. Die Frage der Neugierde nach dieſem Hundegrabe hat ſich als Redensart im Volksmunde erhalten.

135. Auf den Hund kommen.

Wir bezeichnen damit allgemein verſtändlich das Herabkommen eines Menſchen in ſeinen Vermögensverhältniſſen, wie man dieß ganz ähnlich mit der Redensart ausſpricht: „Von Federn auf's Stroh kommen.“ Sehr wahrſcheinlich iſt, daß indem man dieſes Thier in die Phraſe einließ, das Herabkommen auf eine treffende Weiſe charakteriſirt werden ſollte, etwa wie: „Vom Pferde auf den Hund kommen,“ von hoher Stelle zu niederer, von Federn auf Stroh.

Wir wollen uns aber, und zwar ehe wir culturgeſchichtliche und geſchichtliche Deutungen citiren, noch näher in die Forſchung einlaſſen. Wir glauben hier vor Allem den Namen Hund von vier Geſichtspunkten aus anſehen zu müſſen; 1) von dem der oft beſprochenen

Verächtlichkeit; 2) dem seiner Aufgabe als Wächter; 3) als mythische Figur, nämlich als Schatzhüter und Höllenhund; endlich 4) als ein Instrument, welches in Küchen dazu dient, den Bratenspieß darauf zu legen und so bequem umzuwenden. Für jede dieser Bedeutungen läßt sich der Hund des Sprichwortes retten. Das Moment der Verächtlichkeit haben wir schon hervorgehoben. Herabkommen, verarmen hieß stets mehr oder weniger: sich der Verachtung preisgeben. Der Hund soll im Hause die schlechtesten Brocken, den Abhub der Tafel und dazu als Würze Fußtritte bekommen. Die Zusammenstellung des Menschen mit ihm spricht deutlich. „Bis auf den Hund kommen," ist in dem Sinne traurig genug.

Was die Eigenschaft des Hundes als Wächter, sei es in Haus und Hof oder im Reiche der Mythe betrifft, so wäre die Deutung unseres Sprichwortes diese: Ein Mensch, der rauben oder Schätze suchen ging, wäre dem in solchem Momente sehr unwillkommenen Hunde begegnet; er wäre auf seinem verbrecherischen oder tollkühnen Wege auf den Hund gestoßen, an ihn gekommen, und da war die Aussicht vorhanden, daß es ihm schlecht erging. Der Begriff des Schlechtergehens kommt ja aus der Tiefe der Redensart gar nie heraus.

Endlich haben wir noch die figürliche Bedeutung von Hund, als eines Küchengeräths, vor uns. Was kommt denn auf diesen Hund, Feuerhund genannt? Nichts anderes als das aufgespießte Huhn oder ein zu bratendes Stück Fleisch. Ist es schwer, sich vorzustellen, daß ein Mensch in solcher Situation sich sehr unbehaglich fühlen müsse? Gespießt und gebraten werden! Das

Schreckbild aller Kinderstuben! Da möchte man doch lieber auf dem räudigsten wirklichen Hund oder auf dem Esel „statt des Zaumes den Schwanz in der Hand“ durch's Land reiten, als „auf den Feuerhund kommen!?“

Aber wir wollen jetzt unseren Lesern den „Schwank“ und die Freude einer schmucken Erklärung nicht länger rauben.

Zuerst, lesen wir, habe das Sprichwort seinen Anfang gehabt von dem berühmten Wallenstein. Als dieser nämlich in Altdorf studirte, ward ein neues Gefängniß, Carcer, Kotter, für die Studenten erbaut, und man hatte beschlossen, daß es den Namen des ersten Bewohners führen solle. Wallenstein war der Erste, der dazu verurtheilt wurde. Er jagte nun zuerst einen Hund hinein. Der Einfall ward belacht und der Carcer — Hund getauft. Wir möchten hier nur, und zwar mit aller Eifersucht um das Prioritätsrecht, vorschlagen, das Sprichwort umzuändern, so daß es sofort hieße: „In den Hund kommen.“

Gegen die folgende Geschichte haben wir, aus guten Gründen, freilich nichts einzuwenden. Einerseits trägt sie bei, den Glanz eines Namens zu erhöhen, den die deutsche Zunge stets mit Andacht nennen wird, Goethe's; andererseits können wir daraus erfahren, wie es mit jenen „goldenen Tagen Weimars“ eigentlich stand und welch anderes Metall sie gezeigt hätten, wenn nicht eben Er dagewesen wäre. Dieser Geschichte, „des Pudels Kern“ ist ganz einfach ein Pudel, der damals in der ganzen Welt Gastrollen gab als „Hund des Obersten Aubry.“ Dieses fran-

zösische Stück, dessen Glanzpunkt Pudeltugend ist, war noch vor 25—30 Jahren auf jedem Vorstadt- und Winkeltheater heimisch, natürlich wenn eben ein Pudel bei rechter Künstlerlaune war. So kam auch das Theater des „goldenen" Weimars in Gefahr „bepudelt" zu werden. Goethe, damals Intendant der Hofbühne, kam bei dem bloßen Gedanken daran außer sich. Kann man sich auch eine ärgere Parodie der Kunst denken, als dort, wo Goethe und Schiller in idealischer und seliger Vollendung gewandelt, eine Hundecomödie aufzuführen? Aber Goethe's heiliger Zorn konnte das Gold nicht retten; auch dann nicht, als der Paragraph der Theatergesetze, „daß kein Hund auf die Bühne kommen dürfe," vorgebracht wurde. Der Paragraph stand auf dem Papier und der Pudel auf seinen Vieren; der Pudel wurde hoffähig erklärt, und ins classische Repertoire gesetzt. Goethe mußte weichen und sah von Jena aus zu, wie die Weimarer Bühne, die Hofbühne, die Stätte des guten Geschmacks, die Diele, welche Marquis Posa's Schritt geheiligt, Alles, Alles „auf den Hund gekommen" war.

Den Zusammenhang des Rücktritts Goethe's von der Theaterleitung mit der Pudelgeschichte lernen wir aus folgendem Handschreiben vom 13. April 1817 kennen, welches wörtlich lautet: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath von Goethe wünscht, seiner Function als Intendant enthoben zu seyn, welches Ich hiermit genehmige. Karl August."

Graf von Edling hatte die Zügel der Intendanz

übernommen und den Tag vor, wie jenen nach obigem Handbillet, am 12. und 14. April 1827, wurde — jedoch unter lauter Opposition des Publikums — der „Hund des Aubry" auf der Weimarer Hofbühne aufgeführt.

Wenigstens konnte Goethe bei diesem Attentate gegen den Meister und die Kunst sagen: „Sie haben nicht eine Hundshaut getroffen," wie ein altdeutsches Sprichwort treffend sagt.

136. Einem den Hund vor die Füße werfen.

Diese Redensart erscheint als Ausdruck der höchsten Entrüstung. Sie soll daher rühren, daß einstens Männer, die zur Strafe des Hundetragens — eine der schimpflichsten Strafen, womit insbesondere die Ueberwinder ihre rebellischen Feinde belegten — verdammt waren, ihren Unterdrückern den Hund vor die Füße warfen, sobald sie Gelegenheit hatten, sich frei zu machen oder wenn sie den Tod diesem schimpflichen Leben vorzogen.

Derselbe Ausdruck der Entrüstung mag auch in dem „Strohsack vor die Thüre werfen" liegen, obwohl dabei der Nebenbegriff einer Gunst und Gnade ist, die man auf diese Art zurückweist, und der Strohsack, neben seiner hundeähnlichen Schlechtigkeit, doch auch das nothwendige, das letzte Hausgeräthe bezeichnet.

Was die obige Redensart betrifft, so gibt es noch eine Deutung, nach welcher aber dieselbe weniger als Ausdruck der Entrüstung, sondern vielmehr als einer ungeheuren Verachtung sich darstellt. Ein glänzendes Beispiel in der Geschichte kommt unserer Ansicht zu

Hilfe. Als nämlich der Hunnenbändiger Heinrich I. den deutſchen Kaiſerthron beſtiegen hatte, ſandten die Hunnen um den von ſeinen Vorgängern an ſie entrichteten ſchmählichen Tribut auch zu ihm. Der Kaiſer empfing die Geſandten, ließ aber, als ſie ihre Botſchaft vorgetragen, ihnen räudige Hunde vor die Füſſe werfen und ſagte ihnen zugleich, ſie möchten ſich den Tribut nur ſelbſt holen. Nach Anderen hätte Heinrich den Hunnen durch Geſandte die räudigen Hunde geſchickt, worauf dieſe die Geſandten ohne Naſen und Ohren dem Kaiſer zurückgeſchickt haben ſollen.

Das Verächtliche der Hundenatur, in ſo vielen Kernſprüchen, namentlich in dem Schimpfe Hund ſelbſt am beſten charakteriſirt, dürfte dieſe Deutung unterſtützen.

137. Den Hund aus dem Ofen locken.

Der Ofen (Kachel) in einer Bauernſtube und der Raum um denſelben iſt jener Platz, in welchem die Häuslichkeit zunächſt ſich concentrirt. Man wird nirgend die Bank um denſelben vermiſſen, auf welcher der Bauer ſeinen Winterſchlaf hält und die Hausgenoſſen alle nach der Arbeit ſich zuſammenfinden. Es iſt aber noch ein Beſtandtheil desſelben zu bemerken, nämlich die Mauer, welche einer Brücke gleich den in's Zimmer vorgeſchobenen Kachel mit der Wand, vor welcher er ſteht, verbindet. Dieſe Mauer iſt breit genug, um allerlei daraufzuſtellen und ſelbſt einem Menſchen Platz zum Liegen zu gönnen. Auf ihr nun halten gerne die Hunde und Katzen ihre Sieſten, denn dort iſt es ſtets warm. Ja, wie geſagt, der Bauer ſelbſt breitet ſich dort oft die ganze „Saiſon“ hindurch aus, wie z. B. der galiziſche.

Der Hund, der zu locken ist, sitzt also nicht im Ofen drinnen, sondern „hinter“ dem Ofen, wo man so manches Andere noch findet, auf jenem Platze, von dem es heißt, „es wisse Keiner, wie es dort sei, er wäre denn schon dahinten gewesen.“

Da es nun nicht so schwer sein mag, einen Hund aus dieser Situation hervorzulocken, so sagt das Sprichwort spottweise, es sei Einer in seinem Thun so ohnmächtig, daß er nicht einmal das vermag.

Bürger läßt in seinem „Abt von St. Gallen“ den Schäfer Bendix sagen:

„Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.“

So viel kann also auch ein unwissender Schäfer.

138. Es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm.

Den höchsten Grad der Verächtlichkeit eines Menschen anzeigend und ähnlich dem Ausspruche: „Es pißt ihn kein Hund an.“ Seinen Ursprung hat dieses Sprichwort den Zeiten des geistlichen Bannes zu verdanken. Man behauptete, daß ein solcher Bann von dem Betroffenen nicht nur die Menschen, sondern selbst die Hunde ferne halte, und während ihm die ersteren Speise und Trank verweigern, nehmen diese nicht einmal Nahrung aus seiner Hand. Ja das waren freilich schöne Zeiten! An sich hat dieses Wortes Schwere Markgraf Otto II. von Brandenburg erfahren, als er 1136 von dem magdeburgischen Erzbischofe Rudolf excommunicirt ward. Der Markgraf, der die Wirkung des Bannes erproben wollte, warf einigen Hunden, die er zudem hatte fasten lassen, Brot vor.

Die Hunde wollten nicht davon nehmen. Der Markgraf erſchrack ſehr und „beſſerte ſich,“ wie man ſagt. Er bat demüthigſt um Aufhebung des Bannes und ließ ſich zu einem großen Geſchenke (eines Theiles ſeiner Mark) an die Kirche zu Magdeburg herbei. Ja das waren freilich ſchöne Zeiten!

139. Er macht's wie Fuggers Hund,

d. h. er wendet ſich den, wenngleich unſtatthaften Beſitz einer Sache zu, wenn er ſieht, daß es jedenfalls ein Anderer thun würde. Es iſt die Logik des niederen Verſtandes, die uns ſo häufig ſagen läßt: „Wenn ich nicht ſtehle, ſtiehlt ein Anderer, folglich will lieber ich es nehmen.“ Der Spruch ſchreibt ſich von der bekannten Hundsgeſchichte her u. z. hier von einem Hunde, der Fugger's war. Man hatte dieſen Hund abgerichtet, das Fleiſch für ſeine Herrſchaft zu holen. Eines Tags ward er beim Nachhauſetragen ſeines Einkaufes von einem Rudel Cameraden überfallen und es entſtand eine Balgerei um das Fleiſch. Treu und redlich vertheidigte Fugger's Hund lange ſeines Herrn Beſitz; als er aber endlich merkte, er werde der Uebermacht denn doch erliegen, fraß er mit Eins das Fleiſch ſelbſt. Das war der Vater jenes brillanten philoſophiſchen Syſtems, das noch heute gang und gäbe, und die Anhänger deſſelben mögen ſich auf ihren Meiſter ſchon was zu Gute thun.

140. Komm' ich über den Hund, so komm' ich auch über den Schwanz.

Hier ist der astronomische Hund, das Sternbild Sirius oder Hundsgestirn gemeint, das die „Hundstage" bringt, d. h. die größte Sommerhitze. Vom 24. Juli bis 24. August ist diese am heftigsten. Hat man nun davon den größern Theil überstanden, so darf man sagen, daß nicht mehr viel Hitzeleid nachkomme, „ist man schon über den Hund hinaus, so wird der Schwanz nicht mehr viel Arbeit machen." Die Anwendung im geschäftlichen Leben, wenn man von schwerer Arbeit einen großen Theil überstanden mit dem Rest auch noch fertig zu werden, liegt auf der Hand.

141. Todte Hunde beißen nicht.

Diese Wahrheit in beißender Anwendung stammt aus der Römerzeit. Pompejus war seinen Feinden in die Hände gefallen. Als diese nun über dessen Leben und Tod berathschlagten, rieth Theodotus ihn dem Caesar aufzuopfern; „denn, sprach er, todte Hunde beißen nicht."

Diese Verruchtheit eines einzelnen Menschen ist beklagenswerth und ein Zeichen individueller Verworfenheit; was soll man aber von einem Staate sagen, der sich zu solchen Prinzipien, die beim Individuum eine Verirrung sind, gleichsam als Grundsätzen seiner Regierung offen bekannte? Die aufrührerischen Bewohner Belgiens hatten sich Maxmilians I. bemächtigt und hielten ihn gefangen. Sie besorgten, wenn sie ihn frei gaben, ihren Frevel büßen zu müssen. Im Zweifel, wie

ſie ſich zu verhalten haben, fragten ſie ſich bei der Republik Venedig an. Dieſe ehrenwerthe Macht ließ den Aufrührern durch ihren Rath der Zehn antworten: „Uomo morto non fa guerra.“ Es iſt in diplomatiſcher Umſchreibung die brutale Maxime Theodot's. Es wird nun wohl begreiflich ſein, daß Kaiſer Maximilian ſein ganzes Leben hindurch gegen Venedig, das damals ſchon zu verweſen begann, einen unüberwindlichen Abſcheu hegte.

142. Hundsfott.

Nach der Bedeutung des Grund- und Beſtimmungswortes dieſer Zuſammenſetzung die allbekannte und häufig angewendete Bezeichnung für etwas ſehr Gemeines, Niederträchtiges. Die Anſicht, daß es von Hundsvogt herkomme, iſt unhaltbar, denn dann wäre ja Mazfoz ſo viel als Katzenvogt; Fott nämlich hört man auch verderbt als Foz.

143. Am Hungertuche nagen.

Den Urſprung dieſer Redensart will man von dem Tuche, welches zur Faſtenzeit um den Altar gehängt wurde, um anzuzeigen, daß man jetzt hungern, faſten müſſe, ableiten.

Eine andere Hunger-Redensart iſt: Hunger iſt ein Unger, nämlich grauſam wie ein ungariſcher Kriegsmann (natürlich von ehedem).

Ueberdieß iſt der Hunger in der deutſchen Spruchpoeſie ſtark vertreten, aber die meiſten Sprüche ſind mehr Apophtegmen und weder hiſtoriſch noch culturhiſtoriſch.

144. Hus. — Luther.

Der Name Hus heißt im Böhmiſchen Gans. Schon Kaiſer Wenzel baute darauf ein Wortſpiel, indem er, von dem berühmten Reformator ſprechend, ſagte: „Laßt mir die Gans, ſo gülden Eier legt! Auch in den Volksmund iſt dieſer Vergleich gekommen, aber mit einer feinen, treffenden Wendung. Da heißt es nämlich:

„Heut' in der Flammen Glut
Eine Gans ihr ſmoren tut:
Ueber hundert Jar den Swan
Ihr ungebraten werdet lan."

Unter dem Schwan iſt Luther verſtanden, dem es beſſer glückte als Huß, der „Gans".

Was Luther betrifft, ſo hätte der Name nach einem Epigramm, welches wir in William Roscoe's Geſchichte des Lebens und Pontificates Leo's X. finden, eine noch ſchlimmere Bedeutung. Das Epigramm lautet:

Germanis Luther scurra est, et latro Bohemis,
Ergo quid est Luther? Scurra latroque simul

Luther bedeutet im Deutſchen Hanswurſt und Räuber auf böhmiſch, Luther was iſt er ſonach? Räuber und Hanswurſt zugleich. —

Da beides eine ſchreiende Lüge iſt, ſo fehlt dem Epigramm die Spitze.

Wie kam aber der Epigrammatiſt dazu, Luther einen Poſſenreißer (scurra) und einen Räuber (latro) zu nennen? Dem Gegner Luther's liegt das Wortſpiel nahe; denn Luther iſt Lutter oder Lotter d. i. Taugenichts, Poſſenreißer, vom lateiniſchen ludio, dann von lottern, ſchlottern und auch lüttern, Unrath fallen laſſen. Willkommen wäre allerdings das Wortſpiel, welches auf die irgendwo behauptete Bedeutung des Wortes

Luther im Czechiſchen anſpielt, nach welcher Luther ſo viel als Schwan hieße und worauf bekanntlich der auf dem Scheiterhaufen ſtehende Huß ſeine Prophezeiung baute:

„Nach der Gans (Hus, böhmiſch) wird kommen ein Schwan,
Den werd't ihr müſſen leben lan!"

Allein der Sprachvorrath der Czechen bietet kein Wort dar, welches dieſe Ableitung rechtfertigen könnte.

145. Hurrah.

Nach dem dalmatiſchen Blatte „Osservatore Dalmato" iſt dieſer Ruf ſlaviſchen Urſprungs. Man kann ihn an den dalmatiſchen Küſten, wie auch an der Behringsſtraſſe hören, u. z. meiſt in dem Augenblicke, wenn die betreffenden Völker eine Probe ihres waghalſigen Muthes ablegen müſſen. Die Wurzel dieſes Wortes wäre in dem ſlaviſchen huraj d. i. „in das Paradies", zu ſuchen; denn es beſtand der Glaube, daß ein für ſein Vaterland ſterbender Krieger geraden Weges „in den Himmel" eingehe, und deßhalb thun alle Streiter dieſen Ruf, ſo wie die Türken auch den „Allesverheißenden" Allah in der Schlacht im Munde führen.

146. Hußar.

Dieſes Wort und dieſer Begriff, werden unſere Schönen ſagen, läßt ſich nicht ſprachlich erklären, das muß rein moraliſch geſchehen. Wir müſſen ihnen gleichwohl den Schmerz anthun, daß ſich vor der Hand eine ſprachliche Erklärung, die mit der Moral nichts zu ſchaffen hat, dafür findet. Unter König Mathias Corvinus von Ungarn nämlich, der bekanntlich in

Oesterreich sehr viel zu thun hatte und dem Kaiser Friedrich III. dafür sehr viel zu leiden gab, wurde auf dem Reichstage zu Szegedin 1458 beschlossen, daß Comitatsbanderien unter Befehlen eines Obergespanns oder eines vom Könige zu ernennenden Obersten aufgeboten werden sollten und hiezu der zwanzigste aller Unterthanen der Reichsbarone und Adeligen auszuheben und als Reiter vollständig auszurüsten sei. Diese Reiter wurden von dem ungarischen Worte husz d. i. zwanzig, huszar, so viel als der zwanzigste genannt.

Nach einer anderen Auslegung soll husz ein Fähnlein von zwanzig Reitern bedeuten und Hußar — und nicht wie gewöhnlich geschrieben wird Husar — je Einer von diesen Zwanzig sein.

147. Der Punkt auf dem J.

Gewiß etwas sehr Wichtiges, dieser Punkt; denn durch ihn wird der Buchstabe erst das, was er ist, nämlich ein J. Der große Philosoph Hegel machte zuerst durch seinen Ausspruch: „Der König setzt nur den Punkt auf das J" auf die Bedeutung dieses mathematischen Zeichens, dessen Aufeinanderfolge die Linie construirt, aufmerksam. Offenbar wollte der klar unterscheidende Philosoph damit nicht gesagt haben, der König sei nicht mehr als der Punkt auf dem J, sondern er vervollständige den Buchstaben, er mache ihn durch seine Gegenwart erst zum J. Wer das erstere glauben mochte, dem könnte Hegel sehr gut antworten: „Freund! nur durch einen solchen Punkt wird, was Dem gehörte, Dein, was Du wahrscheinlich für sehr bedeutend halten wirst." Als eine

ſolche Ergänzung, freilich nicht im erhabenen Sinne, erſcheint der J-Punkt auch in der jüdiſchen Redensart: „Da darf aach kaan Tippelchen dran fehlen," was nach der jüdiſchen Erklärung ſo viel heißt, als er iſt ſo habſüchtig, ſo gierig, daß auch das Geringſte, auch nicht ein Stäubchen davon abgehen darf.

Uebrigens bezeichnet der Volksmund allerdings etwas Geringfügiges damit, indem wir unwichtigen Perſönlichkeiten ſpöttiſch zurufen: „Sie ſeien nur J-Tüpfelchen."

Auch noch in einer andern Redensart ſpielt der Punkt auf dem J eine Rolle, freilich nicht ſtreng als J-Punkt genommen, ſondern als ein geringfügiges Zeichen überhaupt. Es heißt nämlich: „Eines Punktes wegen verlor Martin ſeinen Eſel". Das hängt mit folgender Geſchichte zuſammen. Ein Mann, Namens Martin, hatte ſeinen Eſel auf dem Markte oder ſonſt irgendwo verloren. Er machte nun dem Richter die Anzeige von ſeinem Verluſte, und dieſer ließ ausrufen, daß derjenige, der den Eſel gefunden, ihn dem Martin zürückgeben ſollte. Der Finder meldete ſich und frug nun Martin, was er verloren habe. Dieſer Antwortete: „einen Eſel." Dann iſt's nicht der Eurige, entgegnete der Finder, denn ich habe eine Eſelin gefunden, und behielt ſie. Alſo die Sylbe in vertritt hier den Punkt auf dem J. Von einem andern Martin, der Abt zu Azello war, erzählt man auch eine Geſchichte, in welcher der Punkt auf dem J (auch nicht etwa ſtreng als J-Punkt, als vielmehr als geringfügiges Zeichen genommen) eine weſentliche Rolle ſpielt.

Der Abt befahl einem ſeiner Mönche, er ſolle auf die Kloſterpforte folgende Worte ſchreiben:

Porta patens esto, nulli claudaris honesto.

d. i. Offen ſtehe die Pforte, nicht dem Ehrenmann ſei ſie verſchloſſen.

Der Mönch ſchrieb's, ſetzte aber das Unterſcheidungs-Zeichen am unrechten Platze:

Porta patens esto nulli, claudaris honesto.

Offen ſtehe die Pforte nicht, dem Ehrenmann ſei ſie verſchloſſen.

Der Papſt ritt einſtmal vorüber und ſah dieſe Aufſchrift, die ihn ſehr verdroß; er behielt den Abt im Gedächtniß und verſchenkte bei paſſender Gelegenheit die Abtei einem Andern, der nun die Aufſchrift in der Weiſe anbringen ließ, wie ſie der vorige Abt gemeint, nämlich:

Porta patens esto, nulli claudaris honesto,

zu welchem Verſe aber ein Spottvogel den zweiten hinzufügte:

Pro solo puncto caruit Martinus Azello.

Welcher doppelſinnige Zuſatz lautet entweder:

Um einen Punkt allein verlor Martinus den Eſel,

oder weil der Abt, Abt von Azello war, auch:

Um einen Punkt allein verlor Martinus Azello;

hier iſt nämlich in Azello eigentlich asello (ein kleiner Eſel) und Azello (Name der Abtei) ein Wortſpiel. Dieſes Sprichwort „für einen Punkt verlor Martin ſeinen Eſel" wendete man immer an, wenn man eines kleinen

Verſehens wegen einen empfindlichen Verluſt erlitt. Später ſagte man auch:

Martin hat um winzigen Punkt ſeinen Eſel verloren,
Auch durch winzigen Punkt Mancher ſein Leben verlor.

Si pour un petit point Martin perdit son âne.
Pour un plus petit point le noble perd son ame.

Der Witz beruht hier im Worte Point, welches einmal Punkt, das anderemal Stich bedeutet.

148. Jekel und Grikel.

Zwei hiſtoriſche Perſönlichkeiten, von denen Luther in ſeinen „Tiſchreden“ und ſonſt ſpricht. Sie ſind ihm gleichbedeutend mit hoffärtigen Heuchlern. „Sie ſind Jekel und Grikel!“ ſchimpft er notoriſche Heuchler. Wer ſie eigentlich waren, geht aus einer Stelle ſeiner Tiſchreden hervor. Dieſe lautet: „Jekel mag ein beſſerer Grăcus ſein als ich, und mer beredt; ſonſt kann ich mer dann er; Grikel mag ein beſſerer Terentianus ſein; jedoch verſteh' ich ihn auch wol; in andern Sachen gehen wir gleich. Der Kurfürſt hat wol getan, daß er den Jekel zum Hofprediger gemacht; — aber Grikel, das arme Männlein, hat die Krankheit und Seuche, ſo heißet *καινοδοξία*.“

Welche wahren Namen ſtecken aber hinter dieſen Schimpfnamen Grikel und Jekel? Grikel iſt Niemand Anderer als Johann Agricola, oder eigentlich Schnitter, den 20. April 1492 zu Eisleben geboren, dem das unbeſtreitbare Verdienſt zukommt, die erſte Sammlung deutſcher Sprichwörter durch den Druck veröffent-

licht zu haben. Agricola ſtarb 1566 als Hofprediger zu Berlin. Der Spottname Grikel kommt nicht, wie Einige meinen, von einer Entſtellung des Wortes Graeculus, ſondern iſt das Mittelſtück von Agricola's Namen. Unter Jekel iſt Andreas Oſiander (geb. 1498, geſt. 1552), zuletzt Paſtor und Profeſſor in Königsberg gemeint, der durch ſeine der lutheriſchen Lehre widerſprechenden Sätze vom Glauben, dem Ebenbilde Gottes, der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, Anlaß zu einem Streite gab, wodurch er wie Agricola dem Spotte Luthers verfiel, der ihn mit dem Namen Jeckel belegte. Oſianders Anhänger, Oſiandriſten genannt, führten den Streit noch nach ihres Meiſters Tode fort, aber 1566 wurden ſie alle abgeſetzt, und ſo hatte aller Hader ein Ende. Durch Luther wurden dieſe beiden Spott-Namen zu einer ſtehenden Redensart, mit welcher man in der Regel Heuchler bezeichnet.

149. Jezern.

So viel als ängſtigen, plagen. Den Namen dazu gab Hans Jezer, ein Schneider von Zurzach in der Schweiz, den die Predigermönche in Bern im J. 1507, um gegen die Franziskaner ein Uebergewicht zu bekommen, zu einem unerhörten Betruge benützten. Nachdem ſie ihn nämlich durch Geiſtererſcheinungen und ähnliche Gaukeleien geängſtigt, brachten ſie ihm Chriſtuswunden an Händen und Füßen bei, um damit zu zeugen. Die Geſchichte gab einen abſcheulichen Proceß und nahm ein ſchlechtes Ende für die Betrüger.

Im Jüdiſchen heißt Jezern auch ängſtigen und wird von Jazar, beengt ſein, abgeleitet und es kommt in

den Phrasen vor: „Der kann aan jeezern“ oder „Jeezere mich nicht so“ — „Das is e Jeezern“ u. s. w. Noch häufiger erscheint es als „meezern“ u. s. w. Die Redensart: „Der Jezer is e Mezer“ heißt deutsch: Die Begierde ist ein Quälgeist.

150 Die Incroyables.

Nach dem Tode Robespierres war die Freude in Frankreich so groß, daß sie an Narrheit gränzte. Kein Wunder, wenn sie irgendwo herausschlug. Seltsamer Weise geschah dies auf dem Terrain der Kleider-Mode und zwar gaben die so lange unterdrückten Classen der Gesellschaft den Ton an. Zuerst zeigten sich, als Gegensatz zu den Pantalons der Sansculotten, die kurzen Beinkleider; dann trug man Hüte á la victime, langes Haar, und einen Stock als Waffe, den man den jakobinischen Prügel nannte. Nach und nach ward zu diesem Aufzuge auch eine eigene Sprache erfunden, die man nach dem sehr häufig darin vorkommenden Worte: „incroyable!“ (unglaublich), so benannte, welcher Name endlich auf die Leute selbst überging. Beim Sprechen dieser Sprache mußte man sich bemühen, mit der Zunge anzustoßen und die r wegzulassen, z. B. „ma paole d'honneu, c'est incoyable!“ Es bestehen aus dieser Zeit Carricaturen, welche die Tracht dieser Gesellschaftsgruppe vortrefflich darstellen. Wir haben da folgendes Bild eines Incroyables vor uns: Kurzer, viereckiger Frack, kurze Hosen mit zwei dicken Bandrosetten, Schuhe mit langen, umgebogenen Spitzen, ungeheure, steife Cravate, dicker Zopf und weißgepuderter Bart; der Prügel unter dem Arme,

und als Decke über Alles ein Hut mit einer Spitze, deſſen Krämpen Anfangs ziemlich breit waren, ſich aber endlich bis auf ½ Zoll verkleinerten. Später noch, als man ſchon davon zurückgekommen war, fuhren die gezierten Damen, die Cathos nnd Madelons von 1796 fort, die Incroyables in affectirter, lispelnder Sprache zu preiſen.

So war der Rückſchlag der ausſchweifendſten Verrücktheit wieder eine ſolche. Das iſt der Kreislauf der Geſchichte, am beſten zu beobachten in dem der — Mode.

151. Infanterie.

Deutet zunächſt auf das lateiniſche infans, Kind und nach dieſer Wurzel wäre die (übrigens höchſt gezwungene) Erklärung, daß das Wort Infanterie daher komme, weil man das erſte Fußvolk blos aus Landeskindern errichtete, im Rechte. Stichhältiger aber iſt die Ableitung aus dem urſprünglich italieniſchen fant, das Knecht, Trabant bedeutete. Nun iſt aber hiſtoriſch richtig, daß die Knechte im Kriege zu Fuß dienen mußten, während das edlere Reiterhandwerk, wie vorzugsweiſe auch noch heute, den Cavalieren blieb. Im Mittelalter nannte man die Fußgänger theilweiſe Herfanter. „Fanter mit Bühſen" (mit Büchſen) kommen ſchon 1360 in einer Lübek'ſchen Chronik vor.

Man hat aber auch eine hiſtoriſche Ableitung für das Wort Infanterie. Die Infantin Iſabella Clara Eugenia, Tochter Philipp's II. und Eliſabethens von Frankreich war eine kriegeriſche Fürſtin Das auf ihren Befehl geworbene Fußvolk wurde auf neue Art bewaffnet und geübt und der Infantin zu

Ehren Infanteria genannt. Da diese neue Einrichtung sich bewährte, fand dieselbe bald allgemeinen Beifall, wurde von anderen Fürsten eingeführt und die erste als Huldigung für die Prinzessin gegebene Benennung, weil sie die bequemste war, beibehalten.

152. Sind wir gleich im Joche, Illuminiren wir doche.

Als Napoleon Deutschland beherrschte, mußte in den deutschen Städten sein Geburtstag jährlich mit Illumination gefeiert werden. (!) In Halberstadt ließ ein ehrlicher Schuhflicker in einer dunklen Gasse den obigen Reim freudig durch sein Fenster strahlen. Er dachte gar nichts Arges dabei und war nicht wenig erstaunt, als die Polizei bei ihm eintrat und den köstlichen Vers, der seitdem sich sprichwörtlich erhalten hat und hundertfältige Anwendung zuläßt, brutal confiszirte.

153. Die Jungfrau im Sprichwort.

Im Laufe der Sprach- und Cultur-Entwickelung hat dieses Wort manche Verwandlung erfahren, und wir verstehen darunter dreierlei. 1) eine Phase der geschlechtlichen Entwickelung; 2) den Unterschied zwischen Mädchen und Frau. 3) den gesellschaftlichen Titel. Die Erklärung der Bedeutung im ersteren Sinne überlassen wir gerne den Aerzten und Anatomen und beschränken uns einfach auf die Bemerkung, daß unter diesem Gesichtspunkte jedes weibliche Wesen, das nicht verheiratet ist, mit dem Titel Jungfrau ausgezeichnet werden müsse. Die Cultur und der Sprachgebrauch haben es anders ausgearbeitet. Sie setzen den Be-

griff Jungfrau mit dem des ersten, frischen, jugendlichen Alters in Verbindung und weigern sich, ein altes Weib, wäre es auch im physischen Sinne noch immer eine Jungfrau, mit diesem Namen zu nennen. Im Gegentheile hat man ein Flickwort dafür erfunden, welches den ursprünglich schönen Sinn des Titels Jungfrau möglichst herabsetzt und aus ihm einen Spottnamen macht, nämlich: alte Jungfer, „eine Jungfer, so unter's alt Eisen gehört," wie es im Volksmund heißt. Andererseits erlaubt man sich nicht, von einem jungen Mädchen, von dem man weiß, es habe seinen jungfräulichen Standpunkt bereits überwunden, nicht als von einer Jungfrau zu sprechen.

Hier kommen wir eben auf die zweite Bedeutung, womit nämlich der Unterschied zwischen einer Verheirateten und Unverheirateten markirt werden soll. Das zur Frau gewordene Mädchen ist von Gott und der Natur angewiesen, aus dem Zustande der Jungfräulichkeit zu treten, denn: „Was sollen die Blumen, die Niemand bricht," und: „Wann die Birn zeitig ist, so fällt sie in Koth," sagen alte Sprichwörter. Es hat in moralischer Hinsicht jedenfalls aufgehört Jungfrau zu sein und Sitte und Sprachgebrauch nehmen ihm entschieden den ferneren Anspruch auf diesen Titel, obwohl es Fälle gibt, deren Erörterung wir wieder den Aerzten und Psychologen überlassen, in denen die Verheiratete trotzdem fortfährt, die reinste Jungfrau im physischen Sinne zu bleiben. Man nannte z. B. die Königin Elisabeth von England blos darum die jungfräuliche Königin, weil sie unvermählt starb, obwohl ihre hundert und hundert Liebesabenteuer bekannt

waren und Niemand ſo blöde ſein wird, an die phyſiſche Jungfrauenſchaft dieſer heuchleriſchen aber immer großen Königin zu glauben. „Es ſind nit alle Jungfern, ſo Kränze tragen," und: „Auf die Jungfrauſchaft kann man keine Semmel borgen" ſagte Agricola, das loſe Maul.

Endlich als geſellſchaftliche Titulatur nimmt das Wort Jungfrau die unterſte Stufe auf der Scala der Courtoiſie ein und muß hinter das Fräulein, ja hinter die Demoiſelle zurück. Jungfrauen oder eigentlich „Jungfern" ſind unſere Mägde und die Bauerndirnen, während die Tochter des Hauſes ſehr beleidigt wäre, wenn man ſie Jungfrau ſchelten würde. Der Mann, der dies wagte, beginge eine Inconvenienz, die ihn für immer aus dem Hauſe verwieſe, denn er hat es mit dem „Fräulein" verdorben. Der Unterſchied zwiſchen „Jungfer" und „Demoiſelle" iſt nur ein feiner. Die erſtere iſt die Landmaus, die andere die Stadtmaus, die man gleichwohl, aber nur aus Etikettsrückſichten, nicht Fräulein nennen will. Gut deutſch ſagen wir aber nicht einmal Demoiſelle, ſondern „Mamſell," auf gleicher Höhe mit dem „Madame" der Verheirateten. Vor noch nicht langer Zeit waren die Jungfrauen und Frauen Theaterprinzeſſinen nur „Demoiſelles" und „Madames". Sie benützten eine politiſche Umwälzung, nicht um ſich jene andern Titel wieder zu erobern, ſondern um als Fräuleins" gedruckt zu werden. Nicht mehr als recht und billig.

Wir haben ſchon oben einige Proben des Volkswitzes, der auch die Jungfrauen nicht ſchont, gegeben.

Da aber der Volkswitz etwas ist, von dem man nie genug haben kann, so lassen wir noch einige Pröbchen folgen. Der Deutsche, Engländer, Däne und Spanier sagen: Jungfern und Gläser schweben in steter Gefahr.

Jungfrau von Flandern
Gibt einen um den andern,

sagt man von einem Mädchen, das flandert, flankiert.

Der alte Geiler sagt treffend:

Die Jungfrauen setzen ihre Wort ordentlich nacheinander als man Zibeln setzt.

Und galant heißt's bei Lehmann:

Schöne Jungfrau hat ihr Heiratsgut im Angesicht;
nur genügt in der Gegenwart den Männern dieses Heiratsgut nicht.

Dann heißt es auch: Jungfern-Fleisch ist kein Lager-Obst; was Körte witzig commentirt:

Der Keuschheit Schloß wohl zu bewahren
War an Lisettchen das Begehren;
Sie sagte: Fleiß will ich nicht sparen,
Wenn nur nicht so viel Schlüssel wären.

Auch sagt man boshaft genug:

Wenn sich die Jungfer auf's Küssen legt, legt sie sich auch auf's Kissen.

Und so meint Nestroy als „Sansquartier" bei der Lectüre der „Jungfrau von Orleans": „Ja, so viel Engländer und eine einzige Jungfrau, das muß schlecht ausgehen!"

154. Eine Jungfrau, ſo ein Eiſen abgeworfen.

So ſagt man von einer weiblichen Perſon, die ſchon ein Kind gehabt. Wenn man vorausſetzen darf, es ſei Eiſen hier gleichbedeutend mit Hufeiſen, mit dem ein Roß beſchlagen wird und das von demſelben abgeworfen werden kann, ſo haben wir es mit einem ziemlich brutalen Bilde zu thun.

Von einer ſolchen „Jungfrau," wenn ſie an einen anderen Mann als den Vater ihres Kindes verheiratet ward, ſagte Luther, es ſeien „die Kirſchen ausgefreſſen" und einem der Korb „an Hals gehängt" worden. Abhub der Tafel, „post festum," wie wir auch ſagen können.

155. Ihr habt mir all min Käs abgeraten.

Margaretha, geborne Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oeſterreich, hatte einſt Niklas von Wile gefragt, ob er für ſie das Büchlein Seneca's von den Sitten überſetzt habe? Er ſagte ihr, daß dieſes noch nicht geſchehen ſei, weil ihm eine Stelle darin ganz unverſtändlich ſei. Die Fürſtin erklärte ſie ihm nun, und da rief Niklas aus: „O hohe Vernunft in wiblichem Herzen! ich habe Doctores gefragt und finde nun, daß Ihro Gnaden mir (wie das Sprichwort ſagt) all minen Käs abgeraten." Niklas citirte dies alſo ſelbſt ſchon als Sprichwort. Dies kam aber daher, daß ein Wanderer den andern gefragt habe: „Errateſtu, wie vil Käschen in meinem Schnapſacke ſind, ſo gehören ſie dir alle ſiben," worauf dieſer natürlich ſogleich die Zahl angab und die Käslein erhielt.

156. Der Kalender.

Das Schlagwort Kalender erregt gewiß, so oft es anklingt, die allgemeinste Heiterkeit. Man ist stillschweigend übereingekommen, den Widerspruch der Kalenderweisheit mit der Natur gemüthlich hinzunehmen, ja zu unserer Belustigung auszubeuten. Aber man muß nicht vergessen, daß das, was wir heute einen Kalender heißen, nicht mehr ist, was er vor hundert und mehr Jahren war und bedeutete. Die Essenz eines echten alten Kalenders, die Beratherweisheit und die Prophezeiung hat sich auf das Terrain der einfachen Zeitrechnung eingeschränkt, und kommt nur mehr in der schüchternen Form einiger Bauernregeln zum Ausdrucke. Nichts mehr von Aderlaßtagen, Kindbadtagen, Haar- und Nägelabschneidtagen, von glücklichen und unglücklichen Tagen. Die heutigen Kalendermacher haben daher ganz andere Aufgaben. Im Kalender ist die letzte Zuflucht der Romantik. — Da kann noch ein Clauren, ein Spieß was aufstecken; der Humor darf da wieder Hanswurst sein, und die „feine" Dorfgeschichte arbeite ganz andere Recepte aus, als gegen das „Drucken der Trut," gegen „Hühneraugen," „Anschoppungen" und allerlei Zustände „oben und unten" einstens zu finden waren.

Wenn wir heute zu einem guten Freunde sagen: Es kömmt uns vor, daß er „Kalender mache," so müssen wir ihn in melancholischem Brüten überrascht haben, und wir wollen ihm damit sagen: Wir glauben, daß er sich höchst unnöthig mit etwas quäle. Aber es war wie gesagt eine Zeit, wo es ordentliche Kalender und

ordentliche Kalendermacher, d. h. Wahrſager, Zeichenmacher, Traumdeuter, Weisheitskrämer, gab. Das 16. Jahrhundert hat uns zwei Namen ſolcher „Macher“ hinterlaſſen, von denen der Eine bald der Märtyrer ſeiner Wiſſenſchaft geworden wäre. Sie heißen Stöfler und Stiefel. Ominös! Wie weit iſt von dem Einen zum Andern?

Stöfler, als berühmter (!) Aſtrolog bekannt, rief für den Februar 1524 eine allgemeine Sündflut aus. Es war damals eine Conjunction Saturn's, Jupiters und des Mars im Zeichen der Fiſche eingetroffen, folglich — könne auch das Waſſer, ungeheuer viel Waſſer nicht fehlen. Die Antwort der Natur an dieſem Tage war ein — beißender Witz, wie ihn nur ein „Kladderadatſch“ oder ein „Münchner fliegendes Blatt“ aushecken können. Himmel heiter, Wetter ſchön, Erde trocken, ſtrohtrocken. Indeß verzweifelte man nicht, daß es bei nächſter Gelegenheit doch werde wahr werden. Stöfler war aber ſchon früher auf dieſem Felde thätig. „In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle“ rückte er 1499 ſehr paſſend mit „aſtrologiſchen Grillen“ heraus, welche in dem erſten zu Ulm erſchienenen Kalender herumkrochen. In dieſen und nachfolgenden Kalendern war jedem Planeten ſein Geſchäft auf der Erde angewieſen, und hinwieder jeder Menſch an einen Stern, ſo zu ſagen, angebunden. Eine Liebeserklärung z. B. zwiſchen dem 1. und 10. gemacht, hatte ſchlimme Folgen. Kinder ſollten in die Schule geſchickt werden, nicht etwa, wenn man bemerkte, daß ihnen der Verſtand wachſe; o nein, wenn ihnen an der

oder jener Stelle des Kopfes ein lichteres Büschlein Haare zu wachsen begann; u. s. w.

Nach Stöfler's Beispiele gab der brandenburgische Hof-Astrolog Carion ähnliche prophetische Kalender heraus. Einer davon geht von 1519 bis 1574. Im Jahre 1529 ließ er dazu eine „Kalender-Praktik" drucken, die eine Menge Prophezeiungen enthält. 1530 machte er „Neue Weissagungen" bekannt, die alle Glücks- und Unglücksfälle enthielten, welche sich von 1528—1540 in der Welt zutragen würden. Obwohl Carion schlau genug war, ganz nach der Taktik des delfischen Orakels vorzugehen und seine Aussprüche auf's Allgemeinste zu stellen, wurde er doch als ein Wundermann verehrt. Natürlich „wer gerne tanzt, dem ist bald gefiedelt."

Der andere, der Stiefel, welcher seltsamerweise nur etwa 10 Jahre später die Welt zu Grunde gehen lassen wollte, erhielt eine Lection, die ihm das Kalendermachen verleiden mußte. Auf seine Versicherung nämlich, daß das Dorf Holzdorf — in der Nähe von Wittenberg, wo er als Prediger lebte — ganz sicher am 3. Oktober 1533 um 8 Uhr Morgens natürlich in Gesellschaft aller übrigen Dörfer der Welt zu Grunde gehen werde, fraßen und soffen die Bauern so lange, bis Alles verschwunden war, das man gewöhnlich zur Fortführung des Lebens für nothwendig und wünschenswerth hält. Eine Logik, gegen die nichts einzuwenden ist; es war ja nur, wie bei so vielen ganz folgerichtig entwickelten Thesen, ein klein wenig — der Obersatz falsch. Da nun aber die Welt nicht zu Grunde gehen wollte, so hielt man sich an Stiefel's Haut und machte ihm

recht heiß. Entweder Schadenersatz oder Weltuntergang, hieß es. Luther selbst mußte Frieden machen — und man war endlich auch zufrieden.

Im Sprichworte lebt der Kalender als ein ziemlich komischer oder lächerlicher Kumpan.

So sagt der Volksmund:

Er macht Kalender für das abgelaufene Jahr;

nämlich da Alles vorüber ist, prophezeit er das Geschehene, auf Leute angewendet, die altes abgedroschenes Zeug auftischen; der Engländer sagt ganz gleich mit dem Deutschen:

He makes Almanacs for the last year.

Etwas Anderes bedeutet es, wenn man von Jemand sagt:

Er hat einen Kalender;

oder wie der Franzose sagt: Son corps est un Almanac, was so viel sagen will als aus Gliederschmerzen, Rheumatismen und anderen leiblichen Vorzeichen einen Wetterwechsel spüren.

Der Volkswitz verspottet den Lügner mit:

Er lügt wie ein Kalender:

was aus der Zeit der Stöfler'schen und Stiefel'schen Kalender-Prophezeihungen datirt.

Andere Sprüche sind:

Der Kalendermacher macht den Kalender;
oder:
In der Druckerei macht man Kalender

} und der Herrgott schafft das Wetter.

Was aber damit geſagt ſein will:

Er ſieht aus wie ein Kalendermacher,

iſt noch nicht beſtimmt, wenn uns nicht die Redensart „Kalender-Witze reißen“ auf die Fährte hilft, wo das Porträt eines ſolchen Cumpans mit den Worten treffend gezeichnet iſt: Er läßt ſeinen Witz ſpielen, wie ein geſchlachtet Kalb den Schwanz bewegt.

157. Kannegießern.

Dieſes Wort, unberufenes Politiſiren bezeichnend, läßt eine ſpecielle und eine allgemeine Deutung zu, und in beiden läßt ſich der damit verbundene Begriff retten. Kannegießer nannte man früher die Zinngießer. Die zinnernen Krüge ſpielten einſt eine wichtige Rolle. Die beſondere Anſpielung auf unberufenes Politiſiren liegt in der Thatſache, daß dieſe Handwerker auf ihre Geſchirre zwei Zeichen prägten, erſtens das der Stadt als „gemeines“ Zeichen, zweitens ihr „eigenes“ Meiſterzeichen, in welchem nun der Charakter ihrer eigenen Meinung, ob „gehauen oder geſtochen“ liegt. Andererſeits geben die Kannegießer, da ſie ſich auf ſtaatliche Fragen einlaſſen, zu ihrer Verſpottung den gleichen Anlaß, wie die „Gevatter Handſchuhmacher und Seifenſieder,“ die man eben auch nur auf ihrem Terrain für competent und weiſe hält.

„Kannengießer, die von Reichsſtädten reden und ihren Rücken mit fremder Sache beladen,“ ſagt ſchon Murner.

158. Hundert und ein Kanonenschuß.

Wie bekannt wird bei besonders feierlichen, den Souverain eines Landes oder das Land selbst berührenden Ereignissen 101 Kanonenschuß abgefeuert. Diese Zahl, heißt es, beruht auf einem geschichtlichen Irrthume. Als nämlich Kaiser Max I. einst siegreich in Augsburg einzog, sollten ihm zu Ehren 100 Kanonenschüße abgefeuert werden. Der Constablermeister, der sich verzählt zu haben glaubte, ließ, um sicher zu sein, ein Geschütz noch einmal feuern. Nürnberg, wohin nun der Kaiser zog, wollte der Stadt Augsburg nicht nachstehen und hielt sich an die Zahl 101. So blieb dies Sitte. — Andere Historiker leiten die Zahl von dem altdeutschen Brauche ab, zu Allem Eins zuzugeben, offenbar um die Absicht, „ein Uebriges zu thun," anzuzeigen. Auf diese Weise ließe sich dann der Eine Schuß über die Zwanzig, die bei der Geburt fürstlicher Personen, z. B. von Prinzessinen abgefeuert werden, erklären und der einundzwanzigste Schuß würde dann jedenfalls die Absicht, ein Uebriges zu thun, anzeigen.

159. Mit dem eilften Finger ein Loch durch die Kanzel bohren.

Da es einen eilften Finger nicht gibt, so ist diese Redensart ein Spott auf jene, die sich herausnehmen etwas zu können, wozu sie weder Mittel noch die Kraft haben. Man möchte fast glauben, dieses Sprichwort ist in unserer Zeit in Tirol und auf den Missionen in Salzburg entstanden.

Der Volksmund drückt seine sarkastische Anerkennung solcher Heldenthat durch den Spruch aus: „Ja, wenn der eilfte Finger nit wäre!"

160. Jemand karniffeln.

Dieſer kernige Ausdruck verdankt ſeinen Urſprung einem Kartenſpiele, worin der Karnöffel oder Karniffel einen Landsknecht vorſtellte, welche Karte alle anderen „ſtach," von Karnüffeln, Krüffeln, niffelen, ſtechen, ſtoßen. Daher bei Geiler die Stelle: „Im Karnöfelſpiel ſtechen die Mindern die Merern, die Untern die Obern, und das Karnöfel ſticht ſie alleſam."

Die Redensart: „Einen karniffeln" oder: „Ich will dich karniffeln!" ſtellt ſich uns nun in ihrer vollen Bedeutung dar.

161. Die Katz' im Sack kaufen.

Es geht durch das Volk ein alter Spruch, der lautet: „'Raus mit der Kazen aus dem Sack!" der ſeine nähere Erklärung in folgendem Reime findet:

„Was mer? Was willtu mer? Willtu auch von dem Schaze,
Den heimlich hat verſcharrt des Nachbars graue Katze?" —

Wer ſtimmte aber auch nicht jederzeit vor der Katze im Sacke in den Ruf: „'raus mit der Katze!" denn, „wir kaufen die Katze nicht im Sacke?" Und doch geſchah dies bei dem Vorfalle, welcher obigem Spruche ſein Daſein gegeben, im vollſten Sinne des Wortes. Die Geſchichte iſt ein Pröbchen echt engliſcher Genialität.

Ein junger Engländer, der in Amerika ein größeres Glück zu machen vermeinte, als in ſeinem Vaterlande, ſchiffte ſich nach Charlestown in Süd-Karolina ein und lebte dort, da er keine paſſende Anſtellung fin-

den konnte, eine geraume Zeit von seinem kleinen, aus Europa mitgebrachten Vermögen; bald jedoch schmolz dieses, von welchem immer davon, niemals aber dazu kam, bis zu einem Schilling herab, und unser junger Mann war genöthigt, sich ernstlicher als je nach einer Beschäftigung umzusehen, um nur sein Leben fristen zu können.

Kein Handwerk hatte er erlernt, keine Kunst, — auch konnte er weder Pflug noch Axt regieren — nur mit der Feder verstand er umzugehen, und sich theilweise auf diese und noch mehr auf seine geläufige Zunge verlassend, glaubte er sich noch nicht ganz verarmt, und hoffte von letzterem, ihm angeborenen Kapitale noch bedeutende Zinsen zu ziehen.

Damals stand das Theater in Charlestown leer, keine Schauspielergesellschaft war in Karolina, und seit langer Zeit hatten die Einwohner der Stadt keine theatralischen Vorstellungen zu sehen bekommen. Auf dieses und auf die angeborne Neugierde aller Menschen seine Hoffnung bauend, ging der Engländer, nachdem er den letzten Schilling für Porter ausgegeben und sich Muth getrunken, zu einem Drucker, bestellte bei diesem Theaterzettel zu einer Vorstellung, die er im Theater aufführen würde, und versprach demselben, der Vorausbezahlung für seine Arbeit verlangte, die Hälfte der Einnahme, auf welche Versicherung der Geldbegierige gern den Druck besorgte.

Am andern Morgen waren an allen Straſſenecken der Stadt die Zettel angeſchlagen und die Aufführung des Stückes:

Die aus dem Sacke gelaſſene Katze.

(The cat let out of the bag.)

Eine Poſſe in einem Akt. Mit muſikaliſcher Begleitung auf den Abend des künftigen Tages angeſagt.

Klein iſt das Theater Charlestown's und nur eine Thüre, deren hohe Flügel nach innen ſich öffnen, führt in die Halle, in der die Zuſchauer ihre Plätze nehmen.

Neugierig hatte ein Jeder den mit Fractur gedruckten Anſchlag geleſen, — eine Poſſe mit Muſik war lange nicht geſehen worden, — der Eintrittspreis nur ein halber Dollar, — kein Wunder war es daher, daß nach Oeffnung der Kaſſe am andern Abend, bei welcher der Drucker, um nicht bevortheilt zu werden, mit Freuden ſelber den Kaſſier machte, das Haus ſich in Kurzem ſo füllte, daß viele Schauluſtige aus Mangel an Platz zurückgewieſen werden mußten.

Tiefe Stille herrſchte unter den Zuſchauern, mit unverwandten Augen heftete ein Jeder ſeine Blicke auf den Vorhang und harrte mit Ungeduld des Zeichens zum Aufrollen. — Eine lange Pauſe, — mit einem Male rollt, nachdem ein Zeichen mit einer Kinderpfeife gegeben wurde, der Vorhang auf, — das Pfeifen dauert eine Weile fort, — jetzt läßt ſich eine Maultrommel hören und trägt den ſo beliebten Yankee doodle vor, — hierauf erſcheint ein alter Mann mit einer ungeſtimmten Geige, auf welcher einige Saiten fehlen, und kratzt eine Zeitlang eine ohrenzerreißende Muſik und tritt ab.

Lange bleibt die Bühne leer; ein Jeder harrt mit Ungeduld der Darſtellung der Poſſe. Da ertönt umpfes Geräuſch hinter den Kouliſſen; ein junger,

ſchlanker, ſchwarzgekleideter Mann, deſſen Geſicht Todtenbläſſe bedeckt, tritt auf, mit einem großen Sacke in ſeinen Händen, rückt einen Stuhl in die Mitte der Bühne und ſetzt ſich, nach dreimaligem Verbeugen, ſchweigend nieder. Kein Geräuſch war unter der Menge von Zuſchauern, die in Erwartung den geiſterbleichen Mann mit ſeinem Sack anſtaunten, zu hören. Schweigend irren deſſen Blicke über die Menge; mit hohem Ernſt löst er die Schleife des Sackes, legt dieſen zu ſeinen Füßen und öffnet ihn plötzlich mit dem Ausruf: Halloh Kätz'! —

In ſchnellen Sprüngen fährt ein ſchwarzer Kater mit rollenden Augen aus dem Dunkel des Sackes, der Schein der Kerzen blendet ihn, das Kätz'! Kätz'! des bleichen Mannes hallet fort, im Sprung und mit Ziſchen und Miauen fährt er unter die Menge der Zuſchauer, — eilend ſpringen dieſe auf, Alles drängt ſich nach der Thür — unglücklicherweiſe öffnen die Flügel derſelben nach innen — Niemand kann hinaus — die Fenſter werden ausgebrochen und Viele retiriren durch dieſe. Der Kater fährt hin und her, ſpringt, wild gemacht, von Einem auf den Andern; Alles ſchreit, lärmt und lacht, Mancher weint; ein Sprung durch eines der geöffneten Fenſter ſetzt den armen Kater in Sicherheit. — Nach und nach legt ſich der Sturm, man pocht und pfeift, Viele lachen, — racheſchnaubend drängen ſich Manche nach der Bühne, wo der junge bleiche Mann, mit dem verhängnißvollen Sacke zu ſeinen Füſſen, noch unbeweglich auf dem Stuhle ſitzt. — Feierlich ermahnt dieſer die Andrängenden zur Ruhe, erhebt ſich und ſpricht: „Warum das Getümmel meine Freunde? Iſt die Katze

nicht aus dem Sacke, der hier zu meinen Füſſen liegt? — War es nicht eine Poſſe? — War es nicht bloß ein Akt? — Hörten Sie nicht harmoniſche Töne nach Aufzug des Vorhanges? — Habe ich meinerſeits nicht Alles gethan, den Verſprechungen des Anſchlagzettels Genüge zu leiſten? — Die Poſſe hat geendet, die köſtliche Muſik iſt in Thaliens Tempel verhallt — die Katze aus dem Sacke. — Nehmen Sie, meine Herren und Damen, meinen herzlichen Dank für Ihren Beſuch und gehen Sie, wie ich, durch die Poſſe befriedigt, Ihren Wohnungen zu.“ — Hierauf verbeugte ſich der Redner zierlich gegen die Verſammlung und trat von der Bühne ab. — Lauter Beifall und allgemeines Händeklatſchen und Gelächter folgten ihm, und Mehrere riefen um Wiederholung des Stückes.

Zufrieden war unſer Engländer mit der Hälfte ſeiner Einnahme und überließ die andere mit Freuden dem Drucker, der ihm ſo hülfreiche Hand geleiſtet.

Allgemein üblich iſt ſeit dieſer Zeit die Redensart: die Katze aus dem Sacke laſſen; — ſchon mancher Großſprecher wurde dadurch beſchämt, und manche kleine Zwiſtigkeit damit ausgeglichen. — Im gewöhnlichen Leben iſt ſie gleichbedeutend mit: In ein Weſpenneſt ſtechen; — nur daß bei der Katze Alles mit Lachen endet.

162. In der Luft kaufen.

Ein kaufmänniſcher Ausdruck, giltig von jenen Kaufleuten, die eine Frucht lange Zeit vor ihrer Reife und wenn ſie noch am Baume hängt, in ſpeculirender Weiſe zuſammenkaufen. Zunächſt ſoll dieſe Phraſe bei den Vorkäufen der Pomeranzen-Ernte auf der Inſel St. Michael angewendet worden ſein. Dieſe Inſel iſt nämlich ſehr ergiebig an dieſer Frucht, und im J. 1822 brachte ein einziger Baum 29000 Früchte! Daß die Großhändler ſich da ſehr thätig und „patriotiſch" gezeigt haben werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

In Weingegenden kommt der ähnliche Ausdruck: „Am Stocke kaufen" vor, d. h. ebenfalls den Wein kaufen, wenn er noch als unzeitige Traube am Stocke hängt. Da ſolche Vorkäufe immer etwas Gewagtes ſind, ſo kann man beurtheilen, wie da der Kaufpreis ausfallen und wie der „Bauer" zufrieden ſein mag.

163. Theuer kaufen und wohlfeil verkaufen.

Dieß thun, nennt Geiler „eine Liſt ob allen Liſten." Das ſcheint zweideutige Schlauheit, iſt aber gleichwohl eine. Es heißt nämlich, wann es wohlfeil iſt, die beſten Waaren etwas theurer einkaufen, als Andere die mittelmäßigen und ſchlechten; und wann es theuer iſt, dieſelben Waaren etwas billiger losſchlagen, als Andere es thun können. Auf dieſe Art erklärte Iſrael Jakob, ein Jude in Halberſtadt († 1803) ſeinen Reichthum erworben zu haben, und ebenſo äußerte ſich der engliſche Staatsökonom und Wechſelherr Ricardo gegen Joh. Bapt. Say, den berühmten Natio-

nalökonomen. So bringt man auch ordentlichen Sinn aus der oft gehörten Phraſe: „Theuer iſt nur das Wohlfeile“ heraus, d. h. da die wohlfeile Waare um ſo vielmal ſchlechter iſt, kommt ſie endlich doch höher zu ſtehen, als hätte man gleich die theure, aber beſſere gekauft.

164. Kikel-Kakel.

Bedeutet ein ſinnloſes, ermüdendes Geſchwätz, von Kiken, Kichern, d. i. lachen mit dem Nebenbegriffe albernen Lachens, und kackezen, abgeſtoßen Huſten oder ähnliche Töne hervorbringen, daraus, als die verſtändlichſten Formen: quicken und quacken hervorgehen und ziemlich gradaus auf unſer Kikel-Kakel leiten. Quicken Quacken iſt eben vogel- und froſchartiges Lautgeben, das uns zu vielem Spotte Gelegenheit verſchafft. Wenn eine Sängerin „quickt und quackt,“ ſo iſt ſie wohl ſchon gerichtet.

Uebrigens ruht ein Theil des Witzes von Kikel-Kakel in dem ſchon anderwärts erwähnten, muſikaliſchen Zuſammenklange der darin vorkommenden Selbſtlaute. Verunglückt halten wir den Verſuch, dieſe Redensart von dem Worte Schnorrkikel, womit in alter Zeit komiſch genug die Grippe bezeichnet wurde, abzuleiten. Einer weiteren Unterſuchung verlohnte es ſich aber, ob nicht Dr. Mauritius Knauer in einer nähern Beziehung zum Kikel-Kakel ſteht. Knauer, Abt des Kloſters Langheim, (geb. 1613, geſt. 1664) hat in ſeinem „hundertjährigen Kalender,“ auf dem er geheimnißvoll ſich D. M. K. A. K. L. nämlich Dr. Moriz Knauer, Abt des Kloſters Langheim nannte, was ein Witz-

ling als Doctor M. Kakl las, ſo viel albernes Zeug dem leichtgläubigen Volke vorgekakelt, daß eine Verewigung ſeines Namens mit dem Spotte Kakl, dem des Wohlklangs wegen das Kikel vorausgeſchickt wurde, ſehr gut denkbar iſt, und um ſo mehr als Kikel-Kakel eben ſehr oft auf dummes Geſchwätz angewendet zu werden pflegt. — Im Jüdiſchen ſagt man wieder: „Dos is e longer Gokel“ und verſteht darunter einen Menſchen, der ſeinen langen, ſchwächlichen Leib lächerlich hin und her bewegt. Gokeln iſt auch der jüdiſch deutſche Ausdruck für ſchlecht ſchreiben.

163. Kipfel.

Dieſes Gebäck ward zuerſt in Wien, als Spott auf den Halbmond der Türken, gebacken, da dieſe im J. 1683 vor Wien lagen. Der Erfinder ſoll Peter Weidler, Bäcker in der Grünangergaſſe, geweſen ſein. Anfangs nannte man die Kipfel „Monde“ oder nach den Spitzen eines im 1. oder letzten Viertel ſtehenden Mondes auch „Hörndl,“ welche Benennung noch heute geläufig iſt, namentlich unter dem Landvolke. Von dieſem werden ſie aber häufig auch „Krumpe (krumme) Kipfel“ geheißen, zum Unterſchiede von den ſpäter erfundenen, aus dem gleichen Teige hergeſtellten „Schnittkipfeln“, den ſogenannten „Paunſerln.“

Das Wort Kipfel ſelbſt dürfte eine Umbildung von Gipfel, d. i. Oberſte Spitze ſein, da der Stephansthurm, wie jetzt mit dem kaiſerlichen Adler, damals mit Kreuz und Halbmond gekrönt war.

166. Kleiner Leute halben iſt nie eine Schlacht verloren gegangen.

Das heißt: Die Führer ſind es, die Generale, welche durch ihre Fehler die Schlacht verloren gehen machen. Dieſen gegenüber nutzt dann weder die aufopferndſte Tapferkeit der Gemeinen oder unteren Chargen, d. i. der „kleinen Leute," noch ſchadet ein und anderer Fehler derſelben.

Sollte man nicht glauben, das Sprichwort ſei erſt in neueſter Zeit erfunden worden, da die italieniſchen Schlachtfelder des Jahres 1859 ſo blutige Illuſtrationen dazu geben?

167. König.

Ein Herrſchertitel, der ſeinem Beſitzer den Rang unmittelbar nach dem Kaiſer gibt. Sprachlich wird das Wort hergeleitet von Kunni, Kunne, d. i. Geſchlecht, alſo eigentlich der Geſchlechtsherr, Stammherr, der Erſte ſeines Geſchlechts. Es ſteht dieß wohl im Einklange mit der germaniſchen Einſetzung der Könige und des Königthums. In den alten deutſchen Sprachdenkmälern (vor Carl dem Großen; im deutſchen „Heldenbuche," in den Artusſagen ꝛc.) lieſt man daher ausſchließlich „Chunig;" und ſpäter in den Urkunden ſchwäbiſcher Mundart (Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel) „Kunig." Auch gekürzt „Kung" findet man. Man will es hie und da auch auf den Namen Kuno, d. i der Kühne beziehen, und die angehängte Silbe ig hätte da die Bedeutung von ächt, erprobt, ſo daß ein König gewiſſermaſſen der erprobte Held wäre.

Allerdings gab damals Tapferteit zunächſt den Titel des Mannes und des Herrſchers.

Bezeichnend iſt, daß beim Volke der Begriff König, Königthum mehr hiſtoriſches Gewicht, mehr den Pomp eines ſtolzen Namens beſaß, als der ihn überragende Kaiſer. In die alten Volksſagen und Mährchen verwebt ſich die Bedeutung und der Klang dieſes Namens oft zur höchſten Poeſie. Wie lauſchen die Kinder dem ſo beliebten Mährcheneingange: „Es war einmal ein König u. ſ. w.“ Die Volks- und Kinderphantaſie hat ſie auch nur in Krone, Scepter und goldgeſticktem Mantel vor ſich, wobei das Zeichen der Weisheit, der lange weiße Bart, nicht fehlen darf. Vielfach iſt das Königthum beſungen worden; ſchwerlich wird je der Begriff Kaiſerthum der Volkspoeſie gleichen Stoff abgeben.

Auch der Humor hat ſeinen Theil an der Unſterblichkeit des „Königs.“ Viele Hundert Sprüche von Königen und über Könige, Schwänke und Anekdoten, Schimpf und Ernſt iſt in deutſchen Chroniken niedergelegt; und wir wollen ein paar davon zum Beſten geben.

Friedrich der II. König von Dänemark pflegte, wenn er ſich mit ſeinen Leuten erluſtigen wollte, den königlichen Mantel abzulegen und zu ſagen: „Laßt vns luſtig ſeyn und boſſen treiben, weil der König hinweg iſt.“ Wollte er dann ein Ende der Kurzweil haben, ſo that er ſich wieder mit den Inſignien ſeiner Würde an und rief! „Hola es iſt genug, der König iſt wieder zugegen!“

Das war eines Königs Art und Rede.

Auch an Mahnungen an Könige, die ſie von dem

Gedanken der Unfehlbarkeit abbringen und mit irdiſcher Hoheit göttliche Weisheit vereinigen lehren ſollte, fehlte es zu Zeiten nie. So verlangte einſt ein König von Frankreich von einem weiſen Manne, er ſolle ihm einen Brief ſchreiben, darin das beſte Wort, das es gäbe, vorkäme. Der Mann nahm einen großen Bogen Papier, ſchrieb darauf nichts als das Wort Maß, verſiegelte und überſchickte ihn dem Könige. Als dieſer das Schreiben erbrach, meinte er, der Schreiber wollte ſeinen Spott mit ihm treiben. Darüber zur Rede geſtellt ſagte jener aber: „Mein Herr, ich ſchrieb dir in der That das beſte Wort, das es gibt. Haſt du nicht Maß in allen Dingen, ſo biſt du nichts und vermagſt du nichts. Est modus in rebus“.

Ein anderer König von Frankreich fragte einſt ſeinen Herold, wie es denn komme, daß man jetzt nicht mehr ſolche Ritter finde, wie ein Roland und Oliver waren? da ſprach der Herold: „Weil es nicht mehr ſolche Könige gibt, wie ein Karl und Ludwig waren!“

Kaiſer Max I. ſprach ſich über unterſchiedliche Könige ſo aus: „Der König in Frankreich ſei ein König der Eſel, denn was er ſeinen Unterthanen auflege, das müſſen ſie thun; der König in Engelland ſei ein König der Leut (von Menſchen), denn was er ihnen auferlegte, das theten ſie gern; er ſelbſt aber der Kaiſer, were ein König der Könige, wann er ſeinen Fürſten etwas befehle, ſo theten ſie es, wann es ihnen gefiele.“ Das einige Deutſchland!!

Im Sprichworte lebt der König wie kaum ein anderes Wort, es wäre denn der „Tod“ und der „Teufel.“ Das radicalſte Sprichwort, entnommen einer Sammlung des 16. Jahrhunderts, ſagt vom Könige.

Der König iſt ein Menſch wie ein anderer.

Le roy est homme comme ung aultre.

Dieß mußte König Jakob I. von England zunächſt empfunden haben, als ſich ihm eine Fliege wiederholt auf die Naſe ſetzte und er erzürnt ausrief: „Ich habe drei Königreiche, kannſt du darin keinen andern Platz finden als meine Naſe?“

Auch heißt es:

König ohne Verſtand
Iſt wie ein Bild an der Wand.

Fridank ſingt:

So der Wolf nach Muſen gat
Und der Falke Käfer faht
Und der König Burgen machet,
So iſt ihr Leben geſchwachet.

Der Volksmund ſagt, oder richtiger altrömiſch lautet's:

Könige haben lange Hände

und mit Swift muß man wünſchen, „daß ſie auch ebenſo lange Ohren hätten“

und wieder:

Des Königs Spreu gilt mehr, als anderer Leute Korn.

Spaniſch heißt es: Wie der König, ſo das Geſetz;

Engliſch aber: Neuer König, neu Geſetz.

Beſonders reich ſind die Franzoſen an treffenden Spruchreden auf den König und was des Königs iſt.

ſo z. B. nennt eine Sprichwörterſammlung des 16. Jahrhunderts

Schön das Amt, das nur Eintritt zum Könige verſchafft; eigenthümlich wieder bedeutet

Im Hauſe des Königs ſein, être dans la maison du roi: im Gefängniß ſitzen, und über das Pflaſter des Königs gehen, Etre sur le pavè du roi: auf der Straſſe ſein.

Wer die Eier des Königs frißt, muß hundert Jahre ſpäter ſeine Federn laſſen.

Dieſe originellen Worte fanden ſich im Teſtamente eines Pariſer Kaufmanns mit folgendem Commentar: er verbot, daß ſeine Kinder mit Familien in eheliche Verbindung treten, welche mit den öffentlichen Finanzen zu thun gehabt hatten, weil man dann keinen Tag vor Vermögensconfiscationen ſicher und jeden Augenblick der gerichtlichen Executionen gewärtig ſein könne, denn, ſchloß der Teſtator, wer das Ei des König frißt, muß hundert Jahre ſpäter mit ſeinen Federn herhalten. Auch nennt ein franzöſiſches Sprichwort

Les trésoriers sont esponges du roy,

die Schatzmeiſter des Königs Schwämme, wozu ein altes Manuſcript der königlichen Bibliothek in Paris*) folgende Illuſtration in Worten bringt: „Die Schatzmeiſter oder Financiers werden treffend mit Schwämmen verglichen, denn der Schwamm, wenn er trocken, ſaugt viel Waſſer ein und der Schatzmeiſter, der nichts hat, packt alles Geld zuſammen; und wie der

*) Manuscript Gaignières No. 1014^{567}. Recueil de Proverbes français historiques ou moraux. 3 Bde. 4° im 2. Bde.

Schwamm, wenn er voll Waſſers iſt, gepreßt, es wieder von ſich gibt, in gleicher Weiſe gibt der Schatzmeiſter, der ſich mit Diebſtählen und Unterſchleifen die Säcke vollgeſtopft, Alles wieder zurück, wenn ihn der König zu drücken beginnt. Dieſe Redensart, daß die Schatzmeiſter die Schwämme des Königs ſind, ſteht auf einer Schrift von Jean Bourgoin, deren Titel folgendermaßen lautet: Pressoir des Esponges du Roy ou Epitre liminaire de l'Histoire de la Chambre de Justice establie l'an 1607. (Paris 1623 4°).

Zum Schluße noch ein Paar Reimſprüche

Si souhaits fusent vrays,
Pastoreaulx seroyent roys.

etwa

Würden Wünſche verwirklicht auf Erden,
Möchten die Schäfer Könige werden.

und:

Qui aura de beaux chevaux, si ce n'est le roi?

Wer ſoll ſchöne Pferde haben,
Wenn nicht Könige damit traben?

168. Königliche Hoheit.

Die Erfindung dieſes Titels iſt das Reſultat diplomatiſcher Feinheit zur Aufrechthaltung einer Courtoiſie, die nun einmal ebenſo ſehr beobachtet wird als der Faden der politiſchen Ereigniſſe ſelbſt, und die Ehre der Erfindung gebührt dem ſavoyiſchen Staatsſecretär Martin d'Aspe. Veranlaſſung dazu gab eine Begegnung des Herzogs von Savoyen mit dem unter dem Titel: Cardinal-Infant bekannten Erzbiſchofe Ferdinand von Oeſterreich, dem Sohne Philipp's III. von

Spanien und Margaretha's, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich (1609—1641). Als Ferdinand von Oesterreich im Frühling 1633 mit seinen Truppen, welche er zur Verstärkung der Macht des deutschen Kaisers aus Spanien über Italien nach Deutschland führte, in Nizza ankam, hatte der Herzog von Savoyen den Cardinal-Infanten in Nizza gebührend zu empfangen. Es gab aber wegen der Titulatur beider Herren einige Verlegenheit. Der Herzog führte den Titel: Altezza (Hoheit); derselbe Titel wurde aber bisher auch dem Infanten gegeben. Es galt also einen Titel ausfindig zu machen, der den Herzog von Savoyen nicht nöthigte, seinen bisherigen Titel aufzugeben, und doch andererseits den höheren Rang des Infanten, der denselben Titel führte, andeuten sollte. Martin d'Aspe verfiel nun auf die Idee, daß der Herzog von Savoyen den Cardinal-Infanten mit Altezza reale (Königliche Hoheit) begrüßte, während der Infant ihm die einfache Altezza zurückgab. Diese Erfindung ist seitdem an allen Höfen der Christenheit beliebt worden, um die königliche Hoheit der Geburt anzudeuten. Dem entsprechend wurde später der Titel kaiserliche Hoheit eingeführt.

169. Einen Korb geben.

Ueber den eigentlichen Ursprung dieser Redensart, deren Bedeutung Jedermann kennt, ist man noch nicht im Klaren. Einige holen sie von den Römern her. Wenn nämlich der Bräutigam seine Braut unter verschiedenen Ceremonien in seine Wohnung geführt hatte, gab er daselbst sein Hochzeitsmahl. Den ärmeren Ver-

wandten, die man dazu nicht laden wollte, sendete man Körbchen mit Speisen (sportuli) entweder in's Haus, oder stellte sie ihnen vor die Thüre, von wo sie abzuholen waren. Gegen diese Deutung wurde nun angeführt, daß sie ja gerade den entgegengesetzten Sinn des obigen Spruches gebe; jene hochzeitliche Betheiligung sei ja etwas Angenehmes, und zu solchen Körben, wie sie noch heute ausgetheilt werden, mache man ein saures Gesicht. Wir finden aber den Einklang ganz gut heraus: Eine Sitte, welche die Wirthe veranlaßen konnte einzelne Verwandte von einem Freudenmahle auszuschließen, ward von diesen gewiß nicht wohlgefällig aufgenommen, und es liegt in diesem „Körbchen vor die Thüre stellen" die gleiche Erniedrigung und rief sicher eine ähnliche peinliche Empfindung hervor, wie die abschlägige Antwort an den Brautwerber. Der Korb vertritt dort wie hier so recht eigentlich die Stelle der Lieb- und Freundschaft — statt dieser ein Korb!

Andere leiten die Redensart von der Ähnlichkeit zwischen einem leeren Korbe und vergeblichem Bitten ab. Wieder Andere von einer Sitte, nach welcher man Personen, von denen man einen ehelichen Antrag vermuthete, einen Korb hinter die Thüre stellte.

Derlei Gebräuche, die alle den gleichen Sinn haben, bestehen fast bei allen Nationalitäten, und man erlernt aus der Form des hiezu verwendeten Objektes oder aus dem ganzen Geiste der Sitte sehr leicht den Culturzustand eines Volkes. So stellt man in Dithmarsen dem gefürchteten Freier eine — Schaufel, statt des Körbchens, unter die Nase. Das heißt bei unseren Leuten: „Einem mit dem Schubkarren

über die Naſe fahren." — Im Litthauiſchen beſteht der Brauch, dem Liebhaber, der mit ſeiner Werbung abgewieſen werden ſoll, einen Kranz von Erbſen zu geben. Nicht ohne tiefen Sinn. Das Anſehen einer Erbſe gegenübergeſtellt der Poeſie der Blume. Von dieſem Gebrauche ſchreiben ſich mehrere polniſche Sprichwörter her: „Jemanden einen Erbſenkranz geben;" — „Mit dem Erbſenkranze ſterben" (d. h. als Junggeſelle). Wie niedrig die Erbſe in der That geachtet war, geht aus der Redensart hervor: „Es geht ihm wie den Erbſen am Wege," d. h. er wird von Jedermann gehudelt und gehänſelt, (von den Vögeln aufgepickt). Anderwärts geht man dem Brautwerber ſchon näher an den Leib, um ihm zu ſagen, „wie viel es geſchlagen hat;" er muß ſich, ſo zu ſagen, die Antwort riechen und ſie auch gleich friſchweg verdauen. Es wird ihm nämlich entweder eine Gans (dieſen „Korb" oder dieſe „Schaufel" bezahlt offenbar die abweiſende „Dame") in ſchwarzer Sauce, oder wie z. B. in Liefland ein mit Blut bräunlich und ſauer gekochtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleiſche vorgeſetzt. Da ſollte der Arme nicht ſaure Geſichter machen!

Eine andere komiſche Sitte war es: dem Werber einen Kapaun vorzulegen mit der Aufforderung, denſelben in der Luft zu zerlegen. Gelang dies nicht, ſo hatte er ſeinen „Korb."

170. Krieg iſt leichter angefangen, denn beendet.

Der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen gab, als man ihn fragte, warum er ſich ſo Manches gefallen laſſe, zur Antwort: „Ich will keinen Krieg anfangen; muß ich aber Krieg führen, ſo ſoll man ſehen, daß das Aufhören von mir abhängen ſoll!“ Derſelbe Fürſt ſagte auch: „Er hätte eine Stadt mit fünf Mann einnehmen können, aber es war ihm der Verluſt eines einzigen zu viel.“

Ein rechtſchaffen Fürſtenwort, ohne Zweifel aus einer Zeit, wo die Fürſten noch mehr des Volkes Stimme zu Rathe zogen; denn dieſes ſagt: „Gibt es Krieg, ſo macht der Teufel die Hölle weiter;“ — „Im Kriege ſchweigt das Recht;“ — „der Krieg iſt ein güldin Nez; wer damit fahet, hat mer Schaden als Nuzen;“ — „Krieg frißt Gold und ſch .... Kieſelſteine;“ — „Krieg hat viel Gaukelei;“ — „Im Kriege iſt viel Lüge;“ — „Krieg iſt Gottes Beſen, damit er Land und Leut' ausfegt;“ — „Es iſt ein gewagtes Spiel, daß man eines Landes wolfahrt auff die Spitz eines Rappiers ſtellet.“—

Wenigſtens ſind die zum Kriege nothwendigen Elemente oft ſchwer genug zu haben: „Erſtens Geld, zweitens Geld, drittens Geld;“ und Kaiſer Karl V. ſagt: „Die Grundveſten des Krieges ſind Geld, Proviant und Soldaten; — doch kann man bei erprobten Soldaten im Nothfalle der zwei andern Stücke entberen,“ — natürlich weil ſie ſich's ſelbſt ſchaffen können.

Das edle Wort eines Friedrich von Sachsen steht aber gottlob nicht vereinzelt da. So ließ sich Kaiser Karl IV., als er noch König in Böhmen war und wider Kaiser Ludwig auszog, durch dessen mittlerweile erfolgten Tod aber davon enthoben ward, vernehmen: „Gelobet sey der Herr, der allein wunder thut, daß er mich Christlich Blut zu vergiessen, vnd an meinem Feind mich zu rechen abgehalten!“

Der berühmte Freundsberg, gewiß eine competente Persönlichkeit, that kurz vor seinem Tode folgenden Ausspruch: „Drei Dinge sollen ein jeden vom Krieg abschrecken: 1) Die Verderbung und Vntertrückung der armen vnschuldigen Leut. 2) Das vnordentlich sträfflich Leben der Kriegsleut. 3) Vnd die Vndankbarkeit der Fürsten, bey denen die Untreuen hoch kommen, vnd reich werden, vnd die Wolverdienten vnbelohnt bleiben.“

Ein Graf von Nassau († 1537) entgegnete, als ihm gerathen wurde, es sei jetzt die beste Gelegenheit, die Grafschaft Katzenellenbogen an sich zu bringen: „Er achte sich einer Grafschaft nicht so hoch, daß er darumb deß gantzen teutschen Reichsfrieden verwirren oder zerstören wollte.“

171. Der Krippenreiter.

Das, was wir einen noblen Schmarozer nennen würden. Der Krippenritter ist ein Auswuchs jenes kleinen Adels, der außer seinem Diplome und seinem adeligen Bewußtsein nichts in der Welt sein nennt — „Titel ohne Mittel.“ — Zu dieser traurigen Rolle werden meist die jüngeren Söhne adeliger Häuser verdammt, die ein Majorat errichtet haben. Der älteste Bruder ist Majoratsherr, und die übrigen haben bei ihm nur freie Wohnung, Kost, ein Rößlein und einen „Menschen“ (Burschen) — „die Ausnahm',“ (wie unser Landvolk es nennen würde.) Es begreift sich, daß solche „Junker's“ auf die edle Gastfreundschaft mehr bemittelter Collegen, d. h. auf's Schmaroziren, angewiesen sind. Die Wiege des Namens Krippenreiter ist das Terrain der baltischen Ritterschaft in den drei Ostseeprovinzen und er hat folgende culturgeschichtliche Unterlage. So wie der Frühling heranbricht, macht sich der arme „Cadet“ der Familie auf, besteigt sein Rößlein, nimmt seinen „Menschen“ mit und beginnt von „Krippe zu Krippe“ der gastfreien Vettern und Bekannten zu ziehen. Beim ersten dem besten Edelmanne „reitet er ein,“ um die Nacht bei ihm zu bleiben. Aber man weiß schon, der Freund ist so artig, die Einladung für den nächsten, vielleicht mehre nächste Tage, ja Wochen zu erneuern. Während dieser Zeit strömen neue Gäste zu, unter denen wieder einer sich befindet, der des Junkers Schmerzen kennt und ihn auf sein Schlößlein mitnimmt. Uebrigens wird ihm das nicht ganz umsonst; er weiß sich nutzbar und gesucht zu ma-

chen; er kennt die beſten Wildſtände, weiß über die Familienverhältniſſe des ganzen Landes Beſcheid, ſteht mit den jüdiſchen Kaufleuten in Verkehr, und iſt beſonders ſtets bereit, Aufträge und Poſten für die Frauen zu beſorgen. Auch ſpielt er alle Kartenſpiele und jagt auf allen Bahnen mit. Er iſt daher überall gern geſehen und wird als Familienglied behandelt, ja, wenn Herr und Frau verhindert ſind, macht er die Honneurs im Hauſe. So „krippenreitet" er ſich durch die Welt, arm und doch behäbig, ſtets beſitzend, weil er nichts verlieren und verthun kann.

So hat ſich auch bei uns der Name Krippenreiter für die Bezeichnung eines „armſeligen Menſchen," eines „Schluckers" innen und außen eingebürgert, oder beſſer geſagt — eingeadelt.

172. Hol dich der Kukuk. — Des Kukuk's werden. — Das weiß der Kukuk.

Schwerlich iſt bei irgend einem Worte der Naturlaut ſo glücklich und von allen Zungen ſo übereinſtimmend nachgebildet worden als bei Kukuk. Bei dem Griechen heißt er κόκκυξ, bei dem Lateiner cuculus; der Italiener nennt ihn cuculo, der Franzoſe coucou, der Engländer cuckoo, der wendiſche Slave kukaliza, kukoviza, der Pole kukułka, der Čeche kukačka, Kukuvacha. Die Polen und Illyrier haben indeſſen noch andere, ganz verſchiedene Benennungen für den Vogel. Am meiſten entfernt dürfte die ſchwediſche Zuſammenziehung göck liegen.

Der Kukuk gehört im wahrſten Sinne des Wortes dem Volke, u. z. jenem glücklichen Theile deſſelben,

deß der Wald und die Flur ist. Mit ihm spricht es, wie mit dem beschopften Kakadu die Frau Gräfin in der Stadt; von ihm läßt es sich ansingen; ihn verwebt es in seine Sprüche. Unsere Väter sagten: „Wann der Gauch guket," ist der Frühling da. Da gingen sie hinaus in den Wald und fragten ihn, wie viel Jahre sie noch zu leben haben, wie viel Kinder sie zu erwarten u. s. w. So ruft man in Niedersachsen ihn an:

„Kukuk vom Häven,
Wie lange soll ich 'läven?"

In anderen Gegenden heißt es:

„Kukuk, Beckerknecht,
Sag' mir recht,
Wie viel Jahr' ich leben soll?"

Man erzählt sich nämlich, daß der Kukuk ein verwünschter Bäcker- oder Müllergeselle gewesen sei, der in theuerer Zeit den armen Leuten von ihrem Teige stahl und dabei ausrief: Guk, guk! (Ei sieh' mal.) Darum strafte ihn der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der sein ehemaliges Stichwort immer wiederholen muß.

In Schweden fragen ihn die Mädchen, wie viel Jahre es noch dauert, bis sie einen Mann finden. Ruft er mehr als zehnmal, so behaupten sie, er sitze auf einem bezauberten bösen Zweige und verstehe sie nicht recht.

Allein, die Volkssage legt ihm auch Dämonisches bei. Er soll es nämlich verstehen, die Menschen zu necken und zu bethören (wir glauben da, daß schwedische Jungfrauen ihn verleumdet haben); sein

bloßes Erſcheinen bedeute oft nichts Gutes, und wer ihn tödtet, dem ergehe es ſchlimm. Es liegt wohl nahe, das Moment des Unheimlichen in die Natur dieſes Vogels mit aufzunehmen: denn iſt es nicht unheimlich, wenn dem neugierigen, abergläubiſchen Frager die Antwort wird, er habe nur mehr 1 oder 2 Jahre zu leben?

Kein Wunder daher, wenn der „Frühlingsbringer" zugleich den Stoff zu manchen Verwünſchungen im alltäglichen Leben liefert, als da ſind:

„Hol' dich der Kukuk"

oder: „Da möchte Einer des Kukuks werden,"

das offenbar einen „teufliſchen" Beigeſchmack hat; und

„Das weiß der Kukuk."

D. h. Einer, der mehr weiß und wiſſen kann, als unſereiner, natürlich durch übernatürliche, zauberiſche Begabung, hexen- und teufelsmäßig.

173. Den Kuppelpelz verdienen oder kriegen.

Jedermann kennt die Bedeutung des Wortes kuppeln. Ueber ſeine Zuſammenſtellung mit Pelz dürfte man nicht immer im Klaren ſein. Es wird gewöhnlich als der von dem ſchändlichen Gewerbe der Kuppelei entfallende Lohn genommen. Wenn wir aber fragen, wie ſo gerade dieſer Artikel als Lohn genannt wird, und wenn wir andererſeits den letzten Sinn des Wortes verdienen in's Auge faſſen, ſo iſt kaum ein Zweifel, daß es ſich hier um Lohn in ſatyriſchem Sinne,

nämlich um einen Lohn handle, wie ihn die Kuppelei eben verdient! Das wird aber ein gar böses Stück Gut oder Geld sein. Und in der That führt uns die Bedeutung des Wortes pelzen auf die rechte Spur. Pelzen heißt so viel als 1) impfen, d. i. etwas in die Haut (Pelz) einpflanzen; 2) schlagen, schelten, schimpfen. Der verdiente und auch oft ausgetheilte Lohn wäre also: Schimpf und Schläge.

Sollte aber vielleicht in Pelz die „zottige" Anspielung an den eigentlichen Gegenstand des Gewerbes liegen? Oder hat sich wirklich Jemand durch seine Gefälligkeit einen „Zobelpelz" verdient? Zobel ist ja selbst ein verrufenes Schlagwort, und der Spruch „Ihr seid mir die wahren Zoberln" könnte man in solcher Situation ja prächtig anwenden!

Eiselein sagt darüber: „den Kuppelpelz verdienen, kriegen, bekommen haben: Dieses wird durch folgende Stelle aus Steinhövel erläutert: Der Richter ihr vor (vorerst) den Pelz erzoh und dann beide von der Stampfmülen ufstunden!" Culturhistorisch interessant erscheint die französische Redensart für kuppeln oder (heimliche) Briefchen zu einem Stelldichein besorgen; man nennt dieß „Hühnchen tragen," porter un poulet, und es verdankt einer schimpflichen Abfertigung seinen Ursprung. Wenn man nämlich in Italien Jemand, den man auf der Kuppelei erwischt hatte, wippte oder mit dem Schnellgalgen bestrafte, so hing man an seine Füße zwei lebende Hühner. Die Ursache ist folgende: Solche Leute, die sich mit der Besorgung derartiger heimlicher Billetdoux befaßten, trugen gewöhnlich Hühner herum, die sie zum Verkaufe

anboten. Unter den Flügeln des fetteſten oder größten Huhn's ſteckte der Brief, mit welcher Sitte die betreffende Dame ſchon vertraut war. Der Erſte nun, den man bei dieſem ſauberen Hühnerhandel erwiſcht hatte, wurde mit dem Schnellgalgen beſtraft und an ſeine Füſſe zwei Hühner befeſtigt, die dieſes zweibeinige Windſpiel, (weil der Wind damit ſpielt) hin und her ſchaukelten. In der Folge wurde jede Kuppelei in Italien ſo beſtraft. Die Franzoſen aber ſchlürften von dieſer Culturblüte den Rahm ab und nannten ſeither das Kuppeln oder heimliche Liebesbriefe beſtellen ganz niedlich „Hühnchen tragen."

174. Lateiniſche Küche.

Die Apotheken nennt das Volk ſehr witzig „lateiniſche Küchen," weil dort nur nach den in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Recepten der Herren Doctor's gekocht und verabreicht wird. Man will natürlich kein Koſtgänger dieſer Küche ſein, und ein Vater, der ſeine Kinder recht über den Schüſſeln her ſieht und dem es oft recht heiß und ängſtlich dabei werden mag, tröſtet ſich nur mit dem Gedanken: „die Schlingel werden mich noch arm freſſen; aber iſt mir doch lieber, als wenn ich's (das Geld) in die lateiniſche Küche ſchicken müßte!"

Die Profeſſoren in der lateiniſchen Küche ſind die Apotheker, auch „Neun und Neunziger" genannt, wegen des hohen Gewinns, den die Apotheker-Rechnungen ergeben. Der Spottname „Neun und Neunziger" wird aber aus einer Buchſtaben-Spielerei erklärt. Wenn man den Buchſtaben des Wortes Apotheker

jene Zahlen ſubſtituirt, welche auf ſie in der alphabetiſchen Reihe entfallen, (das J und Jot werden als zwei Buchſtaben angenommen) ſo ergibt ſich folgendes Reſultat:

A	=	1
P	=	16
O	=	15
T	=	20
H	=	8
E	=	5
K	=	11
E	=	5
R	=	18
Apotheker	=	99.

175. Die Leviten leſen.

Jemanden derb die Wahrheit ſagen. Eigentlich: „Die Leviten-Meſſe“ leſen. Bei allen geiſtlichen Stiftern nämlich übte der Vorſtand das Sittenrichter-Amt im Kapitelhauſe über die jüngere Geiſtlichkeit aus, und was er in der Erfüllung dieſes ſeines Amtes zu ſagen hatte, geſchah meiſt nach der Meſſe, welche in den größeren Stiftern täglich von einem Presbyter unter Aſſiſtenz eines Diacons und eines Subdiacons gehalten wurde. Daher ward dieſe der Meſſe nachfolgende Funktion die „Levitenmeſſe“ genannt und ging ſpäter in den allgemeinen Redebrauch über. Leviten, urſprünglich die vom Stamme Levi, welche den Tempeldienſt zu verſehen hatten, hießen in der chriſtlichen Kirche ehedem die Diakonen.

176. Hätte Lyra nicht geleiert, hätte Luther nicht getanzt.

Hier haben wir es mit einem hiſtoriſchen Spruche von nachhaltiger Wirkung zu thun. Er iſt urſprünglich lateiniſch und beſtehen davon zwei Varianten: „Si Lyra non lirasset, totus mundus delirasset“ als proteſtantiſche Antwort auf den katholiſchen Spott: „Si Lyra non lirasset, Lutherus non saltasset.“ Nicolaus de Lyra (von ſeinem Geburtsort Lire ſo genannt), war ein ſehr gelehrter franzöſiſcher Theolog im 14. Jahrhunderte und jüdiſcher Abſtammung. Lyra war Franziskanermönch und lehrte zu Paris die Theologie; er hat einen Commentar über die Bibel „Postillae perpetuae seu breves commentationes in universa biblia, libri 85.“ (zuerſt in Rom 1471 in 5 Bden. und dann öfter) geſchrieben, woran er von 1293—1330 gearbeitet. Derſelbe enthält, da Lyra tüchtige Kenntniß des Hebräiſchen beſaß, mannigfache Aufſchlüſſe über dunkle Stellen dieſes Gottesbuches. Luther hat bei ſeiner deutſchen Bibel-Ueberſetzung Lyra's Buch fleißig benützt. Es iſt bekannt, daß eben die lutheriſche Bearbeitung der Bibel von den katholiſchen Theologen am meiſten angefochten wird und dieſe Benützung des Lyra'ſchen Commentars von Seite Luther's hatte den Spottreim ſeiner Feinde:

Hätte Lyra nicht über die Bibel geſchrieben,
Wär' mancher Doctor ein Eſel geblieben,

(worin unter dem „mancher Doctor“ Doctor Luther verſteckt gemeint iſt) und das auf Lyra's Namen anklingende Sprich- und Spottwort „hätte Lyra nicht ge-

leiert, hätte Luther nicht getanzt" hervorgerufen. Die Anwendung desselben, beim Eintreten eines Ereignisses als Folge eines vorangegangenen, erklärt sich von selbst. Wie wenig stichhältig übrigens der obige Spott auf Luther ist, erhellet aus dessen andern Werken, in denen er Nikolaus de Lyra nicht zu Hilfe genommen.

177. Im Mai soll man nicht heiraten.

Der Sinn dieses von einer weit hinter uns liegenden Gesittung diktirten Gesetzes oder richtiger Receptes ist den Generationen der mittleren und neueren Zeit aus dem Bewußtsein entschwunden. Mühsame und scharfsinnige Untersuchungen haben nun ergeben, daß dieser Spruch bei den Römern und Griechen in voller Geltung bestand und nicht nur in die Terminologie ihres Aberglaubens, sondern auch in die Reihe ernster, staatlicher, bindender Gesetze aufgenommen ward. Bei den Römern war es ausdrücklich verboten, und ebenso scrupulös beobachtet, nicht nur während des ganzen Monats Mai hindurch, sondern auch an einigen andern Tagen, z. B. den Parentalien, den sogenannten unreinen, schwarzen, Unglückstagen nicht zu heirathen. Ganz besonders gefürchtet war der 9. Mai (seltsam: es ist eben der im christlichen Cultus der allerheiligsten Jungfrau geweihte Tag, wie der ganze Mai selbst); denn er gehörte den bösen Einflüssen der Lemuren, düsterer Nachtgeister, vor denen man die Tempel verschloß. Aus anderen Stellen geht wieder hervor, daß eine Ausnahme von der Rigorosität des Gesetzes zugelassen ward, u. z. zu Gunsten der Witwen, denen das Heiraten zu

verbotener Zeit weniger schädlich sein sollte als den Jungfrauen.

Schon Plutarch in seinen „Römischen Forschungen" versucht die Motive dieser Anordnungen zu ergründen. Er meint, zunächst sei Ursache, weil der Mai zwischen April und Juni liege, diesen der Venus und der Juno geweihten Monaten. Da man nun diese beiden Göttinen als Beschützerinen des ehelichen Lebens verehrte, so sei es angezeigt gewesen, entweder im April zu heiraten oder, war dieser schon verstrichen, bis zum Juni zu warten. Als zweiten Grund führt er an daß der Mai der große Bußmonat gewesen ist, in welchem festliches Gepränge und Kleiderputz den Weibern untersagt war. Drittens erzählt er, daß schon seit Romulus der Monat Mai den Alten im Volke, denen er die Besorgung der Staatsgeschäfte überließ, (Majus a majoribus) gewidmet war, während der Juni den jungen Leuten (Junius a junioribus) gehörte und daher für Heirathen angezeigter war.

Es dürfte uns heute nicht mehr so schwer sein, einen stichhältigen Grund dafür zu finden. Kennen wir ja doch auch in unserem christlichen Cultus die sogenannten „verbotenen Zeiten," ausdrücklich aufgenommen in die Ehegesetze. Wenn wir nun, die Culturgeschichte der alten Völker überblickend, auch zugeben müssen, daß der Aberglaube, der Cultus heidnischer Götter, die Furcht vor dämonischen Einflüssen großen Antheil an der Bildung solcher Regeln (was sind denn unsere Bauern- und Wetterregeln?) hatten, so können wir andererseits nicht mit Sicherheit behaupten, es habe

dem Geſetze nicht irgend ein ernſteres politiſches oder religiöſes Princip zu Grunde gelegen.

Als Aberglaube, ja als Sprichwort im Munde des Volks hat uns Ovid in ſeinen „Fastis“ (V. 487—490) die Redensart dargeſtellt. Er ſagt:

„Nec viduae taedis eadem, nec virginis apta
Tempora. Quae nupsit, non diuturna fuit.
Hac quoque de causa, si te proverbia tangunt,
Mense malas majo nubere vulgus ait.“

Merkwürdiger Weiſe finden ſich auch in der deutſchen Spruchliteratur einige Verſe, die unſere Vorältern ſich „hinter's Ohr“ geſchrieben haben und die als eine faſt wörtliche Ueberſetzung der Ovidiſchen Verſe gelten können:

„Es iſt (weder) Witwen, noch Jungfern gut zu freien
Im Maien; denn es pflegt ſie bald zu gereuen;
Sie leben ſelten lang: auch iſt das Sprichwort wahr:
Was in den Maien freut (freit), iſt nicht der beſten Haar (Art).“

Nach der andern Seite hin, ob nämlich der Staat ſelbſt hier nach einem Principe vorgegangen war, finden ſich zwar nicht ſolche Belegſtellen; doch kommt bei Vincenzo Tanara eine Andeutung vor, welche die Sache auf einen jedenfalls ernſteren Standpunkt erhebt. Tanara bemerkt nämlich, man habe darum im Mai nicht gern geheirathet, weil die Zeit während der fünften Erneuerung des Mondes — und das iſt der Mai — für eine unfruchtbare gehalten ward. Von der Beobachtung eines Naturgeſetzes zur Berückſichtigung deſſelben im ſtaatlichen und ſocialen Leben iſt wohl nur Ein Schritt.

Die chriſtliche Kirche trat ſpäter ernſt und eifernd gegen dieſen Aberglauben auf. Der heilige Auguſtin

verlacht jene, die sich besondere Tage zur Hochzeit wählen und andere aus abergläubischen Gründen ausschließen. Und auf einer Kirchenversammlung zu Bordeaux im J. 1624 ward diese abergläubische Meinung als eines Christen unwürdig bezeichnet und verworfen.

Auffallend ist, daß die Anschauung unserer Zeit eben diesen Monat als besonders günstig für den hochzeitlichen und bräutlichen Apparat hält, und der Glaube besteht, daß die im Mai erzeugten Kinder die schönsten und kräftigsten seien. Die Ursache liegt wohl nahe — der Mai ist in unsern Zonen Eins mit dem Wiedererwachen und der üppigsten Kräfteentwickelung der Natur. Da nun wir Menschen unläugbar nur Theile der Natur sind, so ist dieser Gedankengang und diese „süße Speculation" nicht so unsinnig. Hingegen fanden wir in einem 100 oder 200 Jahre alten „Gesundheits-Kalender" die ernstliche Mahnung: „daß man sich im Märzen des Weibes enthalten solle." Bei den Franzosen wieder ist der Februar der Heiratsmonat und heißt von ihm im Sprichwort:

Février
l' anelier

was Frederic Pluquet*) dem Umstande zuschreibt, daß in diesem Monate, als demjenigen, welcher der Fastenzeit, in der das Heirathen verboten ist, vorangeht, die meisten Ehen geschlossen werden.

Eines dürfen wir bei Untersuchungen dieser Art wohl nicht übersehen, nämlich die sehr ungleiche Physio-

*) Pluquet (Fred.), Contes populaires, Préjuges, Patois, Proverbes noms de lieux de l'arrondissement de Bayeux (Rouen 1834 8°) p. 117.

gnomie der einzelnen Monate in den verschiedenen Himmelsstrichen. Der März, der Mai u. s. w. hüben ist nicht mehr der von drüben. Dabei steht fest, daß in Jahrtausenden die Jahreszeiten sich umschwingen, und die Einflüsse irdischer und himmlischer Phänomene theils sich abschwächen, theils sich verstärken, je nach der Constellation.

Uebrigens hat sich zu allen Zeiten die öffentliche, wie private Aufmerksamkeit dem großen, so wichtigen Institute der Ehe zugewendet, und die Sorge des Volkes, sich hier Alles zurechtzulegen und obenan das Haus wohl zu bestellen, kommt am klarsten und, sagen wir es nur — am liebenswürdigsten in den tausend abergläubischen Sprüchen und Vorkehrungen zu Tage, die bald Glück und Unglück „rabenheiser" verkünden, bald ängstlich herbeiziehen oder abwehren sollen.

Wir geben im Folgenden eine Zusammenstellung solcher Sprüche und Mittel, wie sie in den einzelnen deutschen Ländern zu Hause sind.

Am Altar während der Trauung müssen sich Braut und Bräutigam möglichst eng aneinanderstellen, damit die „böſen Leute" nichts dazwischen bringen können und in der Ehe also die Eintracht bewahrt wird (**Franken, Lausitz, Ostpreußen, Lauenburg, Sachsen, Schlesien, Hessen, Mark**); — im südlichen Hannover gilt dies auch während des Aufgebotes. — Die Braut hält bei der Trauung ein Geldstück heimlich unter dem Oberarm eingezwängt, und läßt es beim Herausgehen aus der Kirche unbemerkt fallen; das schützt vor Behexung (**Franken**); ebenso muß sie sich vor der Trauung eine Rist Flachs um das linke Bein gebunden haben, so hat sie

dann reichen Flachssegen (**Lauenburg**): der Flachs ist nämlich bei der Trauung zugleich mit gesegnet.

Wenn die Braut nicht weint vor dem Altare, so weint sie in der Ehe (**Wetterau, Tirol, Schlesien**) Beide Verlobte knien vor dem Altare gleichzeitig nieder; wer aber von beiden früher niederkniet, stirbt zuerst (**Merseburg, Göttingen**). Will die Frau in der Ehe; die Oberhand haben, so setzt sie bei der Trauung ihren linken Fuß auf den rechten des Mannes (**Ostpreußen. Schlesien**, eben so bei den **Esthen**), und wer von beiden jungen Eheleuten bei der Rückkehr von der Trauung zuerst den Fuß auf die Thürschwelle setzt, erringt die Herrschaft im Hause (**Franken**). — Es ist nicht gut, wenn mehrere Brautpaare zugleich getraut werden, denn nur eins davon erhält wirklich den Segen (**Lauenburg**) und die anderen sterben bald (um **Göttingen**); der kirchliche Segen wird also hier, wie bei der Taufe, als eine materielle Strömung vorgestellt, welche von dem Segnenden auf den Empfänger wirklich übergeht, und also durch Theilung verliert, und nicht von Vielen zugleich aufgenommen werden kann. — Bei der Trauung suchen die Brautjungfern mit ihren Kleidern an die Braut anzustreifen, dann werden sie bald selbst Braut (**München**).

Das Brautpaar darf nicht auf demselben Wege aus der Kirche zurückkehren, auf welchem es dahin gekommen, sonst ist die Ehe unglücklich (**Altenburg**). — Der Bräutigam darf am Hochzeitstage die Braut nicht bedienen, sonst muß er es Zeitlebens thun (**Mark**). — Die Braut muß ein Brot und andere Lebensmittel in

das neue Haus mitbringen, dann fehlt es ihr niemals an Nahrung (**Oberlauſitz, Schleſien**).

Wenn zwei Geſchwiſter in demſelben Jahre heirathen, ſo ſind ihre Ehen, oder eine derſelben unglücklich (**Altenburg**); in anderen Gegenden gilt dies nur bei Hochzeiten, die von zwei Geſchwiſtern an demſelben Tage gehalten werden. (**Schleſien**). — Bei dem Hochzeitstanz müſſen zuerſt die Neuverbundenen im Brautſtaat mit einander tanzen, ſo wird die Ehe glücklich (**Wetterau, Schleſien.**) — Wer von beiden am Hochzeitstage zuerſt in's Bett geht, erlangt die Herrſchaft im Hauſe (**Wetterau, Schwaben**), — und wer von beiden zuerſt einſchläft, ſtirbt zuerſt. (**Oſtpreußen.**)

Beim Hochzeitsſchmaus werfen die Gäſte, beſonders die unverheirateten, einander mit Haſelnüſſen; wenn ſich eine darunter mit doppeltem Kern findet, ſo wird aus den Beiden ein Paar. (**Schleſien**). — Die Nüſſe, beſonders die Haſelnüſſe, haben durch ganz Deutſchland eine beſondere Beziehung zur Liebe und zur Ehe.

Bei gemeinſchaftlichen Mahlzeiten ſoll man ſich nicht zwiſchen zwei Eheleute ſetzen, ſonſt ſtört man den Ehefrieden. (**Wetterau**).

177. Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wäre,
Gäb mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehre.

Dieſe zungenbrechenden durch die Anhäufung gleichlautender Silben beinahe grotesk erſcheinenden Verſe haben einen königlichen Verfaſſer, der ſich freilich mit dieſen vier Zeilen ein eigenthümliches Sprachmonument geſetzt. Man erzählt nämlich, daß Karl XII. von Schweden einſt in Schleſien bei einem Gaſtwirthe in Schweidnitz einkehrte, ohne von dieſem erkannt zu werden. Der Gaſtwirth behandelte den König, der ihm nicht viel gleich ſah, äußert unhöflich. Karl ſchwieg und ließ ſich Alles gefallen. Ehe er abreiſte, ſchrieb er aber an die Thür ſeines Zimmers:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre“
u. ſ. w.

Als der Wirth ſpäter erfuhr, mit wem er es zu thun gehabt, ging er in ſich und ſchrieb, um Andere vor ähnlichen Mißgriffen zu warnen, über die Thüre ſeines „Hôtels“ jene — hiſtoriſchen Worte.

178. Zum Kloſter Maulbrunn ſtiften,

das heißt ſo viel als alles verpraſſen; nicht etwa mit einer Anſpielung auf das ehemalige alte (1148 geſtiftete) und berühmte Ciſtercienſer Kloſter Maulbrunn, bei Stuttgart an der Salza gelegen, auf deſſen Bergen der Elffinger Wein wächſt, ſondern mit Bezug auf das „Maulbrunn," das auf jedes Menſchen Angeſicht dicht unter der Naſe liegt.

179. Mephiſtopheles.

Goethe hat dieſes Wort verewigt. Woher ſtammt es? Man ſagt aus dem Hebräiſchen und erinnert an den Namen Mephisposeth, Sohn Jonathans (2 Sam. 4, 4.), der gleich Mephiſto lahm und hinkend war; ferner heißt im Hebräiſchen Jemand, der allerhand gottloſes Zeug verübt: Maphei—tophel; und wieder Jemand, der Fäden des Dunkels, Elends, des Böſen und hölliſchen Verderbens ſpinnt, heißt in der Sprache des auserwählten Volkes: Mephascheth-oppel. Man bittet nach Belieben zu wählen; jedenfalls findet ſich dieſes Wort zunächſt in der Puppenkomödie; Göthe aber mochte es der Frankfurter Judenſprache entnommen haben, die ihn in ſeiner Jugend nicht wenig beluſtigte.

180. Morganatiſche Ehe.

Darunter verſteht man die Ehe linker Hand, welche der Frau nicht den Rang des Mannes und den Kindern kein Erbrecht gibt. Morganatiſch, latiniſirt aus der Form morgan, heißt die Morgengabe betreffend, d. i. jenes Geſchenk, welches der Mann der Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeit gibt. In dieſem Geſchenke ſcheint nun auch das charakteriſtiſche Merkmal einer ſolchen gegen die gewöhnlichen Begriffe geſchloſſenen Ehe zu liegen, und die Bedeutung des Namens davon hergenommen. Mitgift, wie ſie bei regelmäßiger Ehe gegeben wird, unterſcheidet ſich als eigentliche Gabe, gleichſam Gebühr, von der morganatiſchen Spende, als einem Geſchenke der Courtoiſie.

Man hat auch verſucht, das Wort Morganatiſch für eine plattdeutſche Zuſammenſetzung aus: „Na de Moer gaan," d. i. nach der Mutter geh'n, nicht dem Stande und Namen des Vaters folgen.

181. Bis auf den Nagel brennen laſſen.

Im Volksmunde ſind folgende zwei Sprüche: „Das Kerzlein iſt mir bis auf den Nagel abgebrannt;" — und „Wenn's auf den Nagel breunt, muß man wehren." Dieß ſoll von der Sitte kommen, in den Kirchen kleine Wachskerzchen auf den Nagel des Daumen zu kleben und ſich beim Leſen zu leuchten; und der Sinn dieſer Sprüche wäre: Die Warnung, es nicht ſo weit kommen zu laſſen, da das Brennen auf den Nagel ganz beſonders ſchmerzhaft iſt.

So Eiſelein. Aber wir hätten da mancherlei auf dem Herzen, da uns die Sitte, in der Kirche die Kerz-

lein auf den Nagel zu kleben, völlig fremd ist. Zunächst fällt uns auf, daß sich diese beiden Sprüche nicht ganz unter Einen Hut stellen lassen. Wenn ich sage: „Das Kerzlein ist mir bis auf den Nagel abgebrannt," so constatire ich eine Thatsache, die sich doch wohl zunächst auf das Kerzlein, nicht auf den Nagel bezieht; ich will damit sagen: Es geht mit dem Kerzlein zu Ende, das Licht geht aus. Der andere Spruch aber enthält um so entschiedener das Bewußtsein einer fatalen Lage, aus der man sich mit allen Kräften ziehen soll: „Wenn's auf den Nagel brennt, muß man wehren!" Da haben wir's entschieden mit dem Nagel zu thun. Was muß nun die nächste Schlußfolgerung aus dieser Verschiedenheit des Sinnes sein? Offenbar der Gedanke, daß wir es mit einer zweifachen Bedeutung des Wortes Nagel zu thun haben. Eiselein selbst bestärkt uns durch sein zu der zweiten Redensart gegebenes Citat aus Fridank in dieser Vermuthung. Er citirt:

„Ich höre sagen die Wisen,
Ein Nagel behalt' ein Isen;
Ein Isen ein Roß; ein Roß den Mann,
Eine Burg der Mann, so striten kann;
Die Burg ein Land betwinget,
Daß es nach Hulden dinget.
Der Nagel ist wol brandt,
Der Isen, Roß, Burg unde Land
Solcher Eren beholfen hat,
Davon sie Name so hohe stat."

Nun, entweder paßt dieses Citat zu dem Sprichworte, oder es paßt nicht dazu. Im ersteren Falle hat

der Citirende wohl ſelbſt den Zwieſpalt zwiſchen der Bedeutung des Wortes Nagel in dieſem Spruche und der in dem zuerſt genannten zugegeben, und die beiden Sprüche können nicht, wie es geſchehen iſt, unter Eine Deutung gefaßt werden. Der Nagel, auf dem das Kerzlein abbrennt, und der Nagel, der das Eiſen, das Roß, den Mann u. ſ. w. trägt, ſind eben zwei verſchiedene Nägel. Paßt aber das Citat nicht, dann wiſſen wir nicht, wie es an dieſe Stelle gekommen iſt, und wir finden nur wieder das Bewußtſein eines Zwieſpaltes beſtätigt. Der Nagel mit dem „Iſen“ iſt offenbar der Nagel mit ſeiner Tragfähigkeit, hier mit Beziehung auf das folgende Bild, der Nagel, der das Hufeiſen am Fuße des Roßes befeſtigt und ſo dieſes fähig macht, den Mann zu tragen. Wenn wir nun die logiſche Reihe in Fridank's ſinnreichen Verſen zurückgehen, ſo daß wir vom ganzen Lande wieder auf den Alles feſtenden Nagel kommen, ſo finden wir, daß jenes Citat und der Spruch: „Wenn's auf den Nagel brennt, muß man wehren,“ logiſch und moraliſch allerdings zuſammenpaſſen. Es wird hier die Warnung ausgeſprochen, es ja nicht ſo weit kommen zu laſſen, denn wenn einmal das, was Alles hält, worauf ſich Alles ſtützt, angegriffen iſt (Feuer als angreifendes Element), dann ſteht es ſchlimm.

Es bleibt uns nur noch übrig, den Nagel unter dem Kerzlein näher zu beſchauen. Wir glauben, wie geſagt, nicht, daß es ſich hier um den Nagel handle, ſondern daß unſere Aufmerkſamkeit für das Kerzlein in Anſpruch genommen werde. „Das Kerzlein iſt nun abgebrannt!“ Frage: „Wie weit?“ — Antwort:

„Bis auf den Nagel" — „Schon so weit?" Es wird also angezeigt, daß vom Kerzlein nur mehr ein Stücklein übrig sei. Wir glauben also, daß wir es auch in diesem Spruche nicht mit einem Daumennagel, sondern mit einem Kerzlein zu thun haben, das — bis auf die Neige abgebrannt ist. Zur Erklärung des Wortes Neige als Nagel müssen wir nun freilich zum Dialectlexikon flüchten und bemerken, daß der Begriff der Neige, der letzte Rest, das zu Ende gehen einer Sache, in der niederösterreichischen Mundart durchaus und sehr wohl verständlich mit „Nagel" bezeichnet wird. „Her da!" Kaufen's mir mein Nagel Aepfel ab!" ruft die Obsthändlerin den Vorübergehenden zu, womit sie ausdrücken will, daß sie eben noch eine Handvoll, ein „Restl" ihrer Frucht habe. Dem analog nennen sie auch das Zertheilen eines Vorrathes in kleine Partien, Häufchen, das „Nagelmachen," obwohl im eigentlichen Sinne erst das letzte Häufchen, das im Verkaufe abgeht, das „Nagel" par excellence ist.

182. Sich einen Nagel zum Sarge schmieden,

war der Wahlspruch eines aus Trinkgesellschaften englischer Militärs hervorgegangenen Ordens. Die Entstehungsgeschichte ist folgende. Es pflegten Officiere, welche eine Tischgenossenschaft bildeten, wöchentlich ein öffentliches Diner zu geben, zu dem jeder seine Bekannten einladen konnte. Den Vorsitz dabei führten ein Präsident und ein Vicepräsident, von denen der eine am obern, der andere am untern Ende der Tafel saß und auf Ordnung zu halten hatte. Wenn nun die Flaschen kamen, so mußten alle Diener sich entfernen; der Präsi-

dent ſtand auf, nahm einen Nagel und einen Hammer und ſchlug den Nagel in die Thüre des Zimmers, zum Zeichen, daß nun Niemand mehr hinaus oder herein dürfe. Dann kehrte er an ſeinen Platz zurück, brachte feierlich die Geſundheit des Königs aus, die ſchweigend, aber ſtehend getrunken wurde, worauf das Saufgelage begann. Nur der Präſident mußte ſich tapfer halten, denn es war ihm vorſchriftsmäßig unterſagt, ſich früher zu betrinken, als Alle übrigen unter dem Tiſche lagen. Alle zwei Minuten kam die Flaſche zu Einem, und er mußte bei Strafe jedesmal trinken.

Alle engliſchen Regimenter hatten nach und nach ſolche „Nagelgeſellſchaften," die ſich zuletzt in einen Nagelorden vereinigten. Die Mitglieder erſchienen in den Verſammlungen mit dem Ordenszeichen, einem ſilbernen Nagel an blauem Bande um den Hals. Bei der Aufnahme machten ſie ſich verbindlich, monatlich einmal zuſammenzukommen und ſich recht ordentlich zu betrinken, oder, wie ſie ſich mit witziger Anſpielung ausdrückten, „einen neuen Nagel für ihren Sarg zu ſchmieden."

183. Die Nagelprobe.

Wenn Einer beim Trinken ſein Glas ſo zu leeren verſteht, daß es unmöglich iſt, aus dem umgeſtürzten Gefäße auch nur mehr einen Tropfen herauszubringen, ſo ſagt man: „Es iſt nicht die Nagelprobe (beſſer: für die Nagelprobe) übriggeblieben!" Das Bild iſt von einem alten Brauche hergenommen, dem gemäß wirklich eine Probe dadurch veranſtaltet ward, daß man das ausgetrunkene Glas umgeſtürzt mit ſeinem Rande

ſchief auf den Daumennagel der linken Hand ſetzte, wonach ſich die obgemeinte freudige Wahrnehmung ergeben mußte.

In der Hoftrinkordnung Kurfürſt's Chriſtian II. in Sachſen heißt es: „Erſt ſoll man trinken die herrſchaftliche Geſundheit; darnach ſoll man bringen den freudigen Bergmann mit dem Spruche: Glück auf! dann folgt die Nagelprobe mit dem Spruche: „So hatten es auch die Alten im Brauch!" d. h. „Saufen iſt der Deutſchen uralt erlich Herkommen." Und es galt ja als Regel, daß das Getränk, wenn man es kennen lernen will, bis auf den letzten Tropfen ausgeleert werden müſſe. „Ebibe vas totum, si vis cognoscere potum." Köſtlich iſt zu ſehen, daß die Lateiner, Engländer und Franzoſen das Wort Nagelprobe mit Haut und Haar aus dem Deutſchen übernommen haben. Die Lateiner des Mittelalters ſagten: „bibere super nagulum," oder „supernaculum," welches Wort die Engländer im „to drink supernaculum" wörtlich beibehalten, während es die Franzoſen mit „boire rubis sur l'ongle" überſetzt haben. — Eine andere aber nicht begründete und vielleicht den Torturen der peinlichen Halsgerichtsordnung entlehnte Erklärung dieſer Redensart iſt, daß man bei Trinkgelagen, in welchen bereits der Uebermuth ſein Szepter zu erheben begann, auf der Spitze eines mit derſelben aufwärts in den Boden geſchlagenen Nagels ſtehend, den Humpen leeren mußte.

184. In Schulden ſtecken bis über die Ohren.

Es gibt für dieſe Redensart keinen Erklärungsgrund, obwohl ſie eine eigenthümliche Metapher iſt und gleich vielen andern aus einer beſonderen Veranlaſſung entſprungen ſein dürfte. Aber ſie mahnt uns ſtark an eine franzöſiſche Phraſe, welche lautet: être riche par dessus l'epaule wörtlich: reich ſein bis über die Schultern und welche folgenden Urſprung hat: Mehrere Perſonen ſpielten Karten und zwar ein Spiel, in welchem das As die höchſte Karte iſt, welche alle anderen ſticht; da ſagte Einer der Spieler zwei As an; als der Gegner verlangte, daß er die Karten zeige, ergab es ſich, daß er keine As, aber nur zwei Buben hatte. Die Geſellſchaft machte ſich nun über den Spieler luſtig, dieſer entgegnete aber witzig: Ich habe wohl zwei As, aber ſie ſtehen über den Schultern (nämlich des Buben) und ſeither ſagt man: „reich ſein bis über die Schultern.“ Die Analogie dieſer Redensart mit der deutſchen: in Schulden ſtecken bis über die Ohren, liegt nahe.

185. Die neun P.

Durch neun **P** als Anfangsbuchſtaben verſtand Profeſſor Petrus Pontanus witzig ſeinen Namen und Titel auszudrücken, wenn er gebechert hatte und deßhalb nicht wohl im Stande war, „Collegium zu halten.“ Er ſchrieb da nämlich an ſeine Zuhörer: „Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibetur Praelegere“ d. i. Petrus Pontanus, öffentlicher Profeſſor der Poeſie iſt wegen Becherns verhindert vorzutragen.

186. Pantalon.

Der Pantalon, unſeren Kindern aus der Pantomime im Zuſammenſpiele mit der Columbine, dem Arlequin und dem Pierot wohl bekannt, war auf den italieniſchen Bühnen eine ſtehende komiſche Figur, und iſt eine Ausgeburt derſelben, inſofern ſie, anknüpfend an die altrömiſchen Mimenſpiele, den theatraliſchen Gebrauch der Masken, freilich in anderer Bedeutung, feſthielten. Der Pantalon als ſolcher ließ ſich da zuerſt gegen Ende des 14. Jahrhunderts ſehen. Er iſt die Maskenrolle des Vaters (der Columbine) und ſtellt einen reichen venezianiſchen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die ſogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzeren Oberärmeln und umgelegtem ſchmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venezianiſchen Kaufleute in ihrem Laden zu tragen. Zugleich gehörte zum Coſtume des „Pantalone", daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück ſein mußten. Daher nennt man auch jetzt noch ähnliche Strumpfhoſen Pantalons. Im alten Coſtume waren ſie ſtets roth wie die Zimarra ſchwarz. Als die Türken Konſtantinopel erobert hatten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte dieſen Verluſt ſo ſchmerzlich, daß man auch bei der Tracht des Pantalone das rothe Untergewand in ein ſchwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte. In unſeren Pantomimen kehrte man aber zu den rothen Hoſen, aus leicht erklärlichen Urſachen, wieder zurück. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und ſo ſah ein alter Kaufmann

gewöhnlich aus. Der Bart der neuen Pantalonsmaske ist anders; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz spitz zu. Uebrigens wurde die Weste verlängert und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich. Was diesen Pantalon betrifft, so ist er in der Pantomime ein gutmüthiger, einfältiger Alter. In possenhaften Comödien ist er ein verliebter Alter, der stets durch einen Nebenbuhler, seinen Sohn oder Bedienten, angeführt wird. Er trat später auch als guter Hausvater auf, voll Ehrgefühl und Delikatesse und streng gegen die Kinder. Aber geprellt wird er immer. Wie viele Lustspielväter unserer neuesten feinen Comödien tragen nicht die Spur des alten Pantalone an sich!

Dieser Charakter der Gutmüthigkeit und stets bereiten Fähigkeit, sich prellen zu lassen, gab auch der Redensart: „Paga Pantalone“ Namen und Bedeutung. Man versteht darunter das in überschwenglichem Maße mit Steuern in Anspruch genommene Volk und läßt sich die Phrase am besten durch: „Zahlen heißt es, sonst nichts!“ übersetzen. Das war ja auch „Paga Pantalone,“ als der römische Kaiser Vespasian selbst auf den Harn eine Steuer legte und seinem Sohne Titus, als dieser sie nicht recht anständig fand, einige aus dieser Steuer eingegangenen Goldstücke unter die Nase hielt mit dem Worte: „Versuch' es doch, sie duften gewiß nicht übel!“ Das Paga Pantalone scheint Vespasian überhaupt stark cultivirt zu haben; denn als der Senat ihm eine Bildsäule zu errichten beabsichtigte, und dritthalbhunderttausend Gulden dazu dekretirte, rief Vespasian zu den Senatoren, die ihm

dieß meldeten: „Nicht doch, nicht doch“ und lächelnd die hohle Hand vorſtreckend, „gebt dieſes Geld lieber mir und macht dieſe Hand zum Piedeſtal dazu.“

Sprachlich etwa ließe ſich Pantalon aus der Zuſammenſetzung des Griechiſchen παν all und ταλαος elend erklären, alſo Einer, dem es nach allen Seiten hin ſchlecht geht, der am Ende immer zu kurz kommt, da er geprellt wird.

Pantalon hieß endlich auch ein von Pantaleon Hebenſtreit aus Eisleben, einem berühmten Violinvirtuoſen um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfundenes, jetzt vergeſſenes muſikaliſches Inſtrument, in Form eines Cimbals, das mittelſt zweier mit Tuch überzogener Klöppel geſpielt wurde. Außer dieſem nennt man auch ſolche Clavirinſtrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geſchieht, oder bei welchen metallene Hämmer an die Saiten angeſchnellt werden.

187. Page.

Man verſteht darunter einen Edelknaben, einen jungen Menſchen aus adeliger Familie, dem die Ehre zu Theil wird, einer fürſtlichen Perſönlichkeit in ihren Gemächern, bei Tiſche, bei Feierlichkeiten ꝛc. aufzuwarten. Durch dieſe Momente unterſcheidet er ſich von dem gewöhnlichen Diener eines Herrn, obwohl er im Begriffe und in der ſprachlichen Abſtammung mit dieſem zuſammenfällt. Am ausgebildetſten war das Inſtitut der Pagen im Mittelalter, wo jeder gebietende und nicht gebietende große Herr, ſo wie auch ihre Frauen, Pagen

hielten, wodurch oft viele Verlegenheiten und Rumores entſtanden. Ein ſolcher Page war auch der „fromme Knecht Fridolin.“ Wallenſtein's bekannter Fenſterſturz fand ſtatt, als er kaiſerlicher Page war. In den Sprachmonumenten dieſer Zeit, namentlich den ſchöngeiſtigen, werden die Pagen, aber nicht im ſchimpflichen Sinne, ſehr gerne „Knaben“ genannt, und die engliſchen Balladen ſind reich an manchen tragiſchen Pointen, die durch die Liebe der Burgfrau zum blonden „Knaben“ herbeigeführt wurden.

Wir finden, daß man über den ſprachlichen Urſprung des Wortes nicht recht einig iſt. Es wurde darüber einſt unter tüchtigen Gelehrten, eben kein Streit, doch eine ſehr lehrreiche Controverſe geführt, an der Gries, Weſt, Gubitz, Lianno, letzterer ein Spanier von Geburt und k. preuß. Bibliothekar, theilnahmen. Das Ergebniß dieſes literariſchen Kampfes iſt, daß das Wort page aus dem Spaniſchen oder gar aus dem Perſiſchen von Bagoes oder Bagoas d. i. Page des Königs herzuleiten, wohl nicht angehe. Am wahrſcheinlichſten iſt die Zurückleitung dieſes Begriffes auf den Begriff Knabe, im Griechiſchen *παῖς*, lateiniſch puer, daher *παιδίον* ein Knäbchen, mittellatein pagius ein Aufwärter, endlich italieniſch paggio und franzöſiſch page. „Man ſieht aus dieſen verwandten Wörtern, daß page, Page, eigentlich Knabe, Junge, dann Diener bedeutet.“

Wir möchten nur noch Eines hinzufügen. Der culturgeſchichtliche Urſprung des Pagenthums war offenbar, wenn nicht ein Bedürfniß, z. B. wie der Waffenknecht eines Ritters, ein Ausfluß des Luxus einer gewiſſen Zeit, in welcher jeder bemittelte und angeſehene

Mann einen Diener mit ſich führte. Dieſe hintennachreitenden oder gehenden Diener hatten namentlich bei hochgeſtellten Perſonen, wenn ſie auf Reiſen waren oder ſonſt irgendwo zu verkehren hatten, die Aufgabe, die Zechen und alle anderen erwachſenen Bedürfniſſe im Namen ihres Herrn zu beſtreiten, der ſie ganz kurz und trocken mit dem Zurufe: „Paye“, — dazu aufforderte. Aus dieſem Paye —Kundige werden wiſſen, daß y die Uebergangs- und Wechſelform zu g iſt — könnte ja auch unſer Page entſtanden ſein? Das ſoll jedoch nicht mehr als eine Anſicht ſein, denn erſt muß obiger Zuruf „Paye“ der Herren bewieſen werden.

188. Unter dem Pantoffel ſtehen.

Dieſe Redensart, die man in guter Geſellſchaft nicht gerne im Munde führt und betreffs deren wir auch hier erklären, daß wir ſie nur im Intereſſe der Wiſſenſchaft und unſerer ſchönen Leſerinnen auf's Tapet bringen, ſoll nach dem Zeugniſſe des ſchwäbiſchen Auguſtinermönches Benedictus Anſelmus in grauer Zeit ihren Urſprung genommen haben. Da lebte nämlich einmal ein gewaltiger Ritter, zubenannt Polyphem mit der eiſernen Stirne. Der Papſt und Kaiſer hatten damals eine langwierige Fehde ausgetragen und zur Feier des Friedens Kampfſpiele angeordnet, bei welcher die Ritter theils mit den Farben des Kaiſers, theils mit denen des Papſtes zu erſcheinen hatten. Polyphem aber, gar frei und ſtolz, erklärte, keinerlei Zeichen der Knechtſchaft, weder päpſtliches noch kaiſerliches, und gelte es die Reichsacht, tragen zu wollen. Da kam Frau Beatrix, ſeine Gemahlin, und bat ihn, ſich doch

ihr zu Liebe zu fügen. Der Ritter ſchwur, höchſt wahrſcheinlich nicht bei des Kaiſers Barte oder bei dem Pantoffel des Papſtes, er werde das „nimmermehr“ thun. Frau Beatrix ſchmollte und weinte und ſagte kurzweg: „Ich ſehe, Ihr liebt mich nicht, ſonſt würdet Ihr meine Bitte gewähren und ein Zeichen an den Helm ſtecken.“ Mit dieſen Worten wendete ſie ſich in einiger Aufregung ab, ſchlug dem Ritter, der ihr ſeine Liebe betheuerte, die Thüre vor der Naſe zu und ließ ihn ſtehen. In dieſem Augenblicke riefen die Trompeten auf den Kampfplatz. Es war nicht mehr Zeit zu einer ſüßen Verſöhnungsſcene. Verzweifelt wie er war, ergriff da der Ritter den kleinen goldgeſtickten Pantoffel, den die zürnende Schöne in der Haſt verloren, befeſtigte ihn an ſeinen Helm und eilte in die Schranken. Hier traten ihm die Herolde des Kaiſers und des Papſtes entgegen: „Stellſt du dich unter den Scepter oder unter den Krummſtab?“ fragten ſie ihn. — „Unter den Pantoffel!“ rief er, ſprengte auf den Kampfplatz und legte, von eigenthümlicher Begeiſterung beſeelt, einen Ritter nach dem andern in den Sand.

Daß nun einmal der Pantoffel das Zeichen der Unterwürfigkeit iſt, ſteht feſt, ſie möge nun von dem päpſtlichen Pantoffel durch den ſogenannten „Pantoffelkuß“ oder von dem einer Dame gefordert werden, deren Souverainetät im ehelichen und häuslichen Leben jedenfalls durch den Pantoffel, wie beim Manne durch den Schlafrock im Hauſe, am beſten charakteriſirt wird.

Dieſer Polyphem hat die „eiſerne Stirne“ gehabt, Papſt und Kaiſer nur des Pantoffels der Frau

wegen zu verläugnen. Käme nun auch Einer, der die „eiſerne Stirne“ hätte, ihn Angeſichts der ganzen Welt wieder von ſich zu werfen.

Pantoffelholz nennt man auch den Kork, da man ihn zu waſſerdichten Schuhſohlen benützt. Die Eigenſchaft des Korkes, im Waſſer zu ſchwimmen, hat der Volkswitz ebenfalls für jene komiſche Beziehung des Mannes zur Frau benützt. „Er iſt unter dem Pantoffelholz!“ heißt es. Und: „Pantoffelholz ſchwimmt immer oben; des ſoll den Mann ſin Wib loben?“ —

189. Auch ich war zwei Jahre in Paris.

Dieſer in den Volksmund übergegangene Witz des unvergeßlichen Wiener Volksdichters Raimund, des „Schwanes von der Donau,“ wird auf Alle jene angewendet, die den Dunſt davon, wie man ſagt, „läuten gehört“ haben, daß das Reiſen „bildet,“ wohl auch ſelbſt auf Reiſen geweſen ſind, aber nichts weiter für Geiſt und Herz profitirt und mitgebracht haben, als die ſtehende Phraſe: „Ich war da und dort!“ Es iſt intereſſant zu ſehen, in wie vielen Geſtalten dieſer pomphafte Spruch auftritt. Bei den Polen und Ruthenen heißt es:

„Welchen man als Narren tauft,
Der auch in Paris den Verſtand nicht kauft.“

„Wer nach Paris als Eſelein fährt
Gewiß nicht als Rößlein zurückekehrt.“

„Auch in Paris macht man nicht
Aus Hafergrütze ein Reisgericht.“

„Nicht ändert den Gedanken, sondern nur das Land,
Der auf die See geht um Verstand.“

„Der, den man als Esel tauft,
In Kiew auch Verstand nicht kauft.

„Auch in Wien sind und waren
Zu allen Zeiten arme Narren.“

Die alten Römer schon sagten:

„Wer weit reiset, verändert das Gestirn,
Nicht das Gehirn.

Oder: „Ein Esel bleibt ein Esel und käm' er auch nach Rom.“

Auch der Franzose sagt: „Fou va à Rome, fou en revient“, als Narr geht er nach Rom, als Narr kehrt er wieder.

Bekannt ist des Deutschen:

„Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Giggak wieder heim.“

Hier sei noch eines geistreichen Wortes Lessing's gedacht, das er einem reichen Juden entgegnete. Dieser prahlte gegen den großen Dichter und Gelehrten, daß er 10,000 Thaler daran gewendet habe, die Welt zu sehen. „Gebe der Herr,“ sagte Lessing, „noch 10.000 Thaler, daß die Welt ihn nicht gesehen hat!“

190. Paſcha.

Der Titel eines höheren türkiſchen Beamten. Das Wort, eigentlich auszuſprechen als wäre es Paſchah oder Paſchá geſchrieben, ſtammt aus dem Perſiſchen und iſt zuſammengeſetzt aus pai schah, d. i. Fuß des Schach. Schach's nannte man die orientaliſchen Könige und Fürſten. Aus Xenophon iſt zu erſehen, welchen Sinn dieſe Zuſammenſetzung und der Gebrauch derſelben für Aemter und Würden hat. Die perſiſche Staatsverwaltung beſtand nämlich, analog dem Bilde des menſchlichen Leibes, aus Händen, Füſſen, Zungen, Augen und Ohren. Die Beamten des „Innern" waren die Augen; die geheimen Kundſchafter, „Aeußeres," die Ohren; die Richter waren die Zunge der Gerechtigkeit; die Steuereinnehmer die Hände, und die Krieger die Füße des Staates. Natürlich wurde der figürliche Ausdruck zunächſt auf die Beamten übertragen, welche dem Schah am nächſten ſtanden; und ſo hieß nicht jeder gemeine Soldat, ſondern ein höherer Anführer im Heere der Fuß des Schah, pai schah, Paſcha.

191. Pech haben,

d. i. Malheur haben, das der deutſche Sprachgebrauch ſehr fein vom Unglücke unterſcheidet. Wir finden es zunächſt in der Jägerſprache, wo es von einem Jäger gebraucht wird, dem nichts aufſtößt oder der nichts trifft; dann durchwegs in humoriſtiſchem Sinne, wenn wir eine mehr oder minder lächerliche oder ärgerliche Verlegenheit kennzeichnen wollen. Die Bedeutung iſt von den

fatalen Eigenſchaften des Materiales hergenommen und in dieſer ſchon urſprünglich zu Bildern im Volksmunde benützt worden. „Wer Pech anrührt, beſudelt ſich;“ — „Es geht von Statten, wie Pech von Händen.“ — Auch mit dem Nebenbegriffe des hölliſchen Peches, in welchem die Verdammten gekocht werden, finden wir's in: „In Peches Einöde,“ d. i. im finſteren Abgrunde der Hölle; — „In Pech und Schwefel!“ — „Das iſt Pech!“ (Höllenqual). Witzig iſt das wortſpieleriſch in „requiescat in pice“ verkehrte „requiescat in pace;“ denn da heißt es dann ſtatt: Er ruhe in Frieden! überſetzt: „Er ruhe in Pech,“ d. h. in der Hölle.

192. Waſch mir den Pelz und mach' ihn nicht naß.

Mit dieſer ſo häufig angewendeten Redensart wollen wir ſagen, daß Einer etwas ſo gethan habe, als hätte er es eben nicht gethan; denn wenn er ſagt: Ich habe dies und das gewaſchen, und ich ſehe nicht, daß er's naß gemacht, ſo muß ich wohl glauben, daß es mit dem Waſchen nicht ſeine Richtigkeit habe. Aber es hat noch eine andere Bedeutung. Es heißt z. B. „Er will den Pelz waſchen, aber ihn nicht naß machen.“ Da hat es nun den Sinn: Er will das Eine, aber das Andere nicht, das doch daraus folgen muß; er möchte etwas herbeiführen, aber die Wirkung davon nicht haben; — „Er will a, nicht aber auch b ſagen.

Das Sprichwort ſoll zuerſt Herzog Georg zu Sachſen geſprochen haben. Als er Erasmus einſt in den geiſtlichen Händeln wider Luther um Rath fragte,

antwortete jener nicht warm und nicht kalt, „nicht gik und nicht gak.“ Da ſagte der Herzog: Lieber Erasme, du wäſchſt den Pelz und machſt ihn nicht naß. Ich lobe mir die von Wittenberg, die behalten kein Mehl im Maul, ſondern ſagen ihre Meinung frei heraus!“

Ein dieſem ähnliches Sprichwort u. z. mit Bezug auf den Vers in Hiob: Und der Herr ſprach zum Satan: „Er iſt in deiner Hand, doch hab' Acht auf ſeine Seele,“ lautet bei den Rabbinern“: „Zerbrich das Faß, doch hab Acht auf den Wein.“

193. Penzen.

Ein in der niederöſterreichiſchen Mundart ſehr häufig gebrauchter Ausdruck, in der Bedeutung von behelligen, „ſekiren,“ Einem fortwährend in den Ohren liegen, in Einen hineinreden und ihm keine Ruhe geben, bis er entweder das Verlangte gewährt oder — „aus der Haut fahrt!“

Die urſprüngliche Bedeutung von Penzen iſt: ſtreiten, ſich tummeln, hergenommen aus den Zeiten der Turniere und ritterlichen Uebungen, wo man ſich mit Stechlanzen „neckte und ſekirte“ bis einer im Sande lag. So erließ im J. 1232 Herzog Friedrich von Oeſterreich, Enkel Heinrich's Jaſomirgott, eine Einladung an die adeligen und ritterlichen Herren von damals, mit welcher ſie auf die Penzwieſe — die heutige Penzinger-Aue — zu einem großen Rennen berufen wurden. Dieſe Wieſe war ringsum von einem jungen Eichenwalde eingefaßt und wurde von einem

Bächlein durchfloßen; schon in ältester Zeit tummelte sich — „penzte" darauf die ritterliche Jugend. Der Ort Penzing soll daher seinen Namen haben.

194. Der Petersgroschen.

Diese nicht mit dem Peterspfennig zu verwechselnde Abgabe wurde von England vom 8. Jahrhunderte an, bis auf Heinrich VIII. († 1547) an den Papst entrichtet. Zuerst soll sie der angelsächsische König Inas im Jahre 725 in der Absicht bewilligt haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Cleriker zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Inas soll diese Verordnung erlassen haben, bevor er die englische Krone niedergelegt hatte und nach Rom in's Kloster gegangen war. Sie betraf Anfangs nur die Wirthe in England, welche 19 Pence im Vermögen hatten und davon sie jährlich einen nach Rom liefern mußten. Später, unter König Ethelwolf (854) wurde die Gabe allgemein und durch Einsammlung von jedem Hause jährlich am Peterstage aufgebracht. Da diese Abgabe sich zugleich auf die Haushaltungen bezog, so hieß sie auch Heartpenny. Im 13. Jahrhunderte überstieg dieser Tribut das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. Man kann nun berechnen, was der päpstliche Hof durch den Abfall Heinrich's VIII. zum Protestantismus verloren hat!

Der Peterspfennig hingegen war eine polnisch-schlesische Münze von geringem Silber, welche an den Papst als Steuer abgeführt wurde. Die Entstehung des Peterspfennigs war folgende. Im 11. Jahrhun-

derte hatten die Polen die grausame Königin Rixa, Mutter und Vormünderin Kasimir's I. sammt dem Sohne vertrieben. Als aber in Folge dessen das Reich in große Anarchie fiel, wollten sie Kasimir, der indeß in einem französischen Kloster Mönch geworden war, als König zurückrufen. Man wendete sich daher an den Papst Benedict IX. um Dispensation, daß Kasimir als Polens Herrscher sich vermählen dürfe. Nach langen Unterhandlungen willigte der Papst unter der Bedingung ein, daß man ihm von jedem einzelnen Unterthanen — nur Adel und Geistlichkeit ausgenommen — einen damaligen Heller als fortlaufende jährliche Steuer entrichte. Dieser Heller ward der Peterspfennig genannt. Andere aber behaupten, daß schon zu Zeiten Boleslaus' (999—1025) aus Polen eine ähnliche Steuer nach Rom gesendet worden sei. Von dieser Abgabe sollten die Kosten eines ewigen Lichtes in der Peterskirche bestritten werden. Später, als der Tribut längst abgekommen war, diente diese Münze dem Aberglauben der Menge, indem man sie gebärenden Frauen an ein Bein befestigte und glaubte, der auf der Münze abgebildete Löseschlüssel Petri erleichtere die Geburt.

Es gab auch Petersthaler, u. z. unter Papst Clement VII, Alexander VIII., Benedict XIV. und anderen geistlichen Fürsten; jedoch nur so genannt, weil auf ihnen der Apostel Petrus abgebildet war; ähnlich unseren ungarischen Marienthalern und Marienzwanzigern.

195. In die Pfanne hauen.

Faſt nur mit Beziehung auf das militäriſche Leben und Treiben gebraucht. Wenn der „Schlachtenerzähler" in der Schenke aufdonnert: „Hättet uns ſehen ſollen — hinein ging's in die Kerle und handkehrum, waren ſie alle in die Pfanne gehauen," ſo will er damit ſagen, daß man Alles niedergemetzelt und keinen Pardon gegeben habe.

Dieſe eigenthümliche Phraſe wurde aus einer häuslichen Verrichtung — dem Rübenſchneiden — zu erklären verſucht; man ſtelle ſich nämlich vor, wie man etwas ſchnittweiſe z. B. Rüben in die Pfanne thut, die da über dem Feuer bereit ſteht, um das Hineingeſchnittene aufzunehmen. Wer das Schneiden recht in Uebung hat, verſetzt die raſch nacheinander abgetrennten Theile der Rübe in einen gewiſſen Schwung und es ſieht ſich an, als ob die Schnitten in die Pfanne gehauen würden. Dem Hauen in dieſem Sinne energiſchen Hineinwerfens begegnen wir auch in der Redensart: „Ich hau' mich nieder," d. h. ich gehe zu Bette, da ich müde oder unwohl bin.

Wir machen aber darauf aufmerkſam, daß Pfanne nicht nur in der Bedeutung eines Kochgeſchirres, ſondern noch in zweifach anderer vorkommt; nämlich als jene Vertiefung, welche an den alten Musqueten beſtimmt war, das „Zündpulver" aufzunehmen, als ſogenannte „Zündpfanne," ganz entſprechend der Definition des Wortes, nämlich: vertiefte Fläche; dann in der Bedeutung: Hirnſchale, da hinter dem althochdeutſchen Ausdrucke für Pfanne, phanna, das lateiniſche patena, patina, althochdeutſch phatena ſteht.

Ob nun der Begriff des militäriſchen „Metzelns“ und das Einſchlagen von Hirnſchalen nicht unter Einen Geſichtspunkt zu bringen wären, wollen wir hier nur leiſe anfragen.

196. Die Pferde laufen um Pfründen, Indeß ſie die Eſel finden.

Iſt ein mittelalterlicher Volkswitz, womit die Gier jener Geiſtlichen verſpottet wird, die, obwohl ſie unwiſſend ſind, dennoch die beſten Abteien und höchſten Kirchenwürden beanſpruchen. Auch in dieſer Form:

Wie ſchlimm es auf Erden beſtellt
Sich dann recht zeigt:
Wenn der Eſel als Held
Zu Roſſe ſteigt.

oder: Dem Unverdienſt wird die Erbſe geboten
Und dem Verdienſte die leeren Schoten.

197. Schäbiger, dich hüte vor dem Pocher, ſonſt henkt er dich an den Schnellgalgen!

In der Pfalz am Rheine band ein Hirtenbube, Namens Pocher, ſeinen Kameraden an einen niedergezogenen Baum, den er nachher emporſchnellen ließ, und der Arme ſtarb dabei. Als man den Böſewicht fragte, warum er dieſe That verübt habe, erwiederte Pocher nichts Anderes, als der Bube ſei ſchäbig geweſen, und ein ſchäbig Thier verderbe die ganze Herde.

Man rief dieſen Spruch lange allen Ausſätzigen zu, und meinte:

„Hüte dich vor dem Pocher;
Dir ſchadet nie der Socher.“

Socher ward einer, der ſiech iſt und kränkelt,

genannt. Man wollte also den Armen sagen: Laßt deßwegen nicht den Pocher über Euch kommen; Ihr könnt nicht so viel Schaden von all' Eurem Siechthum haben; denn „der Socher überlebt den Pocher."

198. Popel, Popelmann.

Der Popanz, ein Schreckbild für Kinder und nur local gebraucht. Es stammt von popeln, d. i. schnell und leise anklopfen, das Einen Stamm mit Popanz hat. Man weiß, welche Wirkung auf die Phantasie der Kinder das plötzliche Pochen und Klopfen an der Thüre macht. Man thut es nur, um sie zu schrecken, zum Gehorsam zu zwingen und dabei heißt es gewöhnlich: „der Popelmann kommt!" anderwärts auch, so bei uns: „der Mân — Mân d. i. der wilde Mann oder „der Wau — Wau;" in Steiermark auch der Tatermann von den Einfällen der Tataren, welche in früheren Jahrhunderten das Land verwüsteten.

Ein alter schlesischer Historiker will den Ursprung des Wortes Popel und seine Deutung in dem Namen des polnischen Königs Popiel II. finden, der so grausam und unmenschlich war, daß man seinen Namen als Schreckwort gebrauchte.

199. Einen Prozeß anhängen.

Jedermann kennt die inhaltschwere Bedeutung dieser Redensart. Zur Erklärung derselben müssen wir in eine Zeit zurückgehen, die nicht treffender charakterisirt werden kann, als durch die Umstände, denen die obige Redensart ihren Ursprung zu verdanken haben soll. Beim alten Wetzlarer Reichs-Kammergerichte bestand

die Ordnung, die eingelaufenen Klagen nach einander an einen Strick zu hängen und dann erſt vorzunehmen, wenn der Strick verfault war und die Actenconvolute in Folge deſſen herabfielen!

Dieſer edle Brauch mit den Prozeß-Acten umzugehen iſt beſeitigt, aber die Redensart iſt geblieben und mit ihr öfter noch Schlimmeres im Gefolge als das Verfaulen jener Stricke, an denen die Prozeſſe einſt hingen.

200. Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.

Friedrich der Große kehrte nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege nach Potsdam zurück. Bei ſeinem Eintritte in's Schloß traf er auf der unterſten Stufe der Schloßtreppe ein altes Mütterchen, welches ſeit Jahren dieſen Platz einnahm ohne von Jemanden beirrt worden zu ſein. Der König, der die Alte ſchon kannte, fragte ſie freundlich: „Wie iſt es ihr denn ergangen?“ — „„Jnu, ſo ganz leidlich.““ — „Auch während des Krieges?“ — „„J! is denn Krieg geweſen?““ — „Das weiß ſie nicht einmal?“ „„Ach! wat kümmert mi dat: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.““ Die Anwendung dieſer treffenden ſprichwörtlich gewordenen Antwort auf Unfrieden im Familienleben, Reibungen in Körperſchaften u. d. m. iſt nicht ſchwer.

201. Pasquill. — Pasquino. — Marforio.

Pasquill ist eine Schmähschrift, meist satyrischen Inhalts und Tons, und unter das Volk gebracht. Der Name stammt aus Rom, wo man eine alte Säule dazu benützt, witzige und beißende Gedanken, Schimpf- und Spottworte, Karikaturen und Drohungen aufzuzeichnen und aufzuheften. Sie steht auf dem Platze Navona und heißt die Bildsäule Pasquino, von dem Schneider, nach Andern Barbier Pasquino, der in ihrer Nähe wohnte und Einer der eifrigsten „Mitarbeiter," bei diesem verwitterten „Journale" war. Gegenstück zur Säule Pasquino ist gewissermassen die Statue Marforio, so genannt von dem Forum des Mars (Martis forum), auf dem sie steht und welche gewöhnlich Pasquino's Witze oft noch beißender und schärfer zu erwiedern pflegt. Mehre Päpste hatten schon daran gedacht, diese Säule abzutragen, darunter auch Papst Adrian. Als er dem Cardinal von Soisson eines Tages sagte, daß er, müde solchen Unfug ferner zu dulden, die Statue in die Tiber werde werfen lassen, wo sie alsdann mit den Fröschen in die Wette quacken könne, erwiederte der Cardinal darauf, daß das Volk sie lauter schreien machen würde als alle Frösche der Welt und Adrian fand es nicht für gerathen, sein Vorhaben auszuführen. Das „was Pasquino von den Cardinälen erzählt," ist eine Redensart, womit man sagen will: Dinge erzählen über Personen, die nicht gern von sich reden lassen und wünschen, daß das, was sie thun, im Verborgenen bleibe.

202. Perücke.

Nach Adelung ist es den Sprachforschern nicht gelungen, die eigentliche Bedeutung dieses Wortes, das wir zunächst den Franzosen verdanken, aufzufinden. Doch dürfte die Ableitung nicht schwer sein. Im Spanischen lautet dieses Wort peluca. Peluca ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach aus pelo, Haar und dieses wieder aus dem lateinischen pilus gebildet. Nun kommt es häufig vor, daß die beiden flüssigen Laute l und r für einander gesetzt werden, wonach sich aus dem spanischen peluca, das französische perruque, das italienische parruca und das Deutsche „Perücke" erklären ließe. Die Engländer haben daraus periwig gemacht, wofür sie nach ihrer Art die Wörter abzukürzen, blos wig agen. Dr. Schmitz hingegen in seinen „Etymologischen Erörterungen" (Danziger Dampfboot 1834 Nr. 113) schreibt:

„Wer sollte es sich auch nur träumen lassen, daß das bekannte perruque sammt dem davon abgeleiteten perruquier lediglich deutsche Wörter sind? Beide stammen nämlich von dem altdeutschen Barugge, welches baar und rauch bedeutet oder die rauhe Pelzbekleidung der baaren (bloßen) Glatze bezeichnet."

Im Oberdeutschen ist für Perücke „Haarhaube" gebräuchlich und für eine schlechte, gemeine Perücke aus Lammshaaren „Azel." Eine alte verfilzte Haarhaube nennen die Niederdeutschen eine Kladde.

Der Gebrauch fremder „falscher" Haare ist sehr alt. Schon Pallas band falsches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuschen, und Michal täuschte Saul's Abgesandte, welche den David tödten sollten,

durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche sie dem Götzenbilde aufsetzte. Xenophon erzählt, daß Astyages (um die 50. Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehre römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub bepudert. Nach dieser Zeit findet sich die Perücke erst wieder im 16. Jahrhunderte, wo Herzog Johann zu Sachsen im J. 1518 an seinen Amtmann Arnold von Falkenstein in Coburg, schrieb, „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und jedermaßen, daß es grauß und geel sey, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne.“ Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich verbreiteten. Schon Heinrich III. (1575—1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (1610—1643), unter dem die Galanterie allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher geworden waren, kam die Perücke allgemein auf. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie der — Mode wegen. Bis zu welchen Ausschweifungen und Extremen diese geführt, haben wir an der hundertlockigen Allongeperücke, dann an der einfachen Zopfperücke vor Augen. Nicolai hat eine gelehrte Abhandlung über die Geschichte der Perücken geschrieben, die sehr lehrreich ist.

203. Petits maîtres.

Stutzer, Zierbengel, unbedeutender Mensch, der gleichwohl etwas vorstellen will. Die Italiener haben dafür: „Piccolo capitano“. Der Ursprung dieses Titels ist historisch. Zur Zeit der Fronde in Frankreich, das Schlagwort eines blutigen Bürgerkriegs, nannte man die Parteigänger des Herzogs von Beaufort die „importants,“ die Gewichtigen, Mächtigen, und dem entgegen die Anhänger des Prinzen von Condé, des Hauptes der Fronde, die „petits maîtres;“ Das kam daher, weil dieser geistreiche und tapfere Prinz eine große Menge junger Leute unter seiner Fahne versammelt hatte, die sich besser auf's Putzen und Zieren als auf das Regieren verstanden, gleichwohl aber die Herren des Staates sein wollten. Die Pariser nannten sie daher spöttisch die kleinen Herren, petits maîtres; und noch heute werden die „wasserhellen Dandy's“ der Hauptstadt, schimmernd im Glanze der Lackstifletten und Glacéhandschuhe, außen blank und auch „innen“ blank, mit diesem Titel belohnt; obwohl für sie die deutsche Sprache die ganz entsprechenden „Kleinmeister“ oder „Zierbengel“ besitzt.

201. Philiſter.

Dieß der Name eines von den Iſraeliten gehaßten Volkes, mit dem ſie in ſteten Kriegen lagen. Heutzutage bezeichnet man damit einen Menſchen, der ſich nicht über alltägliche Verhältniſſe und ſpießbürgerliche Anſchauungen zu erheben vermag, dem „der Zopf hintenhängt“ und zwar armdick, ein Ducker und Mucker, in politiſcher Hinſicht ein Menſch, der dem Fortſchritte Feind iſt. Da nun zunächſt beim Alten, im Gegenſatze zur Jugend, das Philiſterthum geſucht wird, ſo ging dieſes Wort als Beſchimpfung zuerſt von den Studenten aus, die damit überhaupt alle Nichtſtudenten auszeichneten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß zunächſt die Verächtlichkeit des altgeſchichtlichen Namens den Stoff zur Bezeichnung unſerer modernen Philiſter hergegeben hat. Gleichwohl erzählt man ſich Verſchiedenes über die Entſtehung dieſes Namens. Nach Einigen rührt er von dem der Univerſität Helmſtädt bei ihrer Stiftung im J. 1578 verliehenen Privilegium: den Simſon im Siegel zu führen. Alle Studenten ſahen ſich ſeitdem für Simſone an und nannten die Nichtſtudenten und Bürger, gegen die ſie etwas hatten, Philiſter.

Aus dem Muſeum Goetzianum erfahren wir, daß zu Jena im J. 1693 im Gaſthauſe zum gelben Engel eine Schlägerei vorgefallen ſei, in der ein Student todt auf dem Platze blieb. Sonntags darauf predigte Paſtor Goetz heftig wider dieſe That: „es ſei bei dieſem Mordhandel hergegangen, wie dort geſchrieben ſteht: Philiſter über dir, Sim-

ſon!“ Dieſes Wort ertönte bald in allen Gaſſen Jena's und von Stund an hießen die Bürger daſelbſt Philiſter. Der Ausdruck gefiel und ward von den Studenten auch anderwärts auf Nichtſtudenten und andere „philiſtröſe Kerle“ angewandt.

205. Policinell.

Der Urſprung dieſes Wortes iſt unzweifelhaft ermittelt und ſtammt von dem Namen des Mannes, der weiter unten erwähnt wird. Nur der Vorgang wird verſchieden erzählt. Wir ſetzen die verſchiedenen Ueberlieferungen her, um es dem Leſer zu überlaſſen, ſich unſerer Anſicht, das iſt dem zweiten minder romantiſchklingenden aus dem Volksleben erklärlichen Vorfalle, anzuſchließen. Die eine Erzählung lautet:

Neapel ſtand längere Zeit unter franzöſiſcher Bothmäßigkeit, und zwar unter Fürſten aus dem Hauſe Anjou. Einer der dahin geſchickten Gouverneure war ein Mann von rauher, ungeſtümer Gemüthsart. Einer ſeiner Diener war aus Acerra gebürtig, ein am öſtlichen Abhange des Veſuv gelegener Flecken, deſſen Bewohner ſich noch heut zu Tage ganz ſo wie der Policinell in der Pantomime zu tragen pflegen. Der Diener des Gouverneurs hieß „Paolo Ciniello.“ Obgleich voll Witz und immer aufgelegt zu Späßen, war er doch furchtſam und genäſchig. Der Gouverneur fand an dem drolligen Burſchen ſolches Gefallen, daß er ihn in ſeinen trüben Stunden, deren er in Folge ſeiner melancholiſchen Gemüthsart viele hatte, kommen ließ, um ſich an den derben Späßen und komiſchen Geberden Paolos zu ergötzen. Nicht ſelten gelang es dann

dem Diener, die düstere Stimmung seines Gebieters zu bannen und ihn, obgleich nur auf kurze Zeit, zu erheitern. Der Gouverneur, der italienischen Sprache gar nicht mächtig, entstellte den ihm barbarisch klingenden Namen Paolo Ciniello in's französische; woraus, wie sich's leicht versteht, Paul Chinel, oder das allgemein Gebräuchliche Pulcinell sich gestaltete.

Im Italienischen heißt das Wort: Pulcinella, im Französischen Polichinelle. Im Englischen heißt Pulcinella „Punch."

Die zweite uns wahrscheinlichere Ueberlieferung lautet: Vor Acera, einer Stadt im Neapolitanischen langte einst zur Zeit der Weinlese eine wandernde Schauspieler-Truppe an. Die Munterkeit des Landvolks um diese Zeit steigert sich und namentlich wird in diesen Gegenden die durch Landessitte gestattete Freiheit, dem Vorübergehenden einen harmlosen Schabernak zu bereiten, in ausgedehnterem Maße geübt. Daß jeder den ihm gespielten Streich mit den besten Kräften seines Witzes zurückzugeben versucht, ist gewiß, aber dieser Witz erzeugt Gegenwitz und so in's Unendliche.

Unter den Landleuten welche die Schauspielertruppe hänselten und foppten befand sich damals ein ganz besonders aufgeweckter Kopf, Namens Puccio d'Ancello — in der früheren Geschichte heißt er Paolo Cinielo; die Umgestaltung dieser beiden Namen in Policinello ist wohl sehr leicht bewerkstelligt — der mit dem treffendsten Witze außerdem eine Gestalt verband, welche den Spott der Truppe ganz insbesondere herausforderte. Von den vielen Spöttern, die sich unter den Landleuten befanden, in die Enge getrieben, klammerte sich ihre

übermüthige Laune an dieſen Einen, der ihnen durch ſeine Geſtalt und ſeine Angriffe die meiſte Gelegenheit und Aufforderung zur Erwiderung gab. Ihre Ausfälle nun beantworte Puccio d'Ancello mit noch beißenderen Witzen, welche ſo trafen, daß die Schauſpieler, nachdem die beiden Parteien nahe daran waren, handgemein zu werden, es vorzogen, das Feld zu räumen. Die Schauſpielertruppe mußte, nachdem die erſten Wallungen des Aergers über die erlittene Demüthigung vorüber waren, ſelbſt über den ganzen Vorfall, insbeſondere aber über den drolligen Kumpan lachen. Der Klügſte aus der Truppe verfiel nun auf den Gedanken, der ihnen allen Nutzen bringen ſollte. Sie machten dem Puccio d'Ancello den Vorſchlag, unter ihre Truppe zu treten und nunmehr zu Gunſten ihrer Geſellſchaft ſeine köſtlichen Späße fortzuſetzen. Puccio beſtieg in der in ſeinem Geburtsorte üblichen Tracht die Bühne. Bald ward er der Liebling Neapel's, wohin die Truppe gezogen war. Als er ſtarb, war dieſe komiſche Figur dem Volke ſo nothwendig geworden, daß es ſie gar nicht mehr miſſen wollte. Man erſetzte alſo den drolligen Schalk durch einen andern, den man durch eine Larve mit langer Naſe dem Urbilde ähnlich zu machen ſuchte. Dieſer ſetzte unter dem Namen des Verſtorbenen, den der neapolitaniſche Dialekt in das Wort Polecenella zuſammengezogen, die Späße und komiſchen Szenen fort, und hat ſich dieſe Figur bis auf den heutigen Tag erhalten. Dieſe italieniſchen Quellen entlehnte Darſtellung erſcheint uns als der wahre Zuſammenhang des Ereignißes, durch den dieſe in Italien und überhaupt ſo beliebte Pantomime und Poſſenfigur in's Leben trat.

Eine minder wahrſcheinliche Erklärung gibt Abbé Galliani, der die Pulcinella von einem mißgeſtalteten, aber luſtigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) herleitet. Dieſer Bauer ſoll ſtets junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht haben, und da er nach ſeinem Tode zur Beluſtigung des Volkes auf dem Marionettentheater San Carlino figurirte, blieb ihm der ſeinen Hühnern entlehnte Name. Die Kleidung dieſer Figur war genau folgende: Weite weißwollene Unterhoſen, ein großes Oberkleid von demſelben Stoffe mit weiten Aermeln, feſt gemacht mit einem ſchwarzen Ledergürtel oder Haarſeil; auf dieſes Oberkleid waren Herzen von rothem Tuche genäht, unten war es mit einer Franſe eingefaßt. Um den Hals trug Pulcinello eine Leinwandkrauſe, auf dem Kopfe eine weiße wollene Mütze, deren lange Spitzen in einen rothen Büſchel endigten; drei Viertel des Geſichts waren mit einer ſchwarzen Maske bedeckt; die Naſe krumm und ſpitz, wie ein Vogelſchnabel (im Italieniſchen Papagello genannt).

206. Poltron.

Unter den fünf Fingern der Menſchenhand ſtand der Daumen bei den Römern in beſonderer Achtung. Jedenfalls iſt er der wichtigſte Finger der Hand, da er erſt den übrigen Kraft und Halt verleiht. Soldaten, welche den Daumen verloren hatten und alſo die Waffe nicht gut mehr brauchen konnten, wurden in Rom ihres Dienſtes entlaſſen. Bei den Athenern gab es bezüglich des Daumens eine abſcheuliche Sitte, ſie ſchnitten nämlich den gefangenen Aegineten den Daumen ab, um ſie

am Rudern zu hindern. Eine in Rom vorgenommene Verſtümmelung des Daumens hat ſich bis auf unſere Tage im Gedächtniß erhalten. Ein reicher römiſcher Ritter ließ ſeinen Söhnen die Daumen abhauen, um ſie vom Kriegsdienſte zu befreien. Kaiſer Auguſtus, der dieſe ſchmachvolle That erfuhr, beſtrafte Vater und Söhne, indem er ihr Vermögen confiszirte. Das römiſche Volk aber nannte von dieſer Zeit an jeden Feigling: pollice truncus „Daumen-Stummel,“ woraus wieder durch die Verſtümmelung des Sprachgebrauchs das franzöſiſche „poltron“ entſtanden iſt, das einen großſprecheriſchen Feigling bedeutet. Die Wichtigkeit des Daumens bei den Römern erhellt auch aus der Sitte, daß die Zuſchauer im römiſchen Circus durch eine Bewegung des Daumens über Leben und Tod der Gladiatoren entſcheiden konnten. Tacitus wieder meldet von einer Gepflogenheit der Germanen, nach welcher ſich dieſelben zur Bekräftigung eines Bündnißes die Daumen ſo feſt an einander banden, bis ſie vom Blute ſtrozten. Die Aerzte des Alterthums trugen den Ring, welcher ein Zeichen ihrer Würde darſtellte, am Daumen. In der Redensart: „Jemand die Daumen auf's Auge ſetzen,“ gilt dieſer Finger als ein Symbol der Kraft.

Dieſe Daumenverſtümmelung wird auch von den Franzoſen im 14. Jahrhundert erzählt, als die Engländer unter Eduard III. eine bedrohliche Landung in Frankreich vorhatten. Jeder waffenfähige Mann mußte ſich da ſtellen. Als es aber zur Entſcheidung kam, fand man, daß ſich ſehr viele Soldaten den rechten Daumen abgehauen und ſo zum Kriegsdienſte ſich untauglich gemacht hatten.

Schwenck leitet und erklärt es einfach ſprachlich von poltro, d. i. träg, feig; und in letzter Herleitung von dem deutſchen Polſter, Pfühl, wonach der Faule mit einem Bettpfühle verglichen wird.

Wir hätten auch noch den Hinblick auf das deutſche Poltern, d. i. Lärm machen, viel herumſchlagen, maulmachen, das ja die eigenſten Eigenſchaften des Poltrons ſind. Es ſteckt aber nichts dahinter, er „poltert“ eben nur. Auf gleiche Art bilden wir ja das „Schwadroniren“ ebenfalls maulmachen, aus ſchwadern, Geräuſch machen wie haufenweiſe heranrückende Schaaren, Geſchwader.

207. In die Prädull kommen.

Eine ſehr häufig im Volksmunde gehörte Redensart, und bedeutet: Mit Einem in Streit, in Feindſchaft, in die Verlegenheit einer ſolchen Situation kommen. Daher auch die Sprüche: „Ganz prädull,“ oder „prädull“ und verzagt ſein, in feindlicher, unheimlicher, unerquicklicher Stimmung ſein, voll Sorgen, wie ſie eben Händel mit ſich bringen.“

Im Volksmunde lebt folgender Reimſpruch:

„Nicht Freiheit iſt es oder Zwang,
Kein Frohſinn oder trüber Hang,
Der unſern Geiſt prädull, verzagt,
Ihn munter oder traurig macht.

Das Wort iſt nichts als das verderbte: Perduellio d. i. Fehde, Feindſchaft.

Ein gleicher Mangel an Sprachbewußtſein läßt das Volk auch ſagen: „Er iſt in die Preſon gekommen,“

d. h. in die Gefangenschaft gerathen, eingesperrt worden, statt des Französischen: prison d. i. Kerker.

208. Punsch.

Punsch ist keineswegs, wie Manche glauben, ein englisches Wort und ja nicht zu verwechseln mit der Punch (sprich Pontsch) genannten komischen Person auf der englischen Bühne. Es ist indischen Ursprungs, von panscha, d. i. die Zahl Fünf. Auch das Getränk, welches man bei uns mit diesem Namen bezeichnet, stammt aus Indien, wo man sich zu dessen Bereitung der mit dem Worte angedeuteten Menge Ingredienzien bedient, (d. i. ein Getränk aus fünf Bestandtheilen, nämlich Zucker, Rum, Thee, Citronen, Wasser), also um ein Element mehr, als das Schiller'sche Punschlied angibt. So sollen es zuerst die Engländer in Goa bereitet haben.

Das Wort bezeichnet überhaupt ein zusammengesetztes Getränk, ein Gemisch und ist so mit unserem „Pantsch" — dem indischen noch näher als Punsch — verwandt. Nur ist dieses im wegwerfenden, ecklen Sinne gemeint und wir gebrauchen es, wenn wir sagen wollen, daß Jemand alles untereinander mischt, ohne Rücksicht, ob es auch zusammenpasse, besonders bei Speisen.

209. Rädelsführer.

Ueber die jetzt festgehaltene Bedeutung dieses Wortes gibt es keinen Zweifel, wohl aber über den eigentlichen Ursprung desselben, den einige historisch, andere rein sprachlich haben wollen. Die historische, freilich längst zurückgewiesene Erklärung stützt sich auf eine Thatsache aus den Zeiten des Bauernkrieges in Ober-

österreich zu Anfang des 16. Jahrhunderts, da die aufrühreriſchen Bauernführer als Standarte ein aufgeſtecktes Pflugrad, das Zeichen ihrer auferlegten Strafe, alſo ein kleines Rad, Rädel, höhnend vorangetragen haben ſollen. Begründeter und ſtichhältiger ſind die ſprachlichen Deutungen, denen zu Folge ſich die Sprachforſcher für die Herleitung von den ſogenannten Reihen- oder Kreistänzen, wobei Einer den Reigen führte, als für die wahrſcheinlichſte entſcheiden. Das „Rädel" vertritt hier den Begriff der Rundung des Kreiſes, ſo daß man ohne Gewalt eins für das andere ſetzen kann. Es wäre aber noch unter anderen ſprachlichen Deutungen zu wählen, die alle mindeſtens vor den hiſtoriſchen etwas voraushaben. Wenn wir den Begriff der Führerſchaft in den Worten feſthalten, als eines Elementes, das berufen iſt, an der Spitze einer Schaar oder Unternehmung zu gehen, etwas vor Anderen vorauszuhaben oder voranzutragen, ſo finden wir nacheinander die Ableitungen von Rädel oder Reitel d. i. ein kurzer, dicker Stock als Zeichen dorfrichterlicher Oberherrlichkeit; dann von Rath, verderbt Rad, ſo daß Rädelsführer der an der Spitze eines Rathes oder Planes Stehende wäre; endlich aus dem ſchwediſchen rodefader d. i. Kreuzvater, der bei Proceſſionen das Kreuz voranzutragen hat — auch nicht ſo halsbrecheriſch.

210. Ratafia.

Ratafia iſt der Name eines liqueurartigen Getränkes, aus Branntwein, Zucker und Obſtſaft, in neuerer Zeit eines Liqueurs ſelbſt. Man ſollte kaum glauben, daß die ernſte Wiſſenſchaft bei dieſer Bezeichnung, welche etwas ganz Anderes ſagen will, als damit in Wahrheit geſagt wird, ihre Hand im Spiele habe. Der Urſprung des Wortes iſt in Frankreich zu ſuchen und lateiniſch. Die alten Franzoſen, ſo wie die Deutſchen, und es mag auch bei den neueren Franzoſen und noch bei anderen Völkern die folgende Sitte oft genug vorkommen, ſchloßen ihre Geſchäfte beim Glaſe ab. Im Augenblicke des Abſchlußes eines wichtigeren Handels brachte man den beſten Wein aus dem Keller und trank davon, mit der lateiniſchen Clauſel Res rata fiat den Handel beſiegelnd. Später wurden die zwei letzten Worte einem künſtlich bereiteten Getränke aus Branntwein, Zucker und Obſtſaft, das dem geſchloſſenen Handel und genoſſenen Weine zu folgen pflegte, beigelegt. Iſt's nicht wahr, ſagt der Italiener, iſt's doch gut erfunden.

211. Rathen und Reiten thut's

wahrhaftig in bedrängter Zeit! Weisheit und ritterlicher Muth vereint (was mit dem Reiten gemeint). Rathen allein iſt gut aber zu wenig, Reiten allein iſt nichts. Die Weisheit muß von der Kraft beſchirmt werden; ſchon die Alten haben Minerva mit Panzer, Helm und Schild abgebildet. Alſo „Rathen und Reiten thut's." Dieſes ſchöne Wort, das er aber auch durch die That bewährte, war der Wahlſpruch Wilhelm's I. von

Naſſau, des hochherzigen Gründers der niederländiſchen Freiheit. Geboren 1533, ward er von einem Gleisner am 10. Juni 1584 in der Vollkraft ſeiner Jahre meuchlings erſchoſſen.

Anknüpfend an die obige Deviſe, und zwar an ihre zweite Hälfte „Reiten thut's," führen wir eine ältere deutſche Redensart an, welche lautet: „Vom Sattel leben." Sie ſtammt aus den blutigen Tagen des Fauſtrechts, da jeder Ritter ſeine Burg zum Raubſchloße und zum Kerker deutſcher Kaufleute und Bürger machte, wo es ſtatt obigen „Rathen und Reiten thut's" lautete: Rauben und Reiten thut's."

212. Ringlich, dinglich.

Eine culturgeſchichtliche Erklärung deutet dieſe am Mittelrhein übliche Redensart auf den Spruch: „Wie der Ring ſo das Ding" mit folgendem Hintergrunde: der Mainzer Bürger und Maler Johannes Scholl aus Bingen ſchrieb in den Jahren 1630—1635 eine Chronik der Stadt Bingen, der er die Satzungen anhängte, nach welcher die Vermögensverhältniſſe der Eheleute geordnet wurden. An den Rand dieſes Buches ſchrieb er unter Andern auch die Bemerkung: daß man an den Trauringen das Vermögen der Eheleute leicht ſchätzen könne. Der Arme trägt keinen, der Handwerker einen ſilbernen, der Reiche einen einfachen goldenen, und die Rathsherren, Bürgermeiſter ꝛc. goldene, mit Steinen beſetzte Ringe; ſo wie der Ring, ſo war das Geding.

Eine andere Deutung kam aus dem Munde des Volkes. In der Mitte des Marktes zu Bingen näm-

lich befand ſich ehedem ein großer Stein mit einem breiten Halseiſen, an welchem die Diebe und Wilderer geſchloſſen öffentlich ausgeſtellt wurden. Man hieß den Stein gewöhnlich nur den „Ring,“ und je nach dem Verbrechen mußte der Beſtrafte irgend ein „Ding,“ eine Axt, Baßgeige, einen Krebs u. dgl. in der Hand halten: daher die Redensart.

Wir erlauben uns eine dritte, juriſtiſche Deutung hinzuzufügen. Das dinglich ſcheint uns hier die rechtliche Folge des Ehebündniſſes auszuſprechen, ſo wie der Ring dieſes ſelbſt bezeichnet. Er kann nur im engeren Sinne gegenüber der Braut gelten, die man nimmt, daß, wenn ſie einmal den Ehering gegeben und genommen, ſie ſich gewiſſermaßen dem Manne verdingt habe, oder auch im weiteren für beide Eheleute, eben mit Hinblick auf eine Menge rechtlicher und ſocialer Wirkungen der Ehe. Wenn einmal ringlich, dann auch dinglich, und das ohne Gnade! Wer A ſagt, muß auch B ſagen. Im dinglich hätten wir nun dieſes B.

Die Wahl, welches der Urſprnng der Redensart ringlich, dinglich ſei, wäre ſomit freigegeben; jede Erklärung hat Etwas für ſich, welche hat am wenigſten gegen ſich? die Zweite.

213. Er iſt rips.

Will ſagen: Er iſt fort, entwiſcht, hin, todt.

Die Entſtehung dieſes Wortes iſt intereſſant. Es iſt nämlich eine Zuſammenſetzung aus den bekannten Schlußworten einer Grabſchribt: „Requiescat In Pace Sancta.“ Da dieſe Phraſe häufig abgekürzt angebracht war, als R. I. P. S., ſo gewöhnte ſich das der lateiniſchen Sprache unkundige Volk ſehr bald daran, RIPS zu leſen, und den obigen Sinn damit zu verbinden. So kann man ſich ja auch dem gemeinen Manne verſtändlich machen, wenn man ihm das Wort „Inri“ ſagt. Er wird wiſſen, daß damit die lateiniſche Aufſchrift am Kreuze gemeint iſt, die ſich ſo anſieht: I. N. R. I., d. h. **Jesus Nazarenus Rex Judeorum.** Zu komiſchen Interpretationen gab oft auch das römiſche: „Senatus populusque Romanus“ Anlaß, da es meiſt nur mit den Anfangsbuchſtaben S. P. Q. R. geſchrieben erſcheint. Wie Mancher hat ſich nicht ſchon den Kopf über das vermeintliche Spor — da er das q-Schweifchen überſah — zerbrochen. Beiträge zur ergötzlichen Geſchichte der Abkürzungen finden ſich auch in unſeren Eſelsſprichwörtern (ſ. d. S. 91.)

214. Rococo.

Wir bezeichnen damit Alles Altmodiſche, Zopfige, nicht mehr zum guten Tone Gehörige. Wir charakteriſiren damit ein ganzes Zeitalter der franzöſiſchen Geſchichte, und haben von daher auch unſere Rococomeubles und Rococogewänder. Doch beſitzen wir ſelbſt viel Rococo. Die Herkunft des Wortes iſt ohne Zweifel franzöſiſch; aber die Geſchichte ſeiner Entſtehung iſt noch nicht ſichergeſtellt. Wir haben die Erklärungen vor uns und bringen ſie unſeren Leſern. Die auf den ſchwächſten Füſſen ſtehende mag zuerſt auftreten.

Ein franzöſiſcher Prinz und andere Emigrirte ſollen ſich im J. 1792 auf der Straſſe zu Koblenz, als ſie nach heiterem Diner weinſelig waren, nach einem Möbel- und Kleidertrödler erkundigt haben. Der Gefragte ſuchte in ſeiner Mutterſprache ihnen verſtändlich zu machen, daß ein Rock vor deſſen Laden hänge. „Oui oui, roc, roc rococo!“ rief der Prinz lachend. Während der Reſtauration wurde dies an der königlichen Tafel erzählt, ſehr geiſtreich befunden und — weitergebracht. Daß dieſe Deutung gar nicht ſtichhältig, erhellt ſchon daraus, indem ihr zufolge die Anwendung dieſes Wortes auf alte Meubel überhaupt ſtattfinden müßte, während der Rococo-Geſchmack nur eine gewiſſe Periode und zwar die gänzliche Ausartung des claſſiſchen Bau- und Verzierungsſtyls im 18. Jahrhunderte bezeichnet.

Nicht weniger gezwungen und nicht mehr gelungen erſcheint uns das Folgende:

Im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte bei Poitiers eine alte Gräfin von Chatelleirand, welche in

ihrem, nach damaliger Sitte mit ſchweren, bunten Stoffen eingerichteten Schloſſe allein mit ihrem „Papperl“ hauſte, den ſie den alten mürriſchen „Rococo“ nannte. (Alſo das Wort beſtand bereits).

Dieſer hatte die Gewohnheit, über alle neuen Sachen wüthend herzufallen und ſie mit Krallen und Schnabel zu traktiren. Theils aus Beſorgniß für ihr Eigenthum, theils aus „Liebe“ zu ihrem Rococo, der ſich nur mit dem „Alten“ einverſtanden erklärte, entſchloß ſich die Gräfin, eigens für ihn ein Appartement mit „alter“ Garnitur einzurichten. Das Ding ward bald ruchbar, und der Name des Papperl's ſchenkte Frankreich einen neuen Begriff. (Wir ſagen hier mit Leſſing: Hätte die „ſelige Gräfin“ ihren Papperl eingeſperrt, ſo wäre dieſes Stück franzöſiſcher Geſchichte um ſeinen — fünften Akt gekommen).

Nach alledem etwas, das ſich doch mit ernſtem Geſichte anhören läßt. Das Wort Rococo iſt wahrſcheinlich die Erfindung eines beliebten franzöſiſchen Komikers, und war in deſſen Munde ein gedankenloſer Ausdruck, wie etwa Larifari, Tritſchtratſch, Paperlap u. ſ. w. ohne weitere Etymologie. Er ſtand nämlich eines Tages auf der Bühne und ſollte die Eigenſchaften einer Dame bezeichnen, deren Weſen einen halbmodernen, halb veralteten Anſtrich hatte. Sei es, daß er das vom Verfaſſer des Luſtſpieles gegebene Wort vergeſſen oder daß er extemponiren wollte, kurz er ſagte: „Sie iſt ſo, ja wie ſoll ich ſagen — ſo rococo;“ für das Pariſer Parterre genug! So etwas kann ein Stück retten.

Nach Einigen hätte ein Baumeiſter Rocca geheißen und hätten ſeine grotesken aber durchaus nicht beabſichtigten, ſondern aus ſeiner Geſchmackloſigkeit entſprungenen Bau- und Verzierungsideen dem Dinge den Namen gegeben, das ſpäter mit künſtleriſchem Geſchmack in ein Syſtem gebracht worden. Andere aber leiten es von dem Worte Rocaille, einer im 18. Jahrhundert üblichen und nun wieder in Mode gekommenen Muſchelverzierung der Möbel und anderer Geräthe ab. Man wähle, die Auswahl, wie man ſieht, iſt nicht gering.

215. Sub rosa.

Alle Erklärungen dieſer Phraſe, deren Sinn Jedermann klar iſt, ſtimmen darin überein, daß ſie von der Roſe, inſofern dieſe das alte Sinnbild der Verſchwiegenheit iſt, hergenommen ſei. Nur bewegen ſie ſich in Varianten, die mehr oder minder gemacht ſind und von jener Bedeutung der Roſe theilweiſe entfernen. So erzählt man, daß in den Raths- oder Herrenſtuben, in Gemeinde-Schenken und Gemeinde-Krügen an der Decke, über dem Tiſche, an welchem berathſchlagt oder gezecht ward, eine große in Holz geſchnittene, roth angeſtrichene Roſe angebracht war. Alles, was hier geſchah, mußte einen ehrbaren Charakter an ſich tragen. Auch durfte von dem, was hier berathen und „ausgemacht“ wurde, nichts verrathen werden. Daher unter der Roſe ſo viel als: im Vertrauen; nun da war die Roſe aber ſchon da, wie kam ſie dahin? — Aehnlich iſt: Im Schloß-Conferenzzimmer zu Torgau, wo Churfürſten und Fürſten wegen der Jülich'ſchen Erbſchaft zuſammengekommen waren, bildete den Haupt-

ſchmuck der Decke eine Roſe. Was dort, alſo sub rosa verhandelt ward, blieb Geheimniß. — Ein dritter meint, daß sub rosa ſo viel als sub sigillo, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, bedeute, weil ehedem die Siegel mit einem als Roſe ausgeſchnittenen Blatte bedeckt waren.

Beſonders beachtenswerth erſcheint uns, was über die Darſtellung der alten ſächſiſchen Venus geſagt wird, die einen eigenen Tempel hatte und mit vielen ſinnigen Attributen geſchmückt war. Dieſer Tempel ſoll in Magdeburg geſtanden ſein. Die Chroniſten ſchildern ſie als „Ein nackend“ Weib, mit klaren, lieblichen Augen, ihr geknüpftes Haar hing ihr bis an die Kniee. Auf dem Haupte trug ſie einen Kranz von Myrthen, mit rothen Roſen umflochten und in ihrem lachenden Munde hielt ſie eine geſchloſſene Roſe. Auf dem Herzen trug ſie eine brennende Fackel, in ihrer linken Hand aber die in Himmel, Meer und Erdreich getheilte Welt. In der Rechten hielt ſie drei goldene Aepfel. Sie ſtand auf einem von zwei Schwänen und zwei Tauben gezogenen Wagen. Sie war von ihren drei „ſonderlichen“ Töchtern, welche mit den Armen in einander verſchlungen waren, umgeben. Eine jede hatte der andern den Rücken zugekehrt, die Vorderſte reichte ihrer Nachbarin einen goldenen Apfel und die anderen beiden Geſchwiſter ſchienen das Geſchenk erwiedern zu wollen.“

Das ſprechendſte Symbol erſcheint uns aber die geſchloſſene Roſe im lächelnden Munde. Dieſes Attribut deutete man ohne Widerſpruch und allgemein als Symbol des Geheimniſſes und der Verpflichtung

es treu zu bewahren; denn schon nach der Mythologie schenkte das Venuskind Cupido dem Gotte des Stillschweigens, Harpokrates, die Rose als Lieblingsblume der Venus, als Entgelt für manche Geschäfte der Mutter, welche das Licht der Oeffentlichkeit nicht wohl vertrugen.

Est Rosa flos Veneris, cujus quod furta laterent
Harpocrati matris dona dicavit amor.
Inde rosam mensis hospes suspendit amicis
Convivae, ut sub ea dicta tacenda sciant

singt schon ein alter Poet. Wieder eine andere Variante führt uns auf die Gastmäler der Römer und Griechen zurück. Ihre Speisesäle waren mit Kränzen geziert und über den Tisch hing man Rosen auf als Sinnbild der Verschwiegenheit. Was während der Mahlzeit in der ungebundenen heiteren Stimmung des behaglichen Tafelns erzählt wurde, wurde sub rosa erzählt.

Sinnig ist die Deutung der Geheimhaltung, welche der Rose zugeschrieben wird, von den Beichtstühlen abgeleitet, auf denen gewöhnlich eine aus Holz geschnittene Rose angebracht war. Das hinge mit der Geschichte der Ornamentik zusammen, in welcher die Rose eine große Rolle spielt. Sie war ein beliebtes Ornament; man findet sie auch auf Chor- und Betstühlen, auf Tabernakel-Dekeln u. s. w. rein als Schmuck angebracht; und so brachte man sie mit dem Beichtgeheimniß in Rapport.

Nach alledem die Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit und geheimer Freuden überhaupt gelten zu lassen, ist nun nicht mehr gewagt. Aber es scheint dessen nicht einmal zu bedürfen. Die Rose selbst, auf-

geblüht in verſchwiegenen Lauben, ihre ſüßen Düfte durch die Nacht liebesdurchſchwärmter Gärten ſtreuend, als wohlverſtandene Sprache für die Geliebten, wenn dieſe ſie als Geſchenk ſich reichten, die Roſe ſelbſt in natura hat den Anlaß zu jener vielſagenden Phraſe gegeben, und es iſt ganz und gar nicht gewagt ihren Urſprung in dem vertraulichen Umgange Verliebter zu ſuchen, wobei der Roſen ſo häufig gedacht wird, und alldas, was man in ſolchen Roſengeſprächen ſich ſagt und was geſchieht, geheim bleiben ſoll.

216. Es geht ein rother Faden hindurch.

So ſagt man, wenn man anzeigen will, daß ſich eine Sache durch ein gewiſſes Merkmal charakteriſire; ſo daß ſie dadurch einheitliche Geſtaltung und Färbung erhält, und eine ſtreng feſtgehaltene Grundidee durchſchimmern läßt. So geht durch alle Schöpfungen Schiller's die Idee der Freiheit „wie ein rother Faden" hindurch. Hergenommen iſt das Bild von der Art und Weiſe, wie die Schiffstaue der königlichen Marine in England markirt werden. Es iſt nämlich durch dieſelben und mit ihnen verflochten ein rother Faden gelegt, der an jeder Stelle, an der man das Tau durchhaut, ſichtbar wird. Hingegen wenn man ſagt, „halten wir den Faden des Geſpräches feſt" oder „wir wollen den Faden der Geſchäfte wieder aufnehmen," möchte wohl der mythiſche Faden Ariadne's darunter gemeint ſein, den dieſe dem Helden Theſeus in geheimer Unterredung gab. Als Theſeus nach Kreta kam, um mit mehreren anderen Jünglingen dem Minotaurus vorgeworfen zu werden, welches Ungeheuer im Labyrinthe hauste und

alljährlich dieſen fürchterlichen Tribut — edle Griechenjünglinge — erhielt, entbrannte des Minos und der Paſiphoea Tochter Ariadne für den ſchönen Jüngling ſo ſehr, daß ſie ihm in geheimer Zuſammenkunft die Mittel zur Tödtung des Ungeheuers und zur Rückkehr aus dem Labyrinthe gab. Zu den letzteren gehörte ein am Eingange des Labyrinthes angebundener Zwirnknäuel, durch deſſen Wiederaufwindung Theſeus, nachdem er das Ungeheuer getödtet, wieder aus dem Labyrinthe herauskam und Ariadne dann entführte.

217 Den Rummel verſtehen.

D. h. ſich in einer Sache auskennen, ſich darauf verſtehen, einer Schwierigkeit gegenüber nicht gleich in Verlegenheit ſein. Man hält „Rummel" aus dem Kartenſpiele entlehnt und aus dem Romaniſchen abſtammend; italieniſch la ronfa, franzöſiſch la roufle, bedeutet die Zahl der gleichartigen Kartenblätter im Piquetſpiel. „Den Rummel verſtehen" entſpricht der franzöſiſchen Redensart: „Connaître la carte," die Karte verſtehen. Die Ableitung der Redensart aus altdeutſchen Citaten z. B. „Rumet dem Kunige!" — „Daß du ihm das Land rumeſt." — „Rumet frow Minnen das Vas!" wornach alſo Rummel aus dem deutſchen Räumen, Platzmachen hervorginge ſcheint uns den Sinn der Redensart zu verändern.

Auch muß bemerkt werden, daß in unſerem Jargon „Rummel" für Lärm, Auflauf, Zuſammenrottung, — z. B. der hiſtoriſch bekannte „Bäcken-Rummel" in Wien, — wogegen die „Rumor-Wache" aufgerufen ward, genommen wird, und da ſtän-

den wir ja gleich vor der rechten Wurzel, nämlich, „Rumor.“

218. Er hat Rudolph's Redlichkeit.

Rudolph Graf von Habsburg, der erlauchte Ahnherr unseres Fürstenhauses, war wegen seiner Redlichkeit so bekannt, daß sie sprichwörtlich in den Volksmund übergegangen ist.

219. Einen in den Sack stecken.

So viel als: Mit Einem machen können, was man will. In der Redensart: „Einen im Sacke haben“ ist damit der Nebenbegriff eines Einflußes verstanden, den man durch Geld — man verwahrt dieses im Sacke — auf Einen ausübt (Bestechung). Wer Meister wird, steckt den andern in Sack,“ kömmt schon in der ersten Sprichwörtersammlung von Agricola (1528) vor. Es ist daher nicht möglich, daß erst der bekannte lustige Kampf um Kaiser Maximilian's II. (1527—1576) natürliche Tochter, die schöne Helena Schonsegin, wie sich diese Ableitung überall findet, Veranlassung zu diesem Sprichworte gegeben habe. Da diese Geschichte aber jedenfalls eine ganz köstliche Illustration zum Sprichworte ist, so bringen wir sie gerne. Die beiden Kämpfer waren des Kaisers Hofkriegsrath, Andreas Eberhard Rauber, ein wegen seine Größe und Leibesstärke sowie durch Einsicht und Heldenmuth berühmter Ritter, und ein vornehmer Spanier. Da sich Beide um die Hand der Kaiserstochter bewarben, der Vater keinen von Beiden verletzen wollte, so kam diesem der lustige Einfall, die Herren miteinander um den Besitz ringen zu

lassen, u. z. sollte Sieger sein, wer den andern in einen Sack zu stecken vermochte. Jeder der beiden Gegner erhielt einen Sack. Rauber steckte nun wirklich den Spanier, zum großen Gelächter des ganzen Hofes, in seinen Sack, und hatte damit auch gewissermassen den Kaiser, die schöne Braut und reiche Mitgift „im Sacke."

220. Das „Saint" vor französischen Namen.

Wer möchte denken, daß der Ursprung der Sitte, statt jedes anderen Namens einen Heiligen-Namen zu führen, in der Geschichte des französischen Soldatenthums zu suchen wäre? In der That gab es in der französischen Armee eine Zeit, in welcher kein Soldat seinen eigentlichen Namen führte. Oft entschwand er ihm durch Ereignisse, häufiger noch legte er ihn, kritischen Situationen gegenüber, ab und wählte rasch einen andern, meist mit religiösem Anklange; und so kam es, daß sich nach und nach eine Menge von solchen Namen, die weder auf eine Familie, noch auf ein Individuum hinweisen, später doch als Geschlechtsnamen erhalten haben. Im 15. Jahrhunderte standen in den Werbungslisten der französischen Heere Soldaten mit den Namen: „Laus Deo" „Laudate pueri," „Da nobis," „Pater noster," „Ave Maria." Die Uebung, Heiligen-Namen mit ausdrücklicher Vorsetzung des „Saint" zu wählen, kam zu Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts auf und zwar bei der Cavallerie. Da waren die Dragoner alle Heilige. Die Infanterie hielt sich wieder an die ländlichen „Laprairie," „Laverdure," „Latulipe," Bellerose," „Lafleur," Namen, wie wir sehen, deren viele

ſich heute als Namen oft weitverzweigter und renomirter Familien finden.

Auf ähnliche Weiſe mag es allüberall mit der Entſtehung der Geſchlechtsnamen zugegangen ſein. Ein aus was immer für Gründen gegebenes Prädikat ward ſpäter zum fixen Namen, Gattungsnamen wurden zu Eigennamen. Unſere Maier's und Müller's, unſere Schuſter's und Schneider's haben hinter ſich wirklich den Pacht- (Maier-) hof, den Müllereſel, Leiſten und Nadel. Irgend eine Eigenſchaft, ein natürlicher Vorzug, ein Gebrechen legte den Grund zu einem Geſchlechtsnamen. Wir haben vor uns die Fabel vom „Kleinen Töffel," der nach 70 Jahren noch immer der „Kleine Töffel" war. Im Franzöſiſchen, — wo es überdies Sitte war, den Taufnamen des Vaters zu wiederholen, wenn er auch der des Sohnes war, oder den Namen des Sohnes vorauszuſetzen und zu verbinden z. B. „Jean - Jean" — gab ein großer René, ein kleiner Johann, ein großer Johann, ein ſchönes Mädchen ꝛc. Anlaß zu: Gros-Renés, Petit-Jeans, Grand-Jeans, Belleroses.

Ebenſo bildeten ſich die deutſchen auf i ausgehende Geſchlechtsnamen u. z. zu jener Zeit, da die lateiniſche Sprache überall beliebt war. Der Sohn eines Vaters, deſſen Taufname Paul, Peter, Ernſt, Heinrich u. ſ. w. war, hieß Pauli filius (Sohn des Paul N.), Petri, Ernesti, Henrici filius; daher unſere Pauli's, Jacobi's, Henrici's u. ſ. w. Auch deutſch, und das war meiſt bei den Juden der Fall, pflegte man zu ſchreiben; Jacobsſohn, Mendelsſohn, engliſch: Jacobson, Johnson Davison, etc. Bei den Slaven ward des Vaters Sohn, durch die Anhängeſylbe wić, wiz, witz, d. i. Sohn erſichtlich

gemacht; z. B Petrowitz, Sohn des Peter; und so fort bei allen Nationen durch andere Affixe, welche Zusammensetzungen endlich stehende Familiennamen bildeten.

221. Salbaderei.

Erst mit dem Begriffe: Quacksalberei; dann auch als langweiliges, unnützes, albernes Geschwätz, viel hin und her reden, „Wischiwaschi.“ Welcher wohl der ursprüngliche ist? Die Deutungen lassen es nicht erkennen.

Nach Einem wäre dieser Name dem in Gemeindehäusern (Sal, Saal) zu Bereithaltung der Bäder angestellten Bader, in ursprünglich unverfänglicher Bedeutung gegeben (Sal — Bader) worden. Eine andere Ableitung, die sich der obigen anschließt, ist von den Frei-Bädern, welche zum Heile der Seele des Stifters für Dürftige gestiftet worden. Wenn nun die Armen in solchen Seelbädern zusammen kamen, schwazten sie aus langer Weile viel unnützes Zeug in den Tag hinein, und wie der Sprachgebrauch oft Sprünge macht, ging die Bezeichnung der Sache auf die Personen über, die mit der Sache in nächste Berührung kamen. Auch eine locale Erläuterung liegt vor: Zu Jena vor dem Saalthore an dem Mühlbache lebte in einem Badhause Hans Kranich, der beim Bartscheeren u. s. w. ungemein redselig und schwazhaft war. Weil er gar so viel sprach, lief auch viel dummes Zeug mitunter, und so fing man an, ähnliches Geschwätz zu charakterisiren, daß man sagte: „Der spricht auch wie der Salbader!“

Endlich nach einer anderen Deutung käme das Wort von einem Landprediger, der in seinen Predigten

alle Augenblicke den Namen Salvator (Heiland) gebrauchte und dabei eine Menge Sprüche anführte. Seine Zuhörer, wenn sie dem Schwalle seiner Beredsamkeit entronnen waren, pflegten dann zu sagen: Heute hat er wieder recht „gesalvatert" (gesalbadert).

222. Die Chamade blasen.

Ein mit der Trompete oder Trommel gegebenes Zeichen, der sogenannte Ruf, besonders im Kriege, wenn es zur Uebergabe oder zum Waffenstrecken kommt, von dem Italienischen chiamare, Lateinischen clamare, rufen. Im Volksmunde findet sich beisammen: „Retraite und Schamade blasen." Man will den Ursprung des Wortes aus Schach matt, jenem Zug im Schachspiele, nach dem das Spiel verloren ist, ableiten. Näher liegt aber die Wurzel chiamare, rufen.

223. Etwas im Schilde führen.

Heißt so viel, als durch einen Zeichen verrathen, daß man etwas auszuführen gesonnen sei.

Ohne Zweifel hergenommen von dem Gebrauche und der Bedeutung der Ritterschilde, durch deren oft sehr sprechende Embleme der Mann und was an ihm sei, was er in einer gewissen Situation zu thun vorhabe, sogleich zu erkennen gegeben ward. Wenn z. B. in die Turnierschranken ein Ritter mit einer Rose, der andere mit einem Todtenkopfe im Schilde einritt, so konnte man leicht errathen, wofür oder um was sie stritten, man konnte es von ihren Schilden ablesen. Gleichbedeutend ist es mit: „die Farbe zeigen," ebenfalls von der Sitte stammend, seine innere Gesin-

nung, Haß und Liebe und sonstiges Trachten durch ausgesteckte Farben, etwa in Schärpen, Federbüschen, Schleifen ꝛc. kundzugeben. Einer, der gar keine Farbe hat, wird auch heute dem gleichgeachtet, der Böses im Schilde führt.

224. Schlampampen, pampen.

Schlampampen, pampen, was so viel bedeutet als übermäßig gut und viel genießen, leitet Heinsius in seinem Wörterbuche von dem Niederdeutschen Pams oder Pamps, ein Brei, eine dicke Suppe ab. Eine andere Erklärung ist die: In den Rheinkriegen, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, schickten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sehr oft den Ministern derjenigen deutschen Staaten, welche die stärksten Contingente zu stellen hatten, ganze Fuhren der feinsten Rhein- und Franken-Weine, um möglichste Schonung ihrer Landestheile zu bewirken. Solche Weintransporte, welche meist durch Bamberger-Hemdemätze, wie man damals die Fuhrleute in den blauen Leinwandhemden nannte, besorgt wurden, hießen kurzweg: Bamberger. In den vornehmen Häusern nun, wo die Ladungen gratis abgeladen wurden, nannten die Diener, die es bei solchen Anlässen nicht am Weinkosten fehlen ließen, dieses Sichzugutethun: „Bambergern" und jubelten, wenn wieder so einer von den Kirchenfürsten abgeschickter Hemdenmatz kam, laut und offen: Nun können wir wieder einmal bambergern. Läßt sich nicht daraus und aus den Willkührlichkeiten, welche alltäglich der Sprachgebrauch vornimmt, die Entstehung des genußreichen Wortes pampen ableiten, das zudem richtiger bamben geschrieben würde? So verlockend aber die eben mitge-

theilte Erklärung ſein mag, ſo ſind wir doch der Meinung, daß wir uns den Weg nach Bamberg erſparen können. Dieſes Bamben und Schlampampen gehört in Eine Familie mit Bampfen (den Mund ſo voll haben, daß man nicht „Pfaff“ ſagen kann); bantſchen, pantſchen (in Breiartigem herumwühlen — ſich damit beſchmieren); mantſchen (auch ſchmatzen d. i. ſo eſſen, daß man es „häuſerweit“ hören kann, wie die Schweine es machen), und bezeichnen wir damit die Handlung des Eſſens, inſofern wir es in einer Art und Weiſe vorgenommen ſehen, die wir gut deutſch: „Freſſen“ nennen, alſo eckelhaft gieriges, heißhungriges, unäſthetiſches Eſſen, daß dem Eſſer „die Augen in der Schüſſel ſtecken bleiben,“ wenn er auch hinterdrein beweiſt, daß „die Augen dennoch größer waren als der Magen.“ Die Wurzel iſt das Italieniſche bombare trinken. Noch mehr Licht aber dürfte uns aufgehen, wenn wir uns der alten „Bamboccіaden“ erinnern, jener ſogenannten Kaffeegeſellſchaften oder Schlemmgeſellſchaften (Schlampen) im vorigen Jahrhunderte, wobei es zuging, wie etwa in einer — heutigen Kaffeegeſellſchaft, die ſich die alten Baſen und Muhmen geben. Es war da ſo mancher „Schlampen“ zu finden und manche Reputation ward in dieſen Kreiſen verſchlampt und verpantſcht.

225. Schmarotzer.

Die verächtliche Bezeichnung eines Menschen, der es sich zum Geschäfte macht, Bekannte und Freunde „abzusteigen“ und sich überhaupt irgendwo einzufinden, wo er ohne Kosten zu einer Mahlzeit gelangen kann. Schmarotzen, — an und für sich auch gut essen und sich's gut geschehen lassen — kam zu seiner verächtlichen Bedeutung im obigen Sinne ganz besonders durch die Wahrnehmung des Mangels an Ehrgefühl bei einem Manne, der sich dazu erniedrigt; denn der Schmarotzer von Fach und Profession ist gewöhnlich das Stichblatt, der Narr der Gesellschaft.

Man will den Ursprung des Wortes in dem niederländischen smeeren, schmieren, finden.

Eine seltsame Analyse des Wortes findet sich in der alten Nicolai'schen „Berliner Monatschrift.“ Dort wird es von Schmarre, d. i. Stück, Bissen, und von Hotzen d. i. Besuche machen, hergeleitet, also schmarrhotzen: Besuche machen, um Bissen zu kriegen, hergeleitet. Dabei wird sich auf unser Oesterreichisches: Schmarren, (Mehlschmarren, Griesschmarren ꝛc.) berufen, und nur vergessen, daß dieß verderbt aus Schmorren d. i. rösten entstand. Schmarre ist unseres Wissens der Name für Wunde, Narbe. „Er hat eine Schmarre bekommen“ heißt: Er hat von einem Raufhandel etwas heimgetragen, einen Hieb, ein Loch im Kopfe, eine Quetschung oder dgl. Hier hätte nur eine verzweifelte Logik noch helfen können; wenn nämlich der „bibelfeste Berliner“ darauf hingedeutet hätte, daß, weil Schmarre sprachlich auf „Smarten“ führt und dieses

„die Haut abſchinden“ heißt, der Schmarotzer füglich und ganz „wiſſenſchaftlich“ als Hautſchinder ſich darſtelle. Hotzen aber heißt wiegen, von Hotze, Hotte, der Korb, die Wiege. Wie wäre die Wiege mit „in Geſellſchaft gehen“ in Rapport zu bringen? Graf Derindur, erklären Sie....

Sollte nicht das Italieniſche: Smarrirsi d. i. ſich verirren zu Grunde liegen können? Hat Einer, der unerwartet, nicht geladen irgendwo zu Tiſche kömmt, ſich nicht gewiſſermaſſen verirrt?

Man ſagt auch: Schmarutzer. Wäre es von da zu weit zu „Scharmützen, Scharmützeln, das bekanntlich Fechten heißt? Wir ſagen ja vom Schmarozer auch: „Er geht fechten!“

Der Deutſche ſagt: Schmarotzer
ſind Schlotzer;
unter Schlotzer ſoll die Ratte verſtanden ſein, welches Thier zum Vergleich mit dem Schmarotzer nicht übel paßt, da er gleich einer Ratte in der Speckkammer Alles auffrißt und dann weglauft mit Geſtank und ohne Dank.

Treffend ſagen die Franzoſen von einem Schmarotzer: Faire comme le pourceau de Saint Antoine, se fourrer partout es machen wie die Sau des heiligen Antonius, welche ſich überall hindurchſchiebt. Darunter ſind die Säue der Abtei des heiligen Anton in der Stadt Vienne in der Dauphiné gemeint. Man erzählt von ihnen, daß ſie Glocken am Halſe trugen, wodurch ſie den Bewohnern der umliegenden Gegend kenntlich waren, welche ſich nicht getrauten ſie wegzujagen, wenn ſie in die Häuſer drangen,

ſondern ihnen in Verehrung des Heiligen vielmehr reichlich zu eſſen gaben. Die treffende Anwendung dieſes Thieres auf zudringliche Paraſiten, die ſich auch überall einzuſchmuggeln verſtehen, und die man Artigkeit halber nicht immer wegſchaffen mag, ergibt ſich von ſelbſt.

226. Neun Schneider machen einen Mann.

D. h. Neun Schneider waren die Veranlaſſung, daß Einer ſein Glück machte, zu etwas kam, zum Manne ward, wie man ſagt. Im J. 1742 nämlich kam ein Leierknabe in die Werkſtätte eines großen Schneiders in London und bat um ein Almoſen. Es ſaßen hier neun Geſellen. Sie wurden durch das Aeußere des Knaben und durch ſeine Bitten gerührt, legten Geld zuſammen und übergaben ihm neun Schillinge. Für dieſes kleine Kapital kaufte der Junge Obſt und ſchlug es mit einigem Gewinne wieder los. Von dieſem kleinen Anfange nun ſchwang er ſich zu einem reichen Kaufmanne empor, und als er ſich zuletzt auch Equipage hielt, ließ er auf ſeinen Wagen die Deviſe ſchreiben: „Neun Schneider machen einen Mann.“

Wenn „das Kleid den Mann macht,“ ſo muß wohl auch Ein Schneider einen Mann machen können. Freilich fehlt gar oft das nöthige Materiale, nicht für die Schneider, ſondern zum — Manne. Schneider aber, wie Göthe einen hat, der von einem Schnße „in den D....“ fiel — und wären's ihrer 300, bringen nicht einen halben Mann zuſammen.

227. Einen ſchnüren.

Im weiteren Sinne: Einem überhaupt Geld entpreſſen; im engeren: Einem eine übertriebene Wirthshauszeche machen oder bei irgend einem Kaufe ſo hohe Preiſe anrechnen, daß er ſich für übervortheilt anſehen muß. Dieſe Redensart, auch unter der Form: „In die Schnur nehmen“ kommt von dem Handwerksbrauche der Maurer her, wonach ſie denjenigen, der über ihre Meßſchnur tritt, für ſtrafbar erklären, ihn mit dieſer Schnur umfangen und zu einem Löſegeld anhalten.

228. Es geht wie am Schnürchen.

D. h. es geht ſo leicht und flink von Statten, daß es eine Freude iſt. Bezieht ſich ſowohl auf das widerſtandsloſe Materiale bei einer Arbeit, als auch auf die Fertigkeit und den Fleiß des Arbeiters.

Die Erklärungen dieſer Redensart gehen auseinander. Nach der einen käme ſie von der Gewohnheit der Kleinkrämer auf Meſſen her, welche ihre Kleinigkeiten, eine nach der andern, an eine Schnur geben und aufhängen. So ſeien ſie leicht zu überſehen und können ſchnell wieder losgemacht werden.

Andere leiten die Redensart von den Marktſchreiern und Zahnärzten ab, welche die Zähne, die ſie mit ſich herumtrugen, an einer Schnur befeſtigt hatten. Von jedem Zahne wußten ſie nun ſehr geläufig eine Wundergeſchichte zu erzählen. Ihre Erzählung geht wie am Schnürchen.

Höchſt wahrſcheinlich liegt die Wahrheit in der einfachen Beobachtung, daß Perlen oder perlenähnliche Körperchen an Schnürchen gefaßt, ſich leicht nacheinander abgreifen und abzählen laſſen, und zunächſt den Begriff einer geordneten Reihe herſtellen. Wir erinnern an die Bequemlichkeit, welche jene Beter empfinden, die ihre Andacht nach den Kügelchen des Roſenkranzes, alſo „am Schnürchen“ verrichten.

229. Er zehrt oder er lebt von der Schnur

Damit will man ſagen: Es muß Jemand von dem, was er bereits erworben hat, leben, ohne daß er mehr dazu verdient. Er nimmt aus dem Beutel und kann nichts mehr dazu thun. Wahrſcheinlich ſchreibt ſich dieſe Redensart aus jener Zeit her, da man die Gewohnheit hatte, alte Münzen zu ſammeln, ſie mit Henkeln zu verſehen, oder ein Loch durch ſie zu ſchlagen, eine Schnur dadurch zu ziehen und ſo aufzubewahren. Man ſchmückte ſich wohl auch damit. Jedenfalls dienten derlei Münzen als Nothpfennig im Hauſe, den man nur in äußerſten Fällen angriff. War man nun einmal auf die Schnur gekommen und mußte man von dem leben, was daran hing, ſo ſtand es ſchlecht im Hauſe. Alſo „vom Kragen in den Magen“ war immer ein übles Ding.

230. Nach der Schnur leben und: Ueber die Schnur hauen.

„Nach der Schnur leben“ heißt: Ordentlich, regelmäßig leben oder etwas ſo thun — „das geht ja am Schnürl?“ — wie der Geiſt einer gewiſſen Regel vorſchreibt oder wie es ſich Einer als unverrückbar ſelbſt vorgezeichnet hat, gleichſam mit einer Schnur, nach welcher ſtets in der gleichen Richtung, oder über welche hinaus er nicht gehen will. Wie wir ſehen, kann hier Schnur in zweifacher Bedeutung gedacht werden: als Richtſchnur, zu der ich parallel gehe, oder als Schranke, zu der ich ſenkrecht ſtehe und die mich am Weitergehen hindert.

„Ueber die Schnur hauen“ muß alſo das Gegentheil bedeuten, nämlich: Von der Ordnung abweichen, und dieſen Sinn hat es auch: Wer mehr ißt und trinkt als er gewöhnt iſt, haut über die Schnur.

Um das „Hauen“ näher zu definiren, können wir annehmen, daß ein zu gewiſſen Bewegungen z. B. Fechtübungen, beſtimmter Raum mit einer Schnur eingefaßt war, über welche hinaus die Bewegung nicht erſtreckt, nicht gehauen werden durfte.

Im Sinne der Ordnung iſt Schnur gleichbedeutend mit Faden, beſonders bei der Spindel und am Webeſtuhle.

231. Schuft.

Sollte es denn möglich sein, daß aus einem ganz ehrlichen Worte ein so unehrliches entstanden ist? Wenn wir einer alten Chronik glauben sollen u. z. dem, von Pastor Sebaldus, einem in Belitz ansäßigen Theologen des 17. Jahrhunderts, zu Wittenberg Anno 1655 herausgegebenen „historischen kurzen Extract," der manche ganz kurzweilige und curiose Sächelchen, die noch immer beachtenswerth und beachtbar sind, enthält, so wäre Schuft aus dem Hebräischen Schophet, was einen Richter oder Verweser bezeichnet, entsprungen. Könnte dann nur in den schlimmen Zeiten blinden Judenhasses entstanden sein, obwohl es in allen Zeiten vorkommt, daß ein ehelicher Vater ein uneheliches Kind gezeugt.

232. Schulfuchs.

Magister Justus Ludwig Brismann, auch Pryschmann und Quellmann genannt, ward im J. 1585, nachdem er früher zu Hof, Naumburg und Zwickau rühmlich als Schullehrer gewirkt, als Professor der griechischen Sprache nach Jena berufen. Er hielt seine Vorlesungen — vielleicht nur im Wintercurse — in einem mit Fuchspelz gefütterten Oberrocke. Leichtsinnige Musensöhne nannten darum diesen Professor — der früher Schullehrer gewesen — den „Schulfuchs" (Siehe: Wolfg. Heideri duas orationes de vulpeculis scholasticis. Jena 1614). Die mit diesem und dem Worte „Schulfuchserei" in Verbindung stehenden Begriffe entsprangen aus der oft lächerlichen Pedanterie

der Profeſſoren. Denn unter Schulfuchſerei insbeſondere wird Kleinigkeitskrämerei, das ſtarr am Altherkömmlichen beharrende Verfahren, ganz richtig verſtanden. Gſchwend ſagt in der Chronik von Eiſenberg, daß um die Zeit des dreißigjährigen Krieges das Schulweſen ſammt dem Schulmeiſterprädicat in Verachtung gekommen; man ſprach davon nur als von einer Schulfuchſerei, und die Sache ward ſehr ernſtlich genommen und hatte oft ernſte Verwickelungen. Ziemlich gleichbedeutend damit iſt der Spottname: Federfuchſer, der wohl ſchon der Schule entronnen iſt, aber das mit der Feder forttreibt, was er dort gelernt.

233. Die böſe Sieben.

Die überall gebrauchte Bezeichnung für ein böſes Weib. Hergenommen aus dem Paternoſter, deſſen ſiebente Bitte lautet: „Erlöſe uns von dem Uebel Amen!“ weßhalb auch die Nürnberger ſagen: „Sie gehört in die ſiebente Bitte,“ oder „Sie iſt eine aus der ſiebenten Bitte.“

Aehnliche Umſchreibung beſteht für das Wort Teufel in: Gottſeibeiuns.

Andererſeits wird der Sinn dieſes Spruches mit dem Glauben an die geheimnißvolle Macht der Zahlen in Verbindung gebracht und ſeine verdammende Bezeichnung von der fatalen Bedeutung der Zahl Sieben hergenommen, die ſich Manchem verhängnißvoll gezeigt hat. Im Mittelalter und ſelbſt noch am Ende des 14. Jahrhunderts mußte ein auf Leib und Leben Angeklagter durch ſieben Zeugen überwunden werden.

der Kläger mußte ſechs ebenbürtige Männer bringen, welche ſchwuren, ſein Eid ſei rein und nicht mein, d. h. meineidig. Der ſiebente, alſo entſcheidende Zeuge, mochte wohl zuweilen ſchwer aufzubringen ſein. Fand er ſich aber, ſo war der Angeklagte verloren. Später ward dieſes Verfahren, die Beſiebnung genannt, durch eine humanere Rechtspflege erſetzt. Aber Name und Erinnerung blieb.

Da man aber mit Recht geltend machte, daß die Beſiebnung, obwohl nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich, England und anderwärts geltend, doch nirgend ſonſt zur „böſen Sieben“ den Stoff geliefert habe; ſo verfielen Einige auf die Idee, die Redensart von alten deutſchen Kartenſpielen abzuleiten, in welchen die Sieben eine Rolle ſpielte, wie z. B. im Triſett, tre setti, die drei Sieben, und in der Hand des Gegners ein Spiel verderben und einen Spieler ruiniren konnte.

In noch älteren Zeiten war aber Sieben eine heilige Zahl, wahrſcheinlich, wie Krug vermuthet, durch die alte Aſtrologie zu dieſer Ehre gekommen (7 Planeten jetzt aber nahezu ein halbes Hundert). Am ſiebenten Tage ruhte Gott von der Arbeit; ſieben iſt daher die Zahl der Wochentage; ſowie ſieben die der Sacramente. Der heiligen, der guten Sieben mußte alſo, wie man denken könnte, logiſch eine böſe gegenübergeſtellt werden; allein in unſerem Spruche fällt der Accent einzig und allein auf die Zahl und nicht auf ihr Prädicat, das ſich gewiſſermaſſen von ſelbſt dazu geſtellt.

In der Bibel und im Talmudiſchen wird „Sie-

ben" sehr oft wie unser „Tausend" als runde Zahl gebraucht für „sehr viel" so z. B. „der hat sieben Gräuel im Herzen." Sie erscheint daher im jüdischen Sprichwort als eine Hyperbel, als eine Lüge, denn es heißt: Siebe 'is e Scheeker d. i. Sieben ist eine Lüge; ungeachtet dieser Eigenschaft war sie doch nach Aussage der Rabbiner eine bei Gott beliebte Zahl.

234. Silhouette.

Ein menschliches Portrait im Schattenrisse. Die schnellste und billigste Art, ein „Conterfei" von sich zu bekommen. Es gibt Leute, die ambulirend in Gasthäusern diese Kunst ausüben und, eins, zwei, drei, ihren Mann abgeklatscht haben.

Ueber den Ursprung dieses Namens bestehen abweichende Meinungen. Darin stimmen sie wohl Alle überein, daß er von dem Namen des französischen Staatsmannes: Stephan von Silhouette († 1767) herrühre. Nur behaupten die Einen, er sei der Erfinder jener Kunst selbst und als solcher ihr Taufpathe; Andere wollen die Entstehung des Wortes seiner Berühmtheit, die er als kleiner Geist, als groß im Kleinen hatte, zuschreiben, wornach man bald alles Kleine, darunter auch die unbedeutenden Schattenrisse, à la Silhouette genannt hätte. Wieder Andere endlich sagen, er habe zur Erfindung der Kunst den Anlaß gegeben und zwar durch strenge Maßregeln der Oekonomie, die der Finanznoth abhelfen sollten. Es sollen in Folge dessen die absurdesten Einschränkungsmittel und Sparsamkeitsformen zum Vorscheine gekommen sein. Man trug Oberröcke ohne Falten,

Tabaksdoſen von rohem Holze, und unter Andern zeichnete man, anſtatt Portraits malen zu laſſen, den Schattenriß auf einfaches Papier und füllte ihn mit Tuſche aus. Alle dieſe Moden erhielten den Spottnamen à la Silhouette, der aber nur den Schattenrißen blieb.

Wir möchten uns der erſteren Anſicht, daß Herr von Silhouette der Erfinder der Kunſt war, anſchließen, wäre es auch nur um Theodor Oelkers' treffliches Epigramm auf ihn hieher ſetzen zu können.

„Er erfand, (und ſolchen Höfling fand man vor und nach ihm nicht!)
Nur im Schatten darzuſtellen jeglich Menſchenangeſicht.
Jeder Makel muß da ſchwinden, alles Häßliche entflieht,
Wo man Freund und Feind im Dunkel niedlicher Silhouetten ſieht.
O des vielverdienten Hofmanns! Und ihn rühmt kein Monument,
Weil ihn Mancher heut zu Tage leider, ach! nicht einmal kennt!
O Geſchick! Daß ſchon der Edle, der die undankbare Welt
Erſt im Schatten wandeln lehrte, ſelbſt in Schatten nun geſtellt!

Ein berühmter Silhouetteur iſt in der Gegenwart Karl Fröhlich in Berlin, den die geiſtvolle Frau Fanny Lewald-Stahr in einer geſchriebenen Silhouette vor einigen Jahren (1854) uns vorgeführt. Fröhlich's Arbeiten ſind kleine Kunſtwerke, ſie erſcheinen auch durch den Druck vervielfältigt und mit ganz allerliebſter metriſcher Zugabe von Fröhlich ſelbſt, in welcher er ſinnig ſeine eigenthümlichen und kunſtvollen Schattenriſſe erläutert.

235. Steckbrief.

Wenn die Obrigkeit auf einen Menſchen, welcher der Juſtiz verfallen iſt, fahndet, ſo fertigt ſie einen Haftbrief aus, den ſie öffentlich bekannt macht und mit dem Signalement des Verfolgten verſieht. Dieſer Haftbrief wird der Steckbrief genannt, von ſtecken, in der Bedeutung mittheilen, meiſt mit dem Nebenbegriffe auf vertraulichem Wege. Z. B. „Man hat mir geſteckt, daß die Schlacht verloren worden ſei.“ „Einem etwas zuſtecken“ kömmt ebenfalls daher.

Man hat verſucht, den Urſprung der Steckbriefe hiſtoriſch, aus den Zeiten der Vehme, nachzuweiſen. Die Ladungsbriefe derſelben wurden nämlich entweder mittelſt eines Dolches in das Thor des Vervehmten, oder, wußte man ſeinen Aufenthalt nicht, auf einem Kreuzwege nach den vier Weltgegenden zu aufgeſteckt.

236. Der Stein des Anſtoßes.

Wenn wir ſagen: „das iſt der Stein des Anſtoßes,“ ſo wollen wir damit ein Hinderniß bezeichnen, welches ſich uns in Verfolgung eines Zweckes in den Weg ſtellet und über das wir entweder ſpringen oder fallen müſſen.

Ueber den Urſprung dieſes „Steins“ erzählt man: Vor der Thüre des Gerichtsſaales zu Pilkallen in Lithauen liegt ein breiter flacher Stein, der durch einen merkwürdigen Vergleich Eigenthum des Gerichtes ward. Zwei Schwäger, zugleich Nachbarn, ſtritten ſich um das Eigenthumsrecht jenes Steines, der auf beiderſeitiger Grenze gelegen. Sie brachten den Gegenſtand zum Proceße.

Der Richter, um allen Zänkereien auszuweichen, that den Ausspruch, der Stein solle weder dem Einen noch dem Andern gehören, sondern vor der Schwelle des Gerichtshauses eingesenkt werden und der Stein des Anstoßes heißen, damit Jeder auf dem Wege in's Gericht gemahnt werde, nicht einer Bagatelle wegen dieses zu behelligen und Freundschaft und Nachbarlichkeit darum aufzugeben.

Nach unserer Meinung ist in dieser Phrase der Stein als natürliches Hinderniß figürlich aufgefaßt, das Einem das Gehen auf dem Wege sehr unbequem macht und darüber man häufig fällt, oder wenigstens stolpert. Deutlicher noch in: „das ist Allen ein Eckstein." „Sich Steine aus dem Wege räumen," heißt daher: „Sich Hindernisse vom Halse schaffen." Es kann Einer über einen solchen Stein sich auch den Hals brechen; das war ein „schwarzer Stein" für ihn. Aehnlich heißt es auch: „Einem Prügel unter die Füße werfen."

237. Aus dem Stegreif reden.

Eine Rede halten, ohne sich eigens darauf vorbereitet zu haben; eine Rede improvisiren.

Der Stegreif ist der sogenannte Steigbügel an der Rüstung des Pferdes, der dem Reiter zum Aufsitzen behilflich ist. Worte, die man in diesem Momente spricht, d. h. da man sich zum Abgehen anschickt, sind gewiß die letzten und am flüchtigsten gesprochenen; es wird an ihnen die Hast des Reiters bemerkbar sein, den jetzt das ungeduldige Roß entführen soll.

Da man es nun mit improviſirten Reden nicht ſo genau nehmen darf und auch ihnen der Charakter des Flüchtigen, Haſtigen innewohnt, ſo iſt das Bild vom Stegreif ſehr paſſend gewählt.

Einen „Stegreifritter“ nennt man ſpöttiſch den ſchlechten Reiter, der des Steigbügels nicht entbehren kann, ähnlich dem „Sonntagsreiter;“ und auch der Stegreifritter wird figürlich auf einen nichtsſagenden hohlen Menſchen, der ſich überall „improviſirt,“ übertragen.

238. Stein und Bein ſchwören.

Bedeutet ſo viel als kräftig, feierlich ſchwören. Im Mittelalter wurden die Eide entweder vor Gericht auf die herbeigebrachten Reliquien-Käſtchen geſchworen, oder der Schwörende trat in der Kirche vor den (damals immer ſteinenen) Altar, worauf die Gebeine der Heiligen lagen, welche er ſchwörend mit den Fingern berührte. Was den „Stein“ in der Redensart betrifft, ſo will dies auch noch auf die uralte Sitte, beim Schwören unter Verwünſchungen, Steine in's Waſſer zu werfen, zurückführen. Jedoch erſcheint uns bereits der Altarſtein zur Erklärung der Redensart hinreichend, die übrigens richtiger: „Auf Stein und Bein ſchwören,“ ſollte geſprochen werden.

Man hört aber häufiger: „Er hat Stein und Bein verſchworen“ oder: „Bei Stein und Bein geſchworen,“ womit angezeigt werden ſoll, daß er Alles aufgerufen habe, um die Wahrheit ſeiner Rede zu beſtätigen; ſowohl Stein als Bein, d. h. Unbewegliches und Bewegliches. Es bedarf viel, um Steine zu be-

leben. „Es iſt, daß ſich Steine erbarmen könnten.“ Bein dürfte auch als Nebenbegriff von Stein vielleicht nur des Klangs wegen herbeigezogen ſein; wie „Saus und Braus,“ „Not und Tod“ u. ſ. w.

239. Sterben wie Roland

auf Franzöſiſch mourir de la mort de Roland, heißt ſo viel wie verdurſten. Man erzählt über den Urſprung dieſer Redensart Folgendes: Roland der Raſende hatte ſich in der Schlacht von Roncevaux, in welcher er (775) das Heer Karl's des Großen gegen die Saracenen führte, im Kampfe ſehr erhitzt. Er arbeitete ſich nun aus dem Schlachtgedränge heraus, um ſeinen brennenden Durſt zu löſchen und für einige Augenblicke vom Kampfe auszuruhen. Da er aber kein Waſſer fand, ſtarb er vor Durſt.

240. Einen Stiefel reden.

Albernes Zeug reden, aus dem Niemand klug wird, Kunterbunter ſchwatzen, jedoch mit dem Nebenbegriffe der langen Dauer einer ſolchen Rede, ſo daß erſt daraus nur wie ſecundär, der Sinn der Verwirrung, Dunkelheit, Tollheit hervorgeht. Dieſen Begriff feſthaltend, kommen wir auf die richtige Deutung dieſer Redensart, beſonders wenn wir uns einer anderen, in welcher der Stiefel ebenfalls den Kern bildet, erinnern, nämlich des Spruches: „Einen guten Stiefel trinken.“ Hier gilt zunächſt die Bedeutung: Eine gute Portion trinken. Mehr noch liegt dieſe Erklärung für das „Stiefel reden“ nahe, und der Stiefel gibt hier nicht ſein Materiale, ſeine

ſonſtige Verwendung und andere ſchätzbare und unſchätzbare Eigenſchaften, ſondern einfach ſeine Dimenſion zum Bilde her, eine Dimenſion, welche überdies von ziemlich komiſchen Conturen begränzt iſt. Wenn wir daher ſagen: Heute hat er wieder „einen Stiefel geredet oder gepredigt," ſo drücken wir dadurch aus, er habe ſo lang und ſo breit, ſo ſchwülſtig und verworren geredet, daß wir es gar nicht zu überſchauen und aufzunehmen vermochten. Es war nicht nur dem Inhalte nach unwerth, ſich darauf einzulaſſen, ſondern auch die Form, die Weitſchweifigkeit der Rede verleideten alles Nachdenken darüber — daher die Wirkung des Confuſen, Albernen auf uns.

Einige verſuchten das Sprichwort von jenem Wettermacher und Propheten, Michael Stiefel (1528) herzuleiten, der den Untergang der Welt verkündigte, für ſein Geſchwätz aber ſehr beſchämt wurde (Siehe Kalender Nr. 156, S. 218).

Auch eine Anekdote von Karl XII. von Schweden macht Anſpruch auf den Finderlohn. Dieſer König ſoll einſt ſeinen Räthen, nach einem Beſchluße, der ihm unſinnig vorkam, ſeinen Stiefel geſendet und ihnen dadurch zu verſtehen gegeben haben, daß ſie ſo etwas Aehnliches zuſammengeredet. Von der Redensart „einen Stiefel reden" kommen wir folgerichtig auf eine andere, welche heißt „einen Stiefel vertragen," da gewöhnlich jene, die einen Stiefel nicht vertragen, einen Stiefel zu reden pflegen.

241. Er kann noch einen Stiefel vertragen.

Damit bezeichnet man die Tüchtigkeit eines Zechers, der nie genug bekommt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Redensart von einer älteren Form der Trinkgläser, die man, da sie Stiefeln ähnlich waren (aber ausgebaucht, in der Mitte enger, unten wieder weiter), auch so benannte, herrührt. Solche Gefäße als Trinkgeschirre in Form von Stülpstiefeln und Reiterstiefeln kommen auch noch heut zu Tage als Nippes-Gegenstände größerer Art aus Porzellan vor. Derlei Gefäße waren vorzüglich in Schwaben gebräuchlich; früher trank man daraus Wein, seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts jedoch nur noch Bier. In noch früherer Zeit gab man den Humpen, aus denen man zechte, mancherlei seltsame Formen, unter Andern auch die von Reiterstiefeln, welche sehr „geräumig" waren. Daher auch die Variation obigen Sprichwortes: „Er kann einen guten Stiefel (eine gute Portion) vertragen!"

Gleichwohl findet man zur Erklärung auch specielle Thatsachen verewigt. Die eine ist das Abschiedstrinken des französischen Marschalls Bassompierre aus seinem Stiefel, den er sich bei seinem Scheiden aus der Schweiz und schon zu Pferde sitzend anfüllen ließ, das zu dem Namen Steigbügelwein Anlaß gab.

Die andere ist folgende: August II. Kurfürst von Sachsen und erster König von Polen, der Starke genannt, hielt alle Wochen Donnerstagstafel, wozu alle berühmten „Zecher" eingeladen wurden. Diese „Donnerstagsmalzeiten," an denen auch die ersten Ge-

lehrten und Künſtler theilnahmen und an welchen völlige Tafelfreiheit herrſchte, leben noch im Andenken des polniſchen Volkes, und der berühmte polniſche Dichter Vincenz Pol hat ein ſolches Mahl ſehr geiſtreich geſchildert. Unter den geladenen Gäſten befand ſich einmal auch ein geiſtlicher Herr, ein Kapuziner, der ſehr viel zu vertragen vermochte. Als eines Tages ſchon Alles unter dem Tiſche lag, „ſchwamm“ er noch obenauf, und zuletzt ließ er ſich auch noch einen Stiefel ausziehen, dieſen mit Wein anfüllen und trank ihn friſchweg aus.

Sehr niederſchlagend für alle dieſe Deutungen dürfte Schwenck's Bemerkung ſein, daß im Mittelhochdeutſchen ein Becher: ſtöflin, ſtöffelin genannt wurde. Er läßt indeß die Frage ſchweben.

Aber man gab den Trinkgefäße nicht blos die Form von Stiefeln, obgleich ſie die üblichſte war; die Geſtalten, in denen ſich in der Vorzeit den Liebhabern aller Getränke mit Ausnahme des Waſſers die Trinkgefäße zeigen mußten, waren mannigfaltig. Es hätten ſich ebenſo die Redensarten: er kann eine Windmühle, eine Laterne, einen Strauß, ein Roß, ein Schwein vertragen, bilden können, wie ſich die vom Stiefel gebildet, da ſich unter den Trinkgefäßen auch Formen beſagter Objekte fanden. Man pflegt auch zu ſagen: er hat einen Affen, oder er hat einen Bären, und beide Redensarten können von der Form der Gefäße, aus denen man ſich in den Zuſtand trank, der mit der obigen Redensart angedeutet iſt, abgeleitet werden. Die Geſtalt der Trinkgefäße in früherer Zeit war in der That ſo wechſelnd, daß ein Schriftſteller jener trinkluſtigen Zeit ganz

aufgebracht ausrief: „heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Krummhörnern, Knebelspiessen, Weinwagen, Weintrauben, Aepfeln, Birnen, Kockelhähnen, Affen, Pfauen, Pfaffen, Mönchen, Nonnen, Bauern, Bären, Löwen, Hirschen, Rossen, Straußen, Kautzen, Schwänen, Schweinen, Elendsfüßen und andern ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel."

Zu Freiburg wurde ehedem aus silbernen Bergleuten getrunken. Eben so mußten die Narren ihre Köpfe zu Trinkgeschirren den Künstlern leihen: Die Deckel waren ihre Kappen, mit Schellen und Ohren, wie sie dieselben trugen. Daher sagt ein Eiferer jener Zeit ganz unverholen: „Da seht ihr den silbernen Narrenkopf mit Ohren und Schellen, daraus sich die Leute zum Nabal (stultus) soffen."

In Frankreich waren die Becherfiguren noch weit indecenter als in Deutschland. Die erlauchtesten Personen trieben damit den ausgelassensten Muthwillen, und ließen Pokale auf die Tafel setzen, die ohne Erröthen gar nicht anzusehen waren, Damit geschah das Zutrinken und Hinabschlürfen des „dulce venenum Satanae" (Liebliches Teufelsgift), wie es die Theologen nannten, die dagegen predigten und schrieben. Sie schrieben und predigten, was sie nur wußten und konnten, und es wurde fortgetrunken. Die Kurfürsten Friederich und Johann von Sachsen ließen 1513 und 1531 Mandate gegen das unmäßige Zutrinken ergehen; aber, was half es? die Pfalzgrafen bei Rhein, Herzoge

von Baiern, der Erzbiſchof von Trier ꝛc. errichteten 1624 einen Fürſtenbund zur Abſtellung des Volltrinkens; aber was fruchtete das? Wer nicht trinken konnte, wurde verſpottet. Das Trinken war gleichſam ein Ehrenpunkt, dem kein Mandat, kein Fürſtenbund etwas anhaben konnte; vielmehr gab es förmliche Trink-Rechte, nach welchen gehandelt wurde bei Trinkgelagen und Zechgelegenheiten.

Jede Art von Metall, Glas, Horn, Kokosnüſſe, Muſcheln, ſelbſt Todtenköpfe wurden zu Bechern gebraucht, und je künſtlicher ſie waren, deſto beliebter waren ſie. Der Becher eines Würzburger Domherrn bewegte ſich in Jungfrauen-Geſtalt von ſelbſt auf dem Tiſche umher; ein anderer Tafelbecher zu Dresden ſchien klein zu ſein, wurde aber größer, wenn man eine verborgene Feder desſelben berührte. Und ſo gab es mancherlei Erfindungen, die beliebten Gefäße zu formen, zu geſtalten und wohlanſehnlich zu machen. — Es mußte über dieſe Trinkzierden forgfältig gewacht werden, damit die Zufriedenheit der Trinker bei Trinkgelagen, bei welchen es hieß:

Vino junguntur, vino solvuntur amici,
Nemo tuo jussu vina coacta bibat!

nicht geſtört würde.

Jedoch blieb es nicht immer, ja faſt ſehr ſelten dabei. — Trinker mußten ihre Willkür dem Weine unterwerfen, und die Dichter ſangen beim Becher:

Scribimus et bibimus,
Sic bene cedit opus.

d. i.: Wir ſchreiben und wir trinken. Nur ſo gelingt das Werk.

Könige und Fürsten beschenkten einander mit Bechern, Freunde und Freundinen beschenkten sich damit. Der fromme Mönch Eckhard nennt diese Gläser, welche der Bischof von Konstanz seinen Gästen schenkte: Cara munera. Das blieb lange Zeit im Gebrauch. Deshalb schenkte auch Luther seinem Freunde Dr. Jonas einen Becher. Ehemänner schenkten zur Morgengabe, nach der Brautnacht, ihren Weibern einen Becher. Die meisten hatten Inschriften, Wappen, Namenszeichen, emblematische Figuren und dergleichen.

Der uns bekannte König René, ohne Königreich, aber der Freude ergeben, hatte einen Becher, aus welchem bei ihm getrunken wurde, geziert mit dem Bildniße des Heilandes und der heiligen Magdalena, auf dessen einer Seite standen:

Qui ebiberit hoc poculum, vidit Deum.

Deutsch etwa: Damit sich dir der Herrgott zeige,
Trink aus den Becher bis zur Neige.

Auf dem Rande war aber zu lesen:

Qui uno haustu me evacuabit, videbit Deum et Magdalenam.

Wer auf Einen Zug mich zu leeren sich traut,
Gott und St. Magdalena erschaut.

Nun war aber der Becher so groß, daß nur selten Jemanden die in den lateinischen Worten angedeutete Gunst zu Theil wurde; geschah es aber doch, so hatte der Trinker seine Aufgabe gelöst ganz im Sinne der Verse:

More Palatino bibimus, ne gutta supersit,
Unde suam possit musca levare sitim.

Wir trinken wie der Kaiſer,
Leer iſt der Becher dann,
Daß ihren Durſt die Fliege
Daraus nicht löſchen kann.

Zugleich aber nach der Art der Franken, von welchen Taubmann ſagt:

Laudo meos Francos, qui se cervice supinant,
Et fundo ex imo praebita pocula bibunt.

Ich lobe mir den Franken,
In ſeinen off'nen Mund,
Den Hals zurück geneigt, leert er
das Glas bis auf den Grund.

Der Sache recht gewiß zu ſein, mußte darauf die Nagelprobe erfolgen; d. i. der Trinker mußte den Becher umſtürzen, den Rand desſelben auf den Nagel ſeines Daumens ſetzen, und aus dem Becher durfte kein Tropfen mehr fallen, ſo rein mußte er ausgetrunken ſein. Beſonders war das Ausleeren der Becher bei ſolchen der Fall, die nicht hingeſtellt werden konnten, ſondern in der Hand behalten und ausgetrunken werden mußten. An dem großen Becher hängt ein kleinerer Becher in der Schwebe, ſo daß derſelbe aufrecht bleibt, wenn auch der große Becher umgekehrt wird. Beide werden mit Wein gefüllt und von ſchönen Nachbarinen credenzt.

Sie ſagen dazu: „Ritter! Ich bitte Euch, Ihr wollet mir zu Lieb' und Ehr einen Trunk thun."

Dieſer darf natürlich nicht ſäumen; er leert den großen Becher, macht die Nagelprobe und ſagt: „Edle Jungfrau (Frau), ich bitte Euch, Ihr wollet mir zu Lieb' und Ehr einen Trunk thun."

Sie nimmt hierauf den kleinen Becher und leert ihn. Und das geht so weiter und gar oftmals herum. Wir sehen also, daß nicht nur das „einen Stiefel vertragen“ eine historische Redensart, sondern das Trinken selbst ein historisches Wort sei, über welches wir hier nur Einiges mitgetheilt.

Noch wollen wir einer Redensart der Franzosen gedenken, welche sehr alt ist, aber als öffentliche Meinung über eine Genossenschaft, über welche und zu deren Vertheidigung viel Dinte verschrieben worden, uns bemerkenswerth erscheint. In Schriften des vierzehnten Jahrhunderts begegnet man der Redensart „Trinken wie ein Templer,“ welche nur mit einer zweiten „Schwören wie ein Templer“ abwechselt; beide sind im schlimmen Sinne genommen. Erstere wurde nur in Fällen gemeiner Unmäßigkeit, letztere dann angewendet, wenn es sich um Etwas handelte, was geradezu keines Vertrauens würdig war. Es ist bekannt, daß Philipp der Schöne im Jahre 1312 den Orden, dessen Macht und Reichthümer den Neid des Königs erweckt hatten, aufheben ließ; aber die obigen in jener Zeit gangbaren Redensarten lüften nach einer Seite hin den Schleier; denn unmöglich konnte in jenen Tagen die königliche Gewalt gegen einen Orden von dieser Bedeutung in solcher Weise einschreiten, wenn nicht die öffentliche Meinung im Voraus ein Urtheil gesprochen hätte, welche den König — die Motive, die ihn persönlich leiteten, gehören nicht hieher — so zu sagen nöthigte, es zu vollziehen. Auch die Deutschen müssen in Frankreich herhalten, wenn es gilt extravagantes Zechen anzudeuten. Auf ganz gleicher Höhe mit dem „Trinken wie ein Templer“ (boire comme un templier)

ſteht die witzige Phraſe: die deutſche Flöte ſpielen (Jouer la flûte de l'Allemand). Sie kommt von einer im Mittelalter ſtark verbreiteten Form von Gläſern, welche lang und ſchmal waren und von den Franzoſen nicht ganz unrichtig mit Flöten verglichen wurden. Da nun dieſe Flöten oft an den Mund geſetzt wurden und in dieſer „Art Flötenſpiel" gerade die Deutſchen eine beſondere Virtuoſität an den Tag zu legen ſchienen, erfand der franzöſiſche Witz obige komiſche Phraſe.

242. Strapazze.

Die Mühe und Anſtrengung bei einer Arbeit und das dabei auftretende peinliche Gefühl der Ermattung und Unbehaglichkeit. Echt franzöſiſchen Urſprungs und zwar aus der militäriſchen Terminologie. Es beſtand nämlich vor Ludwig XIII. eine fürchterliche, torturähnliche Züchtigung in der Armee, in welcher der Delinquent an Seilen aufgezogen ward, ſo daß ihm die Arme aus den Fugen gingen. Man nannte dies die „Estrapade," von estraper, reißen, herausreißen, dann am Seile ziehen. Die in Paris und anderen Städten Frankreichs den Namen „Estrapade" führenden Plätze waren die Orte ſolcher Executionen.

218. Auf den Strauch ſchlagen.

Auch: „auf den Buſch klopfen," ſo viel wie: Sich leiſe in irgend einer Angelegenheit um Jemands Meinung und Abſicht, und wie er ſich allenfalls dabei benehmen würde, erkundigen; ihn aushohlen, „ſondiren."

Es iſt offenbar dem Jägerleben entnommen, in welchem es Gebrauch iſt, im Schreiten durch den Wald hie und da auf einen Baumſtamm zu ſchlagen, um zu erfahren, ob nicht irgend ein Wild in der Nähe verſteckt ſei.

In dieſem Sinne gebrauchte die Redensart auch Bedford, der Oberbefehlshaber der Armee des engliſchen Königs Heinrich VI. im Kriege gegen die Franzoſen unter Carl VII. Philipp von Burgund, der im engliſchen Heere diente, verwendete ſich nämlich bei Bedford zu Gunſten des gefangenen Herzogs von Orleans, daß die Stadt Orleans, die Provinz und die anderen Ländereien des Herzogs bis zu ſeiner Loslaſſung durch ihn — Philipp — in Verwahr genommen werden. Bedford, durch Glück übermüthig, antwortete dem Burgunder: Er ſei nicht willens auf den Strauch zu ſchlagen und Andere dann die Vögel fangen zu laſſen (qu'il n'etait pas homme à battre les buissons pour laisser prendre aux autres les oiseaux). Dieſe Antwort machte den Herzog von Burgund mit all den Seinen von England wieder abfallen.

Schiller hat in ſeiner „Jungfrau" die Wiederkehr des „königlichen" Burgund zu einer der ſchönſten Scenen benützt.

244. Streit vom Zaune brechen.

Die beſte hiſtoriſche Illuſtration dieſer Redensart iſt der Neujahrsempfang im J. 1859 des öſterreichiſchen Botſchafters in den Tuilerien. Das war doch „Streit vom Zaune“ gebrochen. Dieſe Redensart mag in einer alten Sitte ihren Urſprung haben. Wenn man Jemanden in den Beſitz einer Sache einſetzte, ſo gab man ihm zum Zeichen dieſer Beſitzveränderung einen Stock oder einen Aſt. Dieſer Stock ſcheint nun dann entzwei gebrochen worden zu ſein und damit ward der Uebergang des Beſitzes von dem Einen auf den Andern als vollzogen angedeutet. Eine Stelle in einem alten Chroniſten deutete wenigſtens auf dieſe Ceremonie hin. Otto von Freyſingen nämlich bedient ſich des Ausdrucks exfusticare bei einer Gelegenheit, als er von der Uebertragung eines Beſitzes auf einen Andern ſpricht.

Das Wort kommt aber von dem lateiniſchen festuca, worunter der Seitenſproß oder der Zweig eines Aſtes verſtanden wird. Es ſollte eigentlich heißen, den Aſt entzweibrechen, und die Franzoſen ſagen auch: Rompre le festu avec quelq'un, auch: rompre la paille avec quelq'un. Aber wie der Volksgeiſt nun ſchon ſeinen eigenen Weg geht und nicht immer ſtrenge an die Thatſache ſich hält, ſo mag denn auch hier die Förmlichkeit eines Friedensactes ſprachlich zur Bezeichnung des Entgegengeſetzten ſich hergegeben haben.

245. Strohwitwe.

So nennt man ſcherzweiſe eine verheiratete Frau, deren Mann z. B. auf Reiſen iſt oder mit dem ſie ſonſtwie längere Zeit nicht in einer Wohnung hauſt.

Zur Erklärung dieſes Ausdruckes, der mittelrheiniſch ſein ſoll, finden wir: „Im Mittelalter hielten die Binger am Rhein auf Zucht und Ordnung, und jedes Mädchen, das außerehelich Mutter geworden war, wurde zur Strafe, mit einem Strohkranze auf dem Kopfe, öffentlich ausgeſetzt. Man ſchalt ſie die „Strohwitwe," d. h. die Witwe eines Mannes, der wohl noch lebt, aber bei ihr nicht wohnt und ſomit den Hauptcharacter eines ehelichen Genoſſen, das Leben in Gemeinſchaft mit der Genoſſin, für ſie nicht hat.

246. Das iſt ſtarker Tabak.

Dieſe oft vorkommende Redensart ſoll einer Sage ihren Urſprung verdanken. Kurz nach Erfindung der Flinten befand ſich ein Straſſenräuber mit einer ſolchen auf dem Felde. Da geſellte ſich Meiſter Belzebub zu ihm und fragte ihn, was er da habe. — „Es iſt eine neue Art von Tabakspfeife" erwiederte ihm der Räuber und war nicht wenig erfreut, als der Teufel einige Züge daraus zu thun begehrte. Der Räuber gab nun dem Teufel dieſe neue Pfeife in den Mund und drückte darauf unvermerkt los. Der Teufel iſt nun wohl einen Schuß Pulver werth, aber wie bekannt unſterblich; indeſſen war ihm die Erfindung doch neu und pikant; er nieste heftig, ohne weiteren Schaden durch den Schuß erlitten zu haben, und rief nur aus: „Hu,

das ist ein starker Tabak!" Wahrscheinlicher dünkt uns, diese Erklärung ist zu der Redensart, die eigentlich keiner Erklärung bedarf — hinzugedichtet worden.

247. Tanzen wie der Wolf, den Schweif zwischen den Füssen.

Diese Redensart hat zwei Deutungen, eine unsaubere, zu der uns die Erklärung zu geben überflüssig erscheint; eine zweite, die aus der Natur des Wolfs abgeleitet wird, und sich auf die Art und Weise bezieht, wie dieser Freund und Beschützer der Herden einherzuschreiten pflegt. Die Naturforscher erzählen uns nämlich, daß dieser Stammvater der Hunde seine Streifzüge immer mit eingezogenem Schweife, denselben zwischen den Füßen haltend, unternehme. Man schreibt diese Art zu gehen seiner angeborenen Feigheit zu, denn der Wolf, obgleich ein Raubthier der schlimmsten Art, ist doch von Natur feige. So sagt man denn auch von zweibeinigen Feiglingen, „daß sie den Schweif einziehen."

Ein anderes Sprichwort vom Wolf aus dem klassischen Alterthume stammend:

Den Wolf bei den Ohren halten,

wird bei Menschen angewendet, die sich in einer verwickelten Lage befinden, nicht vor- nicht rückwärts gehen können, ohne Gefahr zu laufen. Die Erklärung beruht auf den kurzen Ohren des Wolfes, bei denen ihn zu erfassen ebenso schwer ist, als wenn man ihn erfaßt, ihn daran zu halten. Hat man ihn aber glücklich bei den Ohren genommen, so ist es noch gefährlicher ihn fahren zu lassen: also es ist ein mißlich Ding, sowohl ihn festzuhalten als loszulassen.

Die Franzoſen ſagen von manchen Frauen: ſie gleichen der Wölfin, welche von allen Wölfen den häßlichſten nimmt; dieſes wie die zwei folgenden, Schweif an Schweif wie die Wölfe, und nie hat ein Wolf ſeinen Vater geſehen, haben einen Urſprung.

Dieſen finden wir in des Grafen Phoebus de Foix Werk über die Jagd ganz umſtändlich nachgewieſen. Wir halten uns genau an dieſen wohlerfahrenen Waidmann, welcher Folgendes erzählt. „Wenn die Wölfin in die Brunſt kommt, leiſtet ihr der erſte Wolf, dem ſie begegnet, Geſellſchaft und folgt ihr auf dem Fuße. Der zweite der desſelben Weges kommt, folgt hinter dem erſten und ſo machen es auch alle übrigen, ſo daß alsbald Schweif an Schweif ſich eine ganze Kette von Wölfen bildet. Die Wölfin ohne Halt zu machen, führt die Schaar der Wölfe unaufhaltſam fort, bis ſie alle ermüdet ſind, dann macht ſie ſich zurecht, um auszuruhen und die Wölfe ihrem Beiſpiele folgend ſchlafen alle ein. Während dieſes Schlafes der übrigen ergibt ſich die Wölfin dem nächſten, dem beſten von allen, der nicht immer der beſte iſt, nämlich dem, der ihr zuerſt begegnet war. Hat ſie was ſie gewollt erlangt, dann entfernt ſie ſich und läßt den Wolf ſtehen, der nunmehr auch einſchläft. Wenn dann die übrigen erwachen, ſind ſie nicht wenig über die Abweſenheit der Wölfin erſtaunt, riechen an der Naſe alsbald denjenigen heraus, der ihnen den Jungfernbraten vor der Naſe weggeſchmaust hat, werfen ſich auf ihn, zerreißen und freſſen ihn.“

Die Spruchpoeſie iſt auf den Wolf begreiflicher Weiſe übel zu ſprechen. Von den Wolfshaaren heißt

es, daß ſie andere, mit denen ſie in Berührung kämen, aufzehren, daher warnt der Volksmund: „Er miſcht Wolfshaare darunter.“ (Sieh auch Nr. 4. Seite 5).

Reinecke warnt: Weh jeder Stadt und jedem Land,
Wo Wölfe haben Oberhand.

Dann wieder heißt es:

Die Hungersnoth wohl mächtig iſt,
Wenn ſchon ein Wolf den andern frißt.

oder:

Der Wolf nicht heult,
Wenn er mit dem Lamme zum Walde eilt.

Von böſem Vormunde ſagt man:

Dem Wolfe die Schafe befehlen,

und von dem Wolfe, der nach Rom gereiſt, ſingt das Volkslied:

Es kam der Wolf nach Rom geritten —
Als dort er eine Zeitlang war,
So ließ er wohl von ſeinem Haar,
Doch nimmermehr von ſeinen Sitten.

248. Teufel.

Wenn wir wiſſen, welche Rolle der Teufel (der Leibhaftige, Gottſeibeiuns, Spadifankerl, Teixel) im Glauben und Aberglauben des Volkes von jeher geſpielt, ſo werden wir uns über ſeine culturgeſchichtliche Wichtigkeit wohl nicht entſetzen und die Flut von Sprichwörtern, zu denen er ſo Schwanz als Hörner, ſo Klauen als Zunge gegeben hat, erklärlich finden. Als Schreckbild aller Gläubigen ſehen wir ihn wohl ausgerüſtet mit vollem hölliſchen Apparate; ihm ward das Schwarz der Nacht, das Glutauge, der Pferdefuß oder Bocksfuß,

der thieriſche Schwanz, der thieriſche Auswuchs am Kopfe, der Schwefelgeſtank angedichtet. Er fährt auf der dreizackigen Höllengabel, auf einem Mantel, mit ſchwarzen Roſſen durch die Luft, daher auch ſein Serail, die Hexenweiber, auf dem Beſenſtiele reiten. Seine Hauptaufgabe iſt, möglichſt viel Böſes zu thun, Seelen zu verderben, zu zerreißen und zu „holen;“ er iſt in der Volksſage ein wahrer „Duodez-Böſewicht,“ ſtets brutal, teufliſch, ſtinkend. Für Kinder tritt dieſer Teufel abgeſchwächt als „Krampus“ auf. Aber wir haben zum Glücke noch einen andern Teufel. Es iſt der als Kehrſeite des allerhöchſten Weſens aufgefaßte, die Parodie der Größe und Vollendung, die Verneinung des Beſtehenden, der götheiſche humoriſtiſche Teufel, der nicht, wie der andere einen Luftſprung macht oder zu ſtinken anfängt, wenn man den Namen eines Heiligen ausſpricht, ſondern „lebt und leben läßt“ und zuweilen ſelbſt gerne ein Wort mit dem alten Herrgott ſpricht. Es iſt der ſchönſte Triumph, den der deutſche Geiſt über den Teufel, das Symbol der Finſterniß, errungen hat, daß er ſich dieſen Teufel ſchuf, und mit ihm ſammt ſeiner „Großmutter“ verkehrt. Es iſt die Manier gebildeter Menſchen, ſich gegenſeitig zu ertragen und ſich nicht jeden Augenblick, treibt's Einen auch dazu, zu Erklärungen hinreißen zu laſſen. Ueberdieß iſt der Herr „Schwefelfürſt“ ein ganz artiger, reicher, zuvorkommender Mann, der Manchem zu einem Ämtchen, zu einer Frau verhilft, und nicht einmal die altherkömmlichen paar Tropfen Blut's mehr verlangt. Ein Begriff genügt ihm oft als Lohn, z. B. der lächerliche Begriff der Ehre, und ſehr häufig bedarf es nicht ſo viel, um

„des Teufels zu werden.“ Daß er eine Intelligenz iſt, werden wir wohl glauben; denn er — ſchreibt auch und verſteht in der Literatur ſeinen Lärm zu machen, und namentlich freut dieſer Teufel ſich nur in guter Geſellſchaft. Der mit dem Schwanze unter dem Volke ſich herumtreibende iſt von ihm als „gefallener Engel,“ als „Proletarier“ als „dummer Kerl“ verachtet.

Daß er in der Literatur Lärm zu machen verſteht, beweiſt die Zahl der Schriftſteller, welche ſich hergegeben haben, für ihn in die Trompete zu ſtoſſen. Sie iſt wohl Legion und wir können uns beſchränken als Hauptrepräſentanten ſeinen berühmten „Weimarer Geheimrath“ zu nennen. Der Teufel hat alſo ſeinen Homer gefunden. Aber auch in allen andern Fächern hat er rekrutirt. Er hat ſeine Memoirenſchreiber in W. Hauff und Friedr. Soulié; in der Staatskunſt ſeine Machiavel's, in der Jurisprudenz ſeine Dupin's gefunden. Beſonders ſtark vertreten iſt er auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, wo ihn z. B. in der Toxikologie die Lafarge's verherrlichen. Wir zweifeln nicht, daß auch die Mathematik in ſeinem Solde ſtehe; gewiß hat irgend ein Mathematiker ſchon ſeinen Schweif gemeſſen. Ganz beſonders ſorgte er aber für die Illuſtrirung ſeiner Familie, und er inſpirirte Genealogen zu ſeinem Dienſte. So erſchien 1555 von Musculus, einem Prediger in Berlin, der „Hoſenteufel;“ dann der „Fluchteufel,“ der „Kriegsteufel,“ der „Ehrteufel.“ Später erweiterte ſich der Stammbaum und es zeigten ſich: „Modeteufel,“ „Geldteufel,“ „Jagdteufel,“ „Faulteufel,“ „Spielteufel,“ „Bauteufel,“ „Zauberteufel,“ „Geſindeteufel“ u. ſ. w. Theatrum

diabolorum etc. (Frankfurt a. M. 1575). Alle dieſe Gattungen von Teufeln mögen den Menſchen beſorgt gemacht haben; wo er hinblickte, ſah er nur Teufel; damals mag nun die merkwürdige Benennung „Gott ſei bei uns“ für Meiſter Pferdefuß entſtanden ſein. Eine ſolche Scheu vor der ausdrücklichen Bezeichnung des Belzebubs findet ſich auch bei den Juden, die ihn komiſch genug: „den mogs nit ſogen“ oder auch „Wie hooßt merch“ nennen.

Wir ſehen daraus, daß heutzutage ſo ziemlich Alles „dem Teufel gehört;“ ja wenn es ſich darum handelt, ihm oder „der Katze zu gehören,“ ſo zieht man das Erſtere vor. Jener Teufel, dem die beiden Grafen von Sachſen und Löwendal gehörten, wie ein Kupferſtich von 1747 erſichtlich macht, ſieht freilich noch ſo aus, daß man auf den Glauben kommt, es hätte hier den betreffenden Herren die Wahl gelaſſen werden ſollen. Er hält die Grafen auf einer Wage und folgende Reime ſtehen darunter:

„Tous deux vaillans
Tous deux galans
Tous deux contens,
Tous deux gaillards,
Tous deux paillards,
Tous deux bastards,
Tous deux sans loi,
Tous deux sans foi,
Tous deux à moi!“

Welch einen Schatz beſitzt unſere Sprache von Teufels-Sprichwörtern, hier nur einige der gangbarſten: „Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen“ — „Zu Gott hinken die Leut', zum Teufel laufen ſie;“—

„Der weiße Teufel iſt ärger als der ſchwarze;“ — „Eine Teufelei mit einer andern auskratzen,“ d. h. indem man einen Fehler gutmachen will, einen noch größeren begehen; — „Wo der Teufel nicht hin mag, ſchickt er ſeine Boten;“ — „Wo der Teufel das Kreuz voran trägt, da geh' nicht nach“ — „dem Teufel ein Ohr wegſchwören“ — „Kartenſpiel iſt des Teufels Gebetbuch“ — „Wenn man Nachts in den Spiegel ſieht, guckt der Teufel heraus“ — „Wer mit dem Teufel eſſen will, braucht einen langen Löffel!“ — „Daß dich alle drei Teufel“ oder „alle neun Teufel!“ — „Der Teufel hat die Hand darauf“ (wenn man vergebens etwas ſucht) — „Der Teufel iſt los.“ — „Der Teufel hofirt immer auf den größten Haufen,“ nämlich iſt dort am liebſten, wo es am tollſten zugeht.

In wie weit der Teufel frühzeitig dem Humor und Witze des Volkes herhalten mußte, darüber ein kurzweiliges Stücklein:

Hatt' einmal ein Schulbote den Auftrag, in ein Dorf zu gehen und von einem ſäumigen Bauer Schulden einzutreiben. Unterwegs geſellte ſich der Teufel zu ihm. Als ſie ſo fürbaß gingen, hörten ſie, wie eine Mutter ihr Kind ſchalt und zornig ausrief: „daß dich der Teufel hole.“ „Nun,“ ſagte der Bote zum Begleiter, „du hörſt was man dir bietet. Nimmſt du es nicht?“ — „Nein, nein,“ ſprach der Teufel, „es iſt der Mutter nicht Ernſt!“ Und ſie gingen weiter. Da ſtand auf dem Felde ein Sauhirt und ſchimpfte eine Sau zu allen Teufeln. „Teufel,“ meinte der Bote, „hier gibt's eine Sau zu verdienen; warum beeilſt du dich nicht?“ — „Was ſoll ich damit,“ ſprach der Teufel, „nehm' ich ſie,

ſo muß ſie der arme Hirt bezahlen.“ — Jetzt kamen ſie in den Hof, wo der Bote den Bauer zu fordern hatte. Als dieſer ihn kommen ſah, fing er an: „So ſoll dich doch der Teufel holen!“ Da ſprach der Teufel zum Boten: „Hörſt du? was der Bauer ſagt? Dem iſt es Ernſt — darum komm mit mir.“ Und er entführte ihn durch die Luft.

Mit dem ſchönen Geſchlecht iſt der Teufel geſpannt; man will dieß von der Zeit herſchreiben, als das Sprichwort entſtand, „wo der Teufel nicht ausreicht, ſchickt er ein altes Weib hin,“ welches in allen Sprachen vorkommt und deſſen Entſtehung ſo ziemlich überall auf dieſelbe Weiſe erzählt wird. Die polniſche Sage, welche dieſem Sprichwort zu Grunde liegt, habe ich ſchon in meinem Werke, die Sprichwörter der Polen und Ruthenen, mitgetheilt. Die verbreitetſte Anſicht über die Urſache dieſer Stellvertretung iſt, weil der Teufel weiß, daß jedes alte Weib — auch manches junge — ſo ſchlimm iſt, wie ſeine Großmutter, die viel ſchlimmer iſt, als er ſelbſt.

Merkwürdig iſt, daß, um in des Teufels Küche zu kommen, man nach Hannover gehen muß, weßhalb auch dort die Redensart „in des Teufels Küche gerathen“ zu Hauſe iſt. Zwiſchen Lauenſtein nämlich und Koppenbrügge iſt eine Gegend voll jäher Felſen, die nicht ohne Gefahr beſucht werden kann und ſeit uralter Zeit „des Teufels Küche“ heißt. — Man ſagt auch boshaft genug: „aus jungem Teufel wird ein alter Eremit,“ der preußiſche Miniſter Mühler, der Dichter des Gaudeamus igitur, iſt ein noch lebender Beweis dafür. Voll Humor iſt, wie

der alte Brantome dieſes Sprichwort illuſtrirt: Karl V., ſo hoch über Alles erhaben, hat alle ſeine Nachbarkönige zum Streit aufgerufen, alle Theile der Welt erſchüttert, ſo viele Heere beſiegt, ſo viele Millionen Menſchen in's Jenſeits geſchickt, mit Blut bedeckt Meer und Erde, einen Papſt und einen König gefangen genommen und über ſie triumphirt, und als er ſah, daß er nicht mehr konnte, zog er ſich zurück, um ſich dem Dienſte Gottes zu widmen, ſich deſſen ſtrengen Befehlen ganz zu unterordnen, und ſiehe da: de mozo diablo viejo hermitano: aus jungem Teufel ward ein alter Eremit.

Als ein probates Mittel, den Teufel los zu werden, lehrt uns das Sprichwort, daß man ihm ein Licht aufſtecken müſſe, damit er uns nichts Böſes thue. Darüber beſteht folgende Erklärung: Als Wladislaus Jagiello, ehe er zur Königswürde gelangt war, ſich hatte taufen laſſen (1375), wieſen ihm die Prieſter die Heiligenbilder in ihrer Kirche. Wladislaus ließ vor jedem derſelben eine Kerze aufſtecken. Als ſie nun zu einem Bilde kamen, das den Erzfeind des Menſchengeſchlechtes darſtellte, und ſie dem Fürſten deſſen Bedeutung erklärten, rief er: Ei, ſo ſteckt ihm gleich zwei Kerzen auf, daß er uns ungeſchoren laſſe. Die Polen ſagen noch: „Beug vor Gott dein Knie — Und den Teufel erzürne nie!“

Im Deutſchen heißt es auch noch: „Einem Schalk brennt man zwei Lichter, dem Frommen kaum Eins;“ — „dem Frommen legt man Ein Kiſſen unter, dem Schalke zwei.“

Nicht zu beneiden iſt, wer „den Teufel im Beutel hat.“

Ein Charlatan auf offnem Markt rief aus:
„Herbei! den Teufel will ich heut euch zeigen.“
Wie eilten ſie herbei aus jedem Haus,
Auf Dach und Schornſtein ſah man Leute ſteigen.
Nun einen leeren Beutel wies der Mann
Und rief: „Jetzt öffnet eure Augen Leute!
Was iſt im Beutel? — Nichts“ und ſchwieg alsdann;
Man harrt erſtaunt was dieſer Witz bedeute?
Dann hebt er wieder an: „Nun ohne Zweifel
Ein Beutel und nichts drin iſt doch der Teufel!“

Weiter unten erzählen wir wie in Spanien die Redensart entſtanden iſt. Ueber den Teufel in Deutſchland haben wir auch Unterſuchungen angeſtellt und da hat uns Luther auf die rechte Fährte geführt als er ſagte: „Jedes Land muß ſeinen Teufel haben, der von Deutſchland heißt Weinſchlauch und Saufaus. Die Franzoſen haben an dem frommen Martin einen Gewährsmann, wenn ſie ſich in der Redensart „die deutſche Flöte blaſen“ (ſiehe Nr. 241, Seite 336) über den ewigen Durſt der Deutſchen luſtig machen.

Wenn wir ſagen: „s'iſt der alte Teufel blieben,“ ſo gibt uns Auerbach dafür eine Erklärung:

Der Teufel war gar übel auf,
Und ſtand ihm ſchier das Leben drauf;
Des wolt' er in die Kirche ga'n
Und von der alten Art abſta'n,
Und als er hat genommen ein
Und Arznei half ihm auf die Bein,
Hat er's ganz wie zuvor getrieben,
Und iſt der alte Teufel blieben.

Um unſern Leſern im geſellſchaftlichen Verkehr den Teufel zu zeigen, erinnern wir an Rollenhagen's Verſe:

Die leis und lieblich einherſchleichen
Gern Händlein küßen, Willkomm reichen,
Die ſind giftiger Natur
Teufel in Engels Figur.

Und zur Beleuchtung mancher ehelichen Verhältniſſe mögen die Verſe dienen:

Ein Witwer eine Witwe nahm:
Der Teufel zu ſeiner Mutter kam.

Das Kapitel vom Teufel iſt unerſchöpflich; wir aber ſchließen es mit der Erzählung, wie der Urſprung der Redensart den Teufel im Beutel haben — denn das Obige war denn doch nur ein Scherz — in Spanien erzählt wird.

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, im Jahre 1087, damals als die Mauren in Spanien wegen ihrer tiefen Kenntniſſe in den geheimen Wiſſenſchaften ſo berühmt waren, galten zwei Brüder von dem Stamme der Moabiten, Juzef und Yra Ben-Huth für die gelehrteſten in ihrer Nation und für die bewandertſten in den Geheimniſſen der Kabala; ſie waren jedoch noch nicht reich; eines Tages boten ſie aber Alles auf, um die hölliſchen Geiſter zu zwingen, ihnen Ehren und Reichthümer zu verſchaffen.

Ihren mächtigen Beſchwörungen ſich fügend, ließ der Böſe das Schloß Monteza, das ihr Eigenthum wurde, aus der Erde heraufſteigen; er füllte ihre Koffer mit Gold und verlangte für ſein reiches Geſchenk nur die Erfüllung des einzigen Verſprechens, daß ſie zu-

ſammen und in gutem Vernehmen leben wollten. Sie verſprachen es und waren feſt entſchloſſen, den Vertrag zu halten; ſie wußten aber nicht, daß eine mit Reichthümern und Gewalt verbundene fanatiſche Macht die im Elend und in der Noth zugethanen Zuſagen vergeſſen läßt. Sie meinten, daß es ihnen leicht werden würde, weil ſie immer einig mit einander gelebt hatten, es auch fernerhin zu können. So gelehrt ſie indeß auch waren, ſo wußten ſie doch nicht, daß Eintracht zwiſchen denen, welche eine Macht theilen, nicht möglich iſt; auch waren kaum einige Tage verfloſſen, als Juzef es bereits bereuete: „Ich würde glücklicher ſein, wenn ich allein Herr von Monteza wäre.“ Durch ſeine Zauberei, die er in's Werk ſetzte, erregte er ein Erdbeben, der Felſen, auf welchem das Schloß ſtand, öffnete ſich unter Yra Ben-Huths Füſſen, verſchlang ihn, ſchloß ſich wieder, und klaffte ſodann von Neuem auf, um einen ſo ſchrecklich zerſchmetterten Leichnam ſehen zu laſſen, daß es nicht möglich war die Geſtalt eines ſeiner Glieder zu unterſcheiden.

Kaum hatte Juzef dieſes ſcheußliche Verbrechen begangen, als er ſich, aber zu ſpät, an die Klauſel des mit dem Böſen gemachten Kontraktes, und des gethanen Verſprechens, mit ſeinem Bruder in Eintracht zu leben, erinnerte; er wollte nun fliehen und nach Afrika gehen, und hoffte, dem Teufel durch Veränderung des Landes eben ſo aus den Augen zu kommen, wie man ſich einem gewöhnlichen Gläubiger durch die Flucht entzieht. Er ließ daher eine ungeheuere Kiſte mit Gold füllen, und reiſte ab, um ſich in Alicante einzuſchiffen. Der

Teufel aber war nicht weniger ſchlau als er. Er hatte ſich in ſeine Kiſte geſetzt, während man dieſelbe mit ſeinen Maravedis und Mahasmedins füllte. Da es ihm aber darin an Luft gebrach, ſo machte er in dem Boden derſelben ein großes Loch, durch welches die Geldſtücke unterwegs herausfielen. Juzef wurde es jedoch nicht gewahr, denn er war in tiefen Gedanken, und eilte ſehr, unter Segel zu gehen und Spanien zu verlaſſen. Als er ſeine Kiſte aufmachte, um das Schiff zu bezahlen, das er gekauft hatte, fand er kein Geld mehr darin, wohl aber den Teufel. Der Satan pakte Juzef bei der Gurgel und führte ſeine Seele und ſeinen Körper fort, wohin aber, weiß man nicht.

Die unterwegs geſäeten Münzen wurden in Steine verwandelt, ſie haben noch ihre erſte Geſtalt und die konzentriſchen Zirkel, womit ſie bezeichnet blieben, machen, daß ſie noch wie ein Geldſtück ausſehen. Dieſe Steine ſind an Dimenſion verſchieden; es gibt welche von Nagelbreite bis zu der eines sombrero. Die Gelehrten nennen ſie Linſenſteine, die Landleute Teufelsmünze. Auf den Feldern von Alicante gibt es deren viele. Der ehrwürdige Pater Don Geronimo Blaskar bemerkt in ſeinem Buche: „Excellencias de la gloriosa ciudad de Alicante“ daß von der oben erzählten Begebenheit die Redensart „den Teufel in ſeinem Beutel haben“ welche übrigens mit der Erklärung des oben angeführten Charlatans merkwürdiger Weiſe übereinſtimmt, entſtanden ſei.

248. Tod.

Iſt eine Rechtfertigung nöthig, wenn der Tod unter die hiſtoriſchen Wörter eingereiht wird? Er iſt hiſtoriſch, culturhiſtoriſch, welthiſtoriſch.

Wie der Teufel erfreut ſich auch der Tod großer Popularität im Volke. Nennt es ihn ja ſeinen „Freund Hein.“ Er kann ſich wenigſtens rühmen, daß man ſich eben ſo viel mit ihm beſchäftige, als er mit uns. Bezeichnend iſt in dieſer Beziehung und verdient vorangeſtellt zu werden der Spruch: „Tod und Teufel“, woraus man die Anerkennung des zarten Verhältniſſes erſieht, in dem man die Beiden ſich vorſtellt. Wie der Teufel iſt auch der Tod eben nicht Gegenſtand der allgemeinen Sehnſucht; aber gar Manchem wäre der Teufel faſt lieber als der Tod. Leider läßt ſich der nicht zu Pakten herbei, und er greift nach den Bibelfeſten eben ſo ſehr als nach den Gottloſen. Das Sprichwort: „der Tod macht Alles gleich; er frißt arm und reich“, dürfte daher das volksthümlichſte und beliebteſte ſein. Die ſchönſte Illuſtrirung dieſes Spruches ſind die mittelalterlichen „Todtentänze.“ Die Gerechtigkeit Gottes ſpricht ſich hier am glänzendſten aus. Nicht überſehen dürfen wir aber, daß wir gegen den Stachel des Todes, außer dem Elemente des Humors, noch drei andere gewaltige, nämlich die chriſtliche, die philoſophiſche und die naturwiſſenſchaftliche Auffaſſung deſſelben haben. Das hat der Teufel nicht. Das Chriſtenthum betrachtet den Tod als Uebergang zu der Freude des Himmels, als dunkle Pforte, hinter welcher alles Licht des Paradieſes ſich ergießt; die Philoſophie malt

ſich ihn als den Befreier von des Lebens Weh und Noth, als den Boten der Freiheit, der die Ketten der Knechtſchaft bricht; die Naturwiſſenſchaft endlich ſieht im Tode die nothwendige, naturgemäße Auflöſung des Körpers als Unterlage für neues Werden. Als eigentliches Schreckbild tritt er alſo, wie der Teufel, nur in ſeiner Perſonificirung auf. Nur ſo gab er die Kerne zu tauſend und tauſend Sprüchen ab. Wir haben den Tod als Geſtalt, als Gerippe vor Augen, wenn wir ſagen: „Der Tod pocht an;“ — „der Tod iſt über mein Grab gefahren;“— „den hat der Tod verzimmert;“ — „der Tod ſitzt ihm auf dem Kragen;“ — „der Tod ſteht vor der Thür;“ — „Er hat den Tod an der Hand“ wohl in Bezug auf den Todtentanz ein im 13. Jahrhunderte von Künſtlern häufig benutztes Symbol.

Durchgehend die Reihen der Tod-Sprüche des deutſchen Volkes, muß man ehrlich bekennen, daß die drei letztgenannten Anſchauungen größtentheils vorherrſchen. Wie ſchön iſt nicht das bekannte alte Kirchenlied: „O Tod, ſo bleich, o Tod ſo mild!“ Dahin gehören auch: „Der Tod iſt des Lebens Botenbrod;“ — „der Tod hilft aus aller Noth;“ — „wer den Tod liebt, der liebt auch die Urſachen;“ — „zum Leben und zum Tod iſt ein gleicher Weg;“ und die treffliche Vergleichung mit dem Schlafe; „der Tod iſt ein Schlaf, wer ſchläft iſt nicht todt;“ — „Fromme Kinder entſchlafen willig.“

Noch reicher iſt die Zahl der philoſophiſchen Sprüche: „der Tod der ſiegt zu aller Zeit;“ — „der Tod

zahlt alle Schulden;“ — „Man ſoll Keinen vor ſeinem Tode glücklich preiſen;“ — „den Tod fürchtet Nieman, der das Leben verſchmähen kan; — „ich fürchte Tod und Teufel nicht“ (Franz Sickingen's Wahlſpruch); — „der Tod nimbt dem Menſchen nichts als den Madenſack, darinn das Leben ſteckt;“ — „Es iſt umb ein Sprung zu thun, wenn der lieber den Faden abreißt.“ Eine philoſophiſche Anſicht vom Tode hatte Julius Caeſar, der, als kurz vor ſeiner Ermordung die Frage geſtellt wurde, welcher Tod wohl der beſte ſei, laut ausrief: „der unerwartete.“ Er hatte ſich ſein Todesurtheil geſprochen.

Der Mathematiker Hermann Witekind ſagt vom Tode: „Nur das Elend ſtirbt, nicht der Menſch.“ — Kaiſer Heinrich V. pflegte zu ſagen: „Der ſei elend, der den Tod wünſche, noch elender aber, der ihn fürchte.“

Auch die Naturwiſſenſchaft findet ſich in einigen Sprüchen vom Tode vertreten. Zunächſt der bekannte: „Wider den Tod iſt kein Kraut gewachſen“ oder wie der Türke ſagt: „Der Tod iſt ein ſchwarzes Kameel, das vor jeder Thüre niederkniet;“ — dann „was die Natur gebunden hat, das löſet die Natur wider auf;“ — „Heute roth, morgen todt;“ — oder „Tod will eine Urſache haben“ u. ſ. w.

249. Tory und Whig.

Die Entſtehung dieſer, die Adels- und Volkspartei in England charakteriſirenden Ausdrücke wird verſchieden erzählt.

Nach einer Erklärung des Londoner politiſchen Blattes „Morning Chronicle“ vom J. 1819 waren dieſe Bezeichnungen vor den Zeiten Karls II. noch nicht bekannt. Torach ſoll in der iriſchen oder Ers-Sprache königlich, und Toirach geiſtlich bedeuten, beide alſo, Einem Stamme angehörend, die höchſte Gewalt ausdrücken. Das Wort Whig wäre aus Chuaithang, d. i. vaterländiſch gebildet. Es ſei zuerſt in der ſchottiſchen Geſchichte bei Gelegenheit des Whiggamor Einfalles unter dem Herzoge von Argyle vorgekommen dieſer beſtand aus Gemeinden mit ihren Predigern an der Spitze, welche für die Sache des Volkes in den Kampf zogen. Mor bedeutet in allen celtiſchen Sprachen groß und Whiggamor, die große Volksſache. Wahrſcheinlicher iſt Burnet's Deutung des Wortes Whiggamor. Whiggam nämlich iſt das Wort, mit dem die ſüdweſtlichen Schotten ihre Pferde antreiben; daher man ſie Whiggamors, ſpäter kurzweg Whigs nannte. Sie waren es allerdings, welche den Whiggamor Einfall veranlaßten.

Rapin in ſeiner „Dissertation sur les Whigs et les Tories“ ſagt, daß der Ausdruck Tory zuerſt auf Räuber und Landſtreicher in Irland zur Zeit Karl's I. angewendet worden ſei, die zu ſeiner Zeit unter dem Namen der Rapparees bekannt waren; unter der Regierung Karl's II. habe man dann die Cavaliere

als Tories, die puritaniſchen Rundköpfe als Whigs unterſchieden.

Ein Correſpondent des „Athenäum“ ſtellt aber die Behauptung auf, daß dieſe Worte gaeliſchen Urſprungs ſeien. Die iriſchen Parteigänger Sir Phelim O'Neals wurden als des Königs Partei, d. i. „Taobh-Righ,“ ausgeſprochen: Taorie bezeichnet, wie ſich dieſelbe Partei auch im ſchottiſchen Hochlande nannte. Das Wort „Co-thuigse,“ kurz Cuigse, iſt gleichfalls gaeliſch, und gilt von Leuten, die ſich gegenſeitig verſtehen, gleiche Geſinnungen haben, ſich zuſammen thun zu gleichem Zwecke, ſo viel wie Covenanters. Vom ſchottiſchen Hochlande entlehnt ſei es auf die Covenanters im Weſten Schottlands und endlich auf die Verfechter liberaler Geſinnungen in allen drei Königreichen übergegangen.

Nach den Mittheilungen Hallam's in ſeiner Geſchichte von England ginge es darauf hinaus, daß Tory einfach den Irländer, Whig den Schotten bezeichnete. Es ſoll zuerſt im J. 1679 geweſen ſein, daß man dieſe Ausdrücke als Parteinamen gebrauchte. Die Partei, welche zuerſt den Namen Tory trug, war für das Succeſſionsrecht des Herzogs von York. Daher nannte man ſie anfänglich Yorkiſten. Dann, weil York ſeine katholiſchen Glaubensgenoſſen, die Irländer, begünſtigte, wurde die ganze Partei als iriſch verſchrien und man gab ihr den Spottnamen „Bogtrotters“ d. i. Moorläufer, endlich „Tory,“ was die wildeſten unter den iriſchen wilden Stämmen bezeichnet. Tory, eigentlich Toree, ſoll aber im Iriſchen Gib her bedeuten, ein Ruf, unter dem die Irländer Wegelagerei und Räuberei

trieben. Beweis dafür Burtons „Parliamentary a Diary,“ in welchen sich unter dem 10. Juni 1657 anläßlich einer Debatte über Irland folgende Worte des Majors Morgan aufgezeichnet finden. „Wir haben drei Arten von wilden Thieren auszurotten, die eine Landplage für uns sind, die erste ist ein öffentlicher Tory (public tory), auf dessen Kopf wir 200 Pfund setzen und 40 Pfund auf einen Privat-Tory. Eure Armee fängt sie nicht. Die Irländer bringen sie ein. Brüder und Vetter schneiden einander die Gurgeln ab; die zweite u. s. w.“

Diese Tory-Partei nun erfand für ihre Gegner den Spottnamen Whigs abgeleitet von Whey, einem Ausdrucke. der in Schottland gang und gäbe ist und Molke, saure Milch oder saures Molkenwasser bedeutet, welche die Schotten gerne tranken.

Man leitet Tory auch noch von dem lateinischen tueor, schützen ab und ein Tory wäre somit gleichsam ein Beschützer der absoluten Gewalt.

230. Er liegt wie der Türke vor Neuhäusel.

D. h. er behelligt Einen in sehr lästiger Weise, überläuft Einen und glaubt es durchsetzen zu müssen; er geht Einem nicht „vom Halse,“ „sitzt Einem auf dem Genicke.“

Das Sprichwort kömmt von den Anstrengungen her, welche die Türken so oft vor der berühmten Festung Neuhäusel, 1592 erbaut, gemacht haben. Zehnmal belagerten sie dieselbe, und man nannte Neuhäusel im 17. Jahrhunderte: „die äußerste Spitze des vom Erbfeinde in das Herz der Christenheit geschossenen Pfeiles.“

251. Travailler pour le roi de Prusse.
Arbeiten für den König von Preußen.

Diese Redensart wird mehrfach erklärt; man scheint aber nichts Stichhältiges bringen zu können. Friedrich der Große, heißt es an einem Orte, hatte als Kronprinz durch seine Schriften, besonders durch seinen „Anti-machiavell" der während seines Aufenthaltes in Rheinsberg entstand, das Mißvergnügen der meisten übrigen europäischen Souveraine auf sich gezogen, da er ihrem Systeme derbe Wahrheiten darin sagte. Als er nun den Thron bestieg, fand er es aus Rücksichten für gut, seine Schriften vertilgen zu lassen; dawider erklärten sich aber seine Verleger. Umsonst versuchte Voltaire sie zu überreden. Er nahm deshalb zu einer List die Zuflucht; er ließ sämmtliche Schriften Friedrich's in Holland nachdrucken, und änderte oder strich dabei alle Stellen, welche dem Könige schaden konnten. Diese neue, von diesem approbirte Ausgabe machte die erste werthlos (? das begreifen wir nicht!) und ruinirte die preußischen Verleger. Dagegen muß vor Allem bemerkt werden, daß eben die 1. Aufl. des „Anti-Machiavell" in Holland (Haag 1740) gedruckt wurde.

Nach Andern wird angegeben, Voltaire habe, als er in Frankfurt auf Befehl des großen Königs verhaftet wurde, sich heftig über seine Despotie und seinen Geist ausgelassen und ausgerufen: „Je ne veux plus travailler pour le roi de Prusse."

252. Das koſtet ein Viehgeld.

So viel wie: Das koſtet ungeheuer viel, daß man ſich nicht genug darüber wundern und keinen andern Maßſtab für die Ungeheuerlichkeit des Preiſes finden kann, als die Vergleichung mit dem, was viehiſch, offenbar in der Bedeutung brutal, unverſchämt, unmenſchlich iſt. Der unmenſchliche Preis iſt daher ein Viehgeld.

Man will aber die Entſtehung von den Römern herleiten, welche den Werth der Dinge nach dem der Ochſen und Schafe berechnet haben ſollen. Auch war bei ihnen, nach der Bezeichnung des Geldes mit **pecunia** von aufgeprägten Viehbildniſſen — jedes Stück Geld ein Viehgeld, aber nicht im Sinne unſeres Sprichwortes, für das wir übrigens ganz analog auch ſagen: „ein Heidengeld," d. h. in demſelben Sinne, wie dort eines „Viehes würdig," hier der eines Heiden würdige Preis.

253. Jemand nicht das Waſſer reichen.

In früherer Zeit ſchon war die heut allgemein werdende Sitte bei Vornehmen gang und gäbe, nämlich ſich nach gehaltener Mahlzeit die Hände zu waſchen; gemeiniglich reichte dann einer der oberſten Bedienten Schale und Waſſer. Aus beſonderer Höflichkeit geſchah es zuweilen, daß einer von den Gäſten dieſen Dienſt übernahm. Man wollte damit gleichſam anzeigen, daß der Gaſt weit unter dem Wirthe ſtehe, und deßhalb als der Geringere dem Anderen gegenüber auch nicht mit ihm in Vergleichung kommen könne. In der Bibel ſchon heißt

es z. B. 2. Könige 3. 11.: „der Waſſer auf die Hände Eliahus gegoſſen für: „der ihn bedienet hat.“ Bei der Meſſe reicht der Miniſtrant dem Prieſter das Waſſer und gießt es ihm auf die Hände, und ebenſo iſt in der Synagoge noch heutigen Tages Brauch, daß die Leviten als Ehrenrecht den Prieſtern, bevor ſie den Segen ſprechen, das Waſſer zum Waſchen der Hände reichen und übergießen. So wird erzählt, daß Erzherzog Ferdinand ſeinem Bruder Kaiſer Karl V. zu Innsbruck bei einer Zuſammenkunft das Waſchbecken der Sitte gemäß vorhielt, um ſinnlich darzuthun, wie ſehr weit er unter dem Erſtgebornen ſtehe. — Wir erinnern auch an den Spruch Johannes des Täufers: „Es wird Einer nach mir kommen, dem die Schuhriemen aufzulöſen ich nicht würdig bin.“ Am Hofe des Königs von Preußen, Friedrich des I. fand die Sitte des Waſſerreichens noch Statt. Niemals aber hat die Redensart den Sinn, als wäre Jemand einem Andern ſo gram, daß er ihm auch nicht einen Trunk Waſſer reichen möchte.

254. Einem etwas weis machen.

So ſagen wir, um die Entſtellung einer Thatſache zu charakteriſiren; wenn wir merken, daß man uns etwas „aufbinden“ will. Man hat ſich die Redensart bildlich aus der Bemühung des lügenhaften Darſtellers, uns etwas, das eigentlich ſchwarz iſt, als weiß ſehen zu machen, erklärt. Aber nach allen bisher angeſtellten Forſchungen iſt man mit dieſer Erklärung auf dem Holzwege und der Irrthum beruht vielleicht einzig auf der fehlerhaften Orthographie (weiß für weis). Die wahre

Etymologie von weismachen ist offenbar das, weisen, Einem zu wissen machen, in sein Wissen bringen; so daß „Einem etwas weis machen" ursprünglich bedeutete: „Ihn auf eine gewisse Fährte führen, weisen." Freilich kann es schon in dieser Fassung immerhin in schlechtem Sinne genommen werden; als: „Du wirst mir das nicht weis machen," d. h. du wirst nichts dazu beitragen, daß ich dies oder jenes erkenne, wisse; oder: „dahin laß' ich mich von dir nicht weisen." Und: „Man hat mir etwas weis gemacht" wäre: „Man hat mein Wissen zu einem bestimmten Wissen gemacht, das etwa nur dem Andern, nicht mir dient; oder „er hat es mir überhaupt zur Kenntniß, zum Wissen gebracht, damit ich es so und so annehme." Aber der Begriff der Lüge im häßlichsten Sinne des Wortes kam wohl erst später dazu.

Der Curiosität halber theilen wir auch eine culturgeschichtliche Erklärung mit. Es sollen ehedem die alten Weiber beim Spinnen und Weben gar fürchterlich gelogen haben, weil der Aberglaube verbreitet war, man könne die gesponnene Leinwand nur durch dieses Mittel vor dem Einfluße böser Hexen und Geister bewahren und recht weiß erhalten. Die Leinwand weiß machen und lügen ward so Ein Begriff.

255. Ein X für ein U machen.

So viel wie Einen belügen, ihm etwas weis machen, d. h. eine Sache anders darstellen als sie eigentlich ist, mit der Nebenabsicht, ihn zu betrügen, zu beschwindeln, „daranzukriegen."

Offenbar ist das nur ein witziger Ausdruck für die falsche Darstellung einer Sache; es handelt sich

hier nicht ſowohl darum, ſtatt eines wirklichen X ein wirkliches U zu machen, ſondern nur überhaupt: das eine für das andere, die Lüge für die Wahrheit zu ſetzen, am Ende was immer für einen Buchſtaben, nur nicht den rechten, der uns die Wahrheit erkennen macht.

Zur Illuminirung des Witzes können wir immerhin auch folgende Erklärung annehmen. Man denke ſich römiſch 10 d. i. X (x) und römiſch 5 d. i. V (v das u der Alten). Man kann jeden Augenblick aus dem X ein V machen, wenn man die untere Hälfte —X— wegliſcht, ſo wie aus dem V ein X, wenn man ſie wieder hinzuſetzt. Wenn daher z. B. ein Gutsverwalter ſeinem Herrn 10 fl. ſtatt 5 fl. verrechnet, als hätte er ſie wirklich ausgegeben, ſo hat er ihm allerdings ein X für ein V gemacht.

256. Einem die Zähne weiſen.

Dieſes an und für ſich keine Erklärung erheiſchende Sprichwort hat im Polniſchen (Zęby na kogoś ostrzyć) einen geſchichtlichen Hintergrund. Stephan Bathory nämlich, Polens vortrefflicher König, führte, in ſeinem Wappen drei Wolfszähne. Wenn er nun an ſeinen Adel, über den er ein ſtrenges Regiment führte, eine Verfügung erließ, ſiegelte er ſie mit dieſem Wappen, das überall, wohin es gelangte, Reſpekt und Furcht einflößte und von dem, der es erhielt, pflegte man zu ſagen: „Er hat ihm die Zähne gewieſen.“ Man wußte, daß es da keine Oppoſition mehr gebe. Daher hieß es auch: „Unter König Stephan zitterte auch der Edelmann.“

Wir wiſſen nicht, ob Bathory ſeine Zähne im

Fegefeuer zu gebrauchen Gelegenheit hat. Er muß wohl nicht daran gedacht haben; sonst hätte er vielleicht wie die heilige Apollonia gethan, die sich bei Lebzeiten alle ihre Zähne hat ausreißen lassen, damit sie vor dem — Zähneklappern im Fegefeuer sicher sei!

Doch die Canadier wollen lieber dieß risquiren als ihre Zähne einbüßen. Sie halten nämlich, wenn ein Regenbogen sich zeigt, fest ihren Mund zu, weil sie glauben, es fallen ihnen sonst die Zähne aus.

257. Zapfenstreich.

Ursprünglich der Streich auf dem Zapfen am Faße (die Trommel sieht auch einem Faße nicht ungleich), der das Spundloch fester verschließt und verhindert, daß nichts mehr herauslaufe, haben wir es jetzt in der Bedeutnng eines Zeichens mit der Trommel, welches den Soldaten des Abends gegeben wird, damit sie sich in ihren Quartieren einfinden und dann aus denselben nicht mehr auslaufen. Wer nach dem Zapfenstreiche heimkommt, verfällt einer Strafe. Auch nennt man den bei großen militärischen Festlichkeiten geschlagenen Generalmarsch, von den Trommeln der ganzen Garnison ausgeführt, den großen Zapfenstreich.

Der Witz des Volkes, hingerissen von dem eigenthümlichen festen Takte dieses Zeichens hat ihm fast überall einen eigenen Text, der sich an den Rythmus der Melodie anschließt, untergelegt. Diese Texte charakterisiren entweder irgend ein Moment des Soldatenlebens oder selbst ein geschichtliches Ereigniß.

Schon im 16. Jahrhunderte gab es solche Sprüchelchen. Eins der ältesten ist: „Hüt' dich bawer, ich

komm, mach dich bald davon! oder: „Ware dich Bure, de Garde de kumbt.“ oder: „Hüt' di Baur, ich komm, nimm die Hühne un Gäns;“ oder: „Trom, trom, trom, heu di Bawer, ich komm, ich breng dich um's (nicht), ich nenn dich um's, un bin auch nit sihr froud!“

Der alte preußische Zapfenstreich lautete im Texte: „Zu Bett, zu Bett, die Trommel geht, und daß ihr Morgen früh aufsteht, und nicht so lang im Bette leht!“ — Der alte preußische Spießruthenmarsch: „Warum bist du weggelaufen, warum thust du das? Darum mußt du Spießruth laufen, wie gefällt dir das?“

Zum österreichischen Zapfenstreich ist sehr vulgär: „Geht's ham, geht's ham, ös Lumpenhund, ös freßt's 'n Kaiser's Brod umsunst!“ oder auch: „Drei lederne Strümpf, zwei und drei macht fünf, wenn ich einen verlier', hab' ich doch noch vier!“

Zum bairischen: „Die Franzosen haben das Geld gestohlen, der Deutsche muß es wieder holen; Geduld, Geduld, Geduld!“

Im französischen: „Ramplamplam, Papier und Argent, da kommen sie an, sie haben keine Schuh und keinen Strumpf nicht an!“ Und zum französischen Appel: „Komm, Kamerad, komm mit Sack und Pack, mit Sack und Pack, kommst du nit, so hol ich dich, so kommst du in Raison, komm, Kamrad komm!“ Auch zum Hornsignal fand sich ein Text: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, und dann und wann ein Schöpsenkupp, und Mehl, und Mehl, und Mehl!“

258. Zettergeschrei.

Zetterschreien, Zettergeschrei stammt von zeteeren, lateinisch citare her, weil die Gerichtsärzte in alten Zeiten öffentlich und laut vor Gericht zitirten. Nach Schwenck wäre es ein Schmerzensruf, wie Hilfegeschrei; gleichsam: „Ziehet zu Hülfe" (von Ziet her, zieht her), daraus dann abgekürzt: Zeter, daher auch in der Zusammensetzung: Zetter und Mordio!

259. Zuwage.

Unter diesem Namen ist beim Fleischverkaufe jenes schlechtere Stück Fleisch oder Bein verstanden, das der Fleischhauer zur Ausgleichung des durch die ungenießbaren Bestandtheile des Thieres ihm erwachsenen Gewichtsverlustes der Partei auf ihr Gewicht aufgeben, zuwägen darf. Der Ursprung dieser Sitte ist in Frankreich zu suchen. Als unter Heinrich IV. das Fleisch ungewöhnlich hoch im Preise stand, bestimmte eine königliche Ordonanz, daß dem Volke das Fleisch ohne Knochen verkauft werden solle und daß diese den besseren Fleischsorten beizugeben seien. Die Ordonanz wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen, Abends die Stadt beleuchtet und daher die Zuwage rejouissance genannt.

Bei uns, namentlich in Wien, ist das gerade der umgekehrte Fall; da bekommt jede Partei, welche wenig Fleisch kauft und daher auch schlechteres erhält, die meiste Zuwage. Freilich waren die Behörden stets bemüht, durch Verordnungen die Willkühr der Fleischer zu beschränken und das Publikum davor zu

ſchützen; aber es will nichts nützen, und in der Reichshauptſtadt iſt das Weh ſchon ſehr ſchreiend geworden. Wer unter 2—3 Pfund Fleiſch kauft — und wie Viele ſind wohl im Stande mehr zu nehmen? — wird nicht nur an der Qualität, ſondern auch — durch die unverhältnißmäßig große Zuwage — an der Quantität der Waare verkürzt, obgleich ſchon die doppelten Preiſe für „Hinteres" und „Vorderes" — erſteres iſt das Beſſere — die ſtrenge, unbillige Scheidung zwiſchen Bemittelten und Unbemittelten durchführen. Man muß indeß ſagen, daß das Publikum ſelbſt der wohlmeinenden Abſicht der Behörden und ſeinem eigenen Intereſſe zuwider handelt, indem es die Maßregeln jener nicht unterſtützt. Es iſt nämlich dafür geſorgt, daß eigene behördliche Viſitatoren die Fleiſchausſchrottungen begehen und die Parteien auffordern, ihnen das gekaufte Fleiſch zur Controlle vorzuzeigen. Aber Indifferentismus, Nachläſſigkeit, falſch verſtandene Bequemlichkeit der einkaufenden Individuen vereiteln dies, indem ſie, eines ſolchen Comiſſärs anſichtig geworden, eiligſt zu entkommen trachten, blos weil es ihnen läſtig iſt, Rechenſchaft zu geben, ſich aufzuhalten und über eine ſcheinbar unbedeutende Sache Klage zu führen. Es wären bei vernünftigerem Zuſammenwirken der polizeilichen Organe und der intereſſirten Parteien derlei oft grell auftretende Uebervortheilungen unmöglich. An ſolchen Miſerabilitäten iſt aber die Wiener Culturgeſchichte ſchon von jeher reich. Iſt dies nicht wirkliches Pfäakenthum?